Deutsche Gegenwarts- sprache

Tendenzen und Perspektiven

Herausgegeben von
Gerhard Stickel

de Gruyter

Publikationsserver des Instituts für Deutsche Sprache
URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-86059>

Deutsche Gegenwartssprache

Institut für deutsche Sprache
Jahrbuch 1989

Deutsche Gegenwartssprache

Tendenzen und Perspektiven

Herausgegeben von
Gerhard Stickel

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1990

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Deutsche Gegenwartssprache: Tendenzen und Perspektiven /
hrsg. von Gerhard Stickel. — Berlin ; New York : de Gruyter,
1990

(Jahrbuch ... des Instituts für deutsche Sprache ; 1989)

ISBN 3-11-012446-7

NE: Stickel, Gerhard [Hrsg.]; Institut für deutsche Sprache
<Mannheim>: Jahrbuch ...

© Copyright 1990 by Walter de Gruyter & Co., D-1000 Berlin 30

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Druck: Gerike, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer, Berlin

INHALT

Grußworte und Ansprachen	7
Siegfried Grosse: 25 Jahre Institut für deutsche Sprache	21
Hans Jürgen Heringer: Politische Glaubwürdigkeit – Betrachtungen eines moralisierenden Linguisten	30
Georg Stötzel: Semantische Kämpfe im öffentlichen Sprachgebrauch	45
Uwe Pörksen: „Unsere politische Sprache ist leer und bewegt fast nichts mehr.“ – Politik als Sprache und literarische Form	66
Hartwig Kalverkämper: Der Einfluß der Fachsprachen auf die Gemeinsprache	88
Podiumsgespräch: Sprache im Fernsehen	
Hans Bickes: Einleitende Bemerkungen	134
Erich Straßner: Fünf Thesen	137
Reinhard Appel: Die Erwiderung des Journalisten auf die Thesen von Erich Straßner	142
Uwe Förster: Beobachtungen zum Sprachgebrauch in den Nachrichtensendungen	151
Aus der Diskussion zu den Beiträgen der Podiumsredner	164
Walter Weiss: Sprache in der Literatur	168
Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten	
Werner Besch: Einleitung	182
Renate Herrmann-Winter: Deutsche Demokratische Republik	184
Robert Schläpfer: Deutsche Schweiz	192
Dieter Stellmacher: Der Norden der Bundesrepublik Deutschland	198
Heinrich Löffler: Süddeutschland	208
Peter Wiesinger: Österreich	218

Horst Sitta: Defizit oder Entwicklung. – Zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten	233
Josef Kopperschmidt: Rhetorik – gestern und heute. Oder: Öffentliche Rede in Deutschland	255
Alois Brandstetter: Über Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache, (dargestellt an Veränderungen im Wortfeld „Winter“)	292
Leslie Seiffert: Von Fremd- und Lehnwörtern und von Kunst- und anderen auserlesenen Deutungs-reichen Wörtern, oder: Darf man noch zu einer Elften Lobrede ansetzen?	302
Wolfgang Mentrup: Bemühungen um eine Neuregelung der deutschen Rechtschreibung	337
Gerhard Stickel: Perspektiven der Forschungsarbeit des Instituts für deutsche Sprache	372
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1989	386

Grußwort des Bundesministers für Forschung und Technologie

Dr. Heinz Riesenhuber

Den Teilnehmern der Jahresveranstaltung 1989, mit der das Institut für deutsche Sprache zugleich sein 25-jähriges Bestehen feiert, übersende ich meine herzlichen Grüße. Nicht unter ihnen sein zu können bedaure ich.

Die hohe Teilnehmerzahl ist ein Beleg für das starke Interesse an der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der deutschen Sprache und für das große Echo der Institutsarbeit.

Hervorzuheben ist der hohe Anteil an Gästen aus dem Ausland. Er entspricht der lebendigen Rolle der deutschen Sprache als Trägerin der durch sie geprägten Kultur. Sprache ist nicht nur ein Mittel der zwischenmenschlichen Verständigung, sondern auch und vor allem Ausdruck des Denkens. Der Beitrag der deutschen Kultur in Literatur, Philosophie, Naturwissenschaft, Technik und auf vielen anderen Gebieten kann nur über die deutsche Sprache in voller Tiefe erschlossen werden.

Deutsch gehört nicht zu den großen Weltsprachen. Mit rund 90 Millionen Deutschsprachigen allein in Europa ist es jedoch eine der wichtigsten Regionalsprachen der Welt.

Besondere Bedeutung hat naturgemäß der deutsche Sprachraum in Mitteleuropa. Die Geschichte der deutschen Sprache sowie ihre Entwicklung in Gegenwart und Zukunft sind durch ihre Mehrstaatlichkeit ebenso geprägt wie durch das gleichzeitige Bewußtsein ihrer grundlegenden Einheitlichkeit. Darstellung und Untersuchung der Grundlinien und der Einzelercheinungen dieses Prozesses sind wichtige Aufgaben der Sprachforschung. Daß dies seit langem in partnerschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftlern der deutschsprachigen Länder geleistet wird, ist uns allen dankbar bewußt.

In den 25 Jahren seit seiner Gründung hat sich das Institut für deutsche Sprache als eine zentrale, leistungsfähige Forschungseinrichtung mit überregionaler und internationaler Bedeutung etabliert. Die etwa zur Mitte dieser 25 Jahre verabredete gemeinsame Förderung des Instituts durch das Sitzland Baden-Württemberg und den Bund hat sich als tragfähige Basis einer fruchtbaren Arbeit auf großer Bandbreite erwiesen. Herausheben möchte ich hier die Forschungsarbeiten und Datensammlungen zur Grammatik und zum Wortschatz der Gegenwartssprache sowie die vergleichenden Grammatiken, die international große Beachtung gefunden haben und Anstöße zu einer Zusammenarbeit unterschiedlicher Kulturen – auch über Europa hinaus – sind. Ferner erwähne ich die

wichtigen Arbeiten auf dem Gebiet „Sprache und Gesellschaft.“

Neben der Leistung auf den Gebieten der Forschung und Dokumentation verdient die Förderung der internationalen Zusammenarbeit – insbesondere durch die Veranstaltung von Tagungen wie der heutigen – besondere Anerkennung. Das diesjährige Thema „Deutsche Gegenwertsprache – Tendenzen und Perspektiven“ gibt Raum zur – vermutlich häufig streitigen – Erörterung einer Fülle wichtiger und schwieriger Fragen. Nur eine von diesen ist das Medienereignis 1988 des Instituts, der Rechtschreibreformvorschlag, der der Kultusministerkonferenz und dem Bundesminister des Innern vorliegt.

Ich wünsche dem Institut für deutsche Sprache weiterhin Erfolg und der Jahrestagung 1989 reichen Ertrag.

Ansprache des Ministers für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg

Prof. Dr. Helmut Engler

Sehr verehrter Herr Präsident Grosse,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich begrüße Sie im Namen der Landesregierung von Baden-Württemberg und in Vertretung von Herrn Ministerpräsident Lothar Späth zur Jahrestagung 1989 des Instituts für deutsche Sprache hier im schönen Kongreßzentrum „Rosengarten“ in Mannheim. Besonders herzlich grüße ich die Tagungsgäste aus dem Ausland und die Germanisten, die aus Übersee zu uns gekommen sind.

Der Anlaß der Jahrestagung 1989 ist ja auch ein besonderer: Wir können auf 25 Jahre Arbeit des Instituts für deutsche Sprache zurückblicken, auf 25 Jahre wissenschaftlicher Beiträge zur deutschen Sprachwissenschaft in allen ihren Zweigen, vom Deutschen Spracharchiv des IDS mit den 10 000 Tonaufnahmen von gesprochener Sprache bis zur Kommission für Rechtschreibfragen, von den Handbüchern und Monographien aus den Abteilungen „Grammatik“ und „Lexik“ bis zu den großen Forschungsprojekten der Abteilung „Sprache und Gesellschaft“. Wenn ich aus der Fachwelt richtig unterrichtet worden bin, dann ist auch der Beitrag des IDS zur linguistischen Datenverarbeitung für die deutsche Sprachwissenschaft ganz bedeutend, insbesondere schon die Dienstleistung für die gesamte Germanistik im In- und Ausland, die darin besteht, daß im Computer des IDS die – für den Laien ganz unvorstellbare – Zahl von 20 Millionen Wortformen aus der deutschen Sprache für die germanistische Forschung gespeichert, erschlossen und abrufbar gemacht worden ist.

So möchte ich heute dem Institut für deutsche Sprache ganz herzlich zu seinem 25. Geburtstag gratulieren und den Wunsch anschließen, daß das Institut in den kommenden Jahrzehnten weiterhin so zuverlässige und so wichtige Beiträge zur deutschen Sprachwissenschaft leisten möge wie in der Vergangenheit, in der Zusammenarbeit zwischen den Mitarbeitern des IDS und den vielen hoch angesehenen Germanisten aus den Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen im Inland und im Ausland, die in den Kommissionen und in den Forschungsbeiräten die wissenschaftliche Arbeit des Instituts für deutsche Sprache verantwortlich begleiten und fördern.

Ich möchte in dieser Stunde des Ausblicks auf die weitere Arbeit des IDS aber auch kurz innehalten zu einem Blick in die Vergangenheit, zu einem

Wort der Erinnerung an die Gründung und an die Gründer des Instituts für deutsche Sprache hier in Mannheim im Jahre 1964:

Am 19. April 1964 wurde die Urkunde über die Gründung des Instituts als eine Stiftung des Bürgerlichen Rechts hier in Mannheim ausfertigt. Es waren acht Germanistikprofessoren aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Österreich und aus der Schweiz, die damals dieses Institut errichtet haben. Es war eine weitblickende wissenschaftspolitische Entscheidung in der Erkenntnis, daß die Sprachwissenschaft außer ihrer vielfältigen Pflege an den Hochschulen auch eine zentrale wissenschaftliche Einrichtung braucht, in der die Forschungsprobleme zusammenlaufen und zusammengesehen werden, wo in den Kommissionen und in den Publikationen dieses Instituts auch die Zusammenarbeit der Sprachwissenschaftler mit den Nachbarwissenschaften stattfindet und wo die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit in wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften veröffentlicht werden.

Die große Zahl der Teilnehmer auch an dieser Jahrestagung 1989 zeigt, wie groß das Echo der wissenschaftlichen Arbeit des IDS in der Fachwelt ist.

Ich möchte bei dieser Bilanz der IDS-Arbeit aber auch Namen von Persönlichkeiten nennen, denen wir für diese Erfolge zu besonderem Dank verpflichtet sind.

An erster Stelle gilt unser Dank Herrn Professor Hugo Moser aus Bonn, der 1964 der Initiator für die Institutsgründung war und der als der erste Präsident das Institut für deutsche Sprache 12 Jahre hindurch geleitet hat, in einer Zeit, als die überwiegende Projektfinanzierung für die Institutsmitarbeiter – es waren damals mehr als 100 wissenschaftliche Angestellte im Institut –, als diese Projektfinanzierung damals die bekannten Probleme um die Befristung von Arbeitsverträgen für Wissenschaftler verursacht hat, so daß in jenen Anfangsjahren das IDS beim Arbeitsgericht Mannheim aus vielen Dutzend „Entfristungsklagen“ mindestens ebenso bekannt war wie in der germanistischen Fachwelt! Herr Professor Moser hat aus diesen schweren Anfängen das IDS zu erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit geführt. Dafür sei ihm heute auch der Dank der Landesregierung von Baden-Württemberg ausgesprochen.

Für die Konsolidierung des Instituts und für die erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit, die wir vom IDS kennen, gilt der Dank der Landesregierung und – wie ich glaube, sagen zu dürfen – auch der Dank der Fachwelt gleichrangig Herrn Professor Heinz Rupp aus Basel, der als der zweite Präsident des Instituts in den Jahren von 1976 bis 1988 die wissenschaftliche Arbeit des IDS in der Weise geprägt hat, wie wir sie heute

kennen.

Herzlichen Dank sage ich deshalb auch Herrn Professor Rupp für diesen Einsatz und für diese Erfolge seiner Arbeit, die er – ehrenamtlich! – neben seiner Tätigkeit als Universitätsprofessor in Basel geleistet hat. Es ist schon bewundernswert, was ein zäher Schwabe aus Bad Cannstatt am Mittleren Neckar – in Freiburg habilitiert und Professor in Basel – hier an der Mündung des Neckars in den Rhein im Institut für deutsche Sprache und für die deutsche Sprachwissenschaft „auf die Beine gestellt“ hat!

Ihnen, lieber Herr Professor Grosse, als dem dritten Präsidenten des IDS und erst seit dem vergangenen Jahr im Amt, wünsche ich ebenso viel Erfolg und Glück für Ihre verantwortungsvolle Aufgabe, wie es Ihre beiden Amtsvorgänger hatten!

Der Dank und die Anerkennung der Landesregierung soll heute an diesem „Jubiläumstag“ aber auch einmal öffentlich den beiden Institutsdirektoren Professor Stickel und Professor Wimmer ausgesprochen werden, die das Institut in Mannheim jetzt schon seit so vielen Jahren erfolgreich und kollegial leiten:

Nicht nur die Fachwelt, lieber Herr Stickel, lieber Herr Wimmer, sondern auch die zuständigen Ministerien in Bonn und in Stuttgart wissen, wieviel das IDS und die deutsche Sprachwissenschaft der von Ihnen so erfolgreich ausgeübten Leitung des Instituts verdanken!

Als der zuständige Ressortminister in der Landesregierung von Baden-Württemberg bin ich dem Institut für deutsche Sprache und der Fachwelt heute auch ein Wort über eine neue räumliche Unterbringung des Instituts schuldig, da wir die beengten Raumverhältnisse in der Friedrich-Karl-Straße – gleich hier neben dem „Rosengarten“ – kennen.

Die Stadt Mannheim hat jetzt vor einigen Monaten – im Rahmen des sogenannten Mannheimer Kulturpakets – das frühere städtische Krankenhaus in der Mannheimer Innenstadt zum Umbau für das IDS angeboten. Ich kann dazu heute noch keine verbindliche Erklärung abgeben, weil noch manche Fragen zu beantworten und im Zusammenwirken mit der staatlichen Grundstücks- und Bauverwaltung und mit der Stadt Mannheim Entscheidungen zu treffen sein werden. Ich darf Ihnen aber versichern, daß die Landesregierung die Dringlichkeit einer neuen Unterbringung des IDS kennt und mit Nachdruck um eine gute Lösung bemüht ist. Ich will hierüber jetzt nicht noch mehr Worte machen, da Grundstücksangelegenheiten in ihrem Vorfeld gegenüber öffentlicher Erörterung bekanntlich sehr empfindlich sind.

Und nun hätte ich große Lust, mich als Amateur – durchaus im Sinne der engen Übersetzung dieses Wortes – in Ihre Tagungsarbeit einzumischen und meine Meinung zu manchen Einzelthemen zu äußern, die auf dem Programm stehen. Es gibt kaum ein Thema, das mich nicht interessierte, und ich bin davon überzeugt, daß die Sprache für die Menschen, für ein Volk, für eine Sprachgemeinschaft, für die „Gesellschaft“ und ihre Kultur eine zentrale Bedeutung hat, eine viel größere, als viele annehmen, die sich ihrer oft in sehr nachlässiger Weise bedienen. Ich will mich aber zügeln, will nichts sagen beispielsweise zur Etymologie, zur Semantik, zum Amtsdeutsch, zur Mundart, zum modischen Wortschatz der Politiker und der Journalisten, zur Frage des Einflusses der Sprache auf gesellschaftliche Verhältnisse, etwa das Verhältnis von Mann und Frau, das Verhältnis von eher konservativ und eher progressiv eingestellten Menschen und – was manche damit zu unrecht gleichsetzen – das Verhältnis von wirtschaftlich besser gestellten zu wirtschaftlich schlechter gestellten Menschen.

Ich verspreche aber Herrn Dr. Mentrup und allen, die an dem kürzlich veröffentlichten Gutachten zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung mitgewirkt haben, daß ich diese nach meiner Überzeugung höchst verdienstvolle Arbeit so bald wie möglich gründlich studieren und daß ich mich in der Kultusministerkonferenz dafür einsetzen werde, daß dieses Thema nicht oberflächlich und mit billigen Scherzen, sondern sorgfältig und mit dem hohen Verantwortungsbewußtsein beraten wird, das der Untertitel des am Donnerstag vorgesehenen Referats „Kulturbruch oder Beitrag zur Sprachkultur?“ zu Recht beansprucht.

Lassen Sie mich die Gelegenheit, vor diesem Auditorium zu sprechen, aber doch noch zu einer anderen Bemerkung nutzen (hoffentlich sagt niemand, wenn ich fertig bin, ich hätte „mißbrauchen“ sagen müssen), zu einer Bemerkung, die sich auf die Vorherrschaft des männlichen Geschlechts in der Sprache bezieht, eine Vorherrschaft, die besonders auch in der Gesetzessprache sichtbar wird. Wir haben in letzter Zeit ab und zu gehört, daß gesetzgebende Körperschaften diese Vorherrschaft durch Alternativformulierungen zu beseitigen versuchen, wobei unterschiedliche Techniken verwendet werden, denen gemeinsam ist, daß sie den Stil, den Fluß der Sprache, zum Teil auch das Schriftbild verschlechtern. Nun kann man natürlich sagen, das seien Schönheitsfehler; sie müsse man in Kauf nehmen, wenn auf diese Weise – und nur auf diese Weise – einer überholten Vorstellung von der Rolle der Frau in der Gesellschaft entgegengewirkt werden könne.

Schauen wir uns ein Beispiel an, den § 985 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der zur Zeit noch (schon seit dem 1. Januar 1900) lautet: *Der*

Eigentümer kann von dem Besitzer die Herausgabe der Sache verlangen. – Wäre es denn so schlimm, wenn man hier künftig lesen müßte: *Der Eigentümer oder die Eigentümerin kann von dem Besitzer oder der Besitzerin die Herausgabe der Sache verlangen?* – Sie haben bemerkt, meine Damen und Herren, daß ich nicht das Bürokratenwort *beziehungsweise* verwendet habe, das ich in meinem Ministerium in mühsamer Arbeit seit über einem Jahrzehnt allmählich ausgerottet zu haben glaube. Also, fahren wir fort, wenden wir uns dem unmittelbar anschließenden Paragraphen 986 zu, den auch DER SPIEGEL in der letzten Woche angeführt hat. Ich lese den Text vor, und Sie können dann jeweils die weibliche Form hinzudenken:

Der Besitzer kann die Herausgabe der Sache verweigern, wenn er oder der mittelbare Besitzer, von dem er sein Recht zum Besitz ableitet, dem Eigentümer gegenüber zum Besitze berechtigt ist. Ist der mittelbare Besitzer dem Eigentümer gegenüber zur Überlassung des Besitzes an den Besitzer nicht befugt, so kann der Eigentümer von dem Besitzer die Herausgabe der Sache an den mittelbaren Besitzer oder, wenn dieser den Besitz nicht wieder übernehmen kann oder will, an sich selbst verlangen.

Stellen wir uns nun vor, daß alle männlichen Hauptwörter mit ihrem Artikel und alle Fürwörter, die für ein männliches Hauptwort stehen, durch die jeweilige weibliche Form ergänzt werden müßten, so wird klar, daß das nicht geht. Wir könnten aber auch nicht die Einbeziehung der weiblichen Form auf Sätze beschränken, in denen nicht mehr als drei Fälle vorkommen, und wir können und wollen schließlich auch nicht – jedenfalls nicht aus diesem Grund – das ganze BGB umdichten.

Ich meine, mit derartigen Beispielen kann und muß man das Verlangen, durchweg beide Geschlechter nebeneinander in die Gesetzes- und Amtssprache einzuführen, ad absurdum führen; wahrscheinlich gibt es aber auch in diesem Punkt Vertreter oder Vertreterinnen einer anderen Meinung.

Warum habe ich diesen Punkt erwähnt und damit vielleicht doch beim einen oder anderen Hörer, bei der einen oder anderen Hörerin Mißfallen erregt, vielleicht sogar den Vorwurf provoziert, ich versuchte hier ein Späßchen auf Kosten einer ernstesten Sache, eines ernstesten Anliegens? Auch nicht aus bloßem Übermut, sondern weil ich andeuten wollte, daß wir bei allem, was sich im Bereich der Sprache vernünftig entwickeln und keinen Schaden nehmen soll, Maß halten müssen. Dazu gehört, auch wenn es um die Verfolgung eines als berechtigt anerkannten Ziels geht, daß der Nutzen, der Grad der mit einem bestimmten Schritt erreichbaren Annäherung an dieses Ziel, in einem richtigen Verhältnis zu dem Aufwand, zu den mit dem erstrebten Fortschritt verbundenen Gefahren und

Risiken stehen muß. Das gilt nach meiner Überzeugung, wenn ich jetzt das Thema der männlichen Vorherrschaft in der Sprache verlasse, auch für die Rechtschreibreform, und es gilt für das berühmte Problem, wie sich das konsequente Festhalten an den geltenden Regeln der Sprache und die Fortentwicklung der lebendigen Sprache gegenüberstehen.

Sie haben vielleicht bemerkt, meine sehr verehrten Damen und Herren, wie sehr ich es bedauern muß, daß ich nicht am ganzen Programm Ihrer Tagung teilnehmen kann, als Laie, als Amateur, als Dilettant, wird jetzt vielleicht mancher von Ihnen sagen, und ich lasse es gelten in der wörtlichen Übersetzung: als Liebhaber. Das möchte ich aber auch Ihnen wünschen, die Sie in Ausübung Ihres Berufs mit der Sprache umgehen: Mögen Sie dies immer mit Liebe tun, möge diese liebevolle Beschäftigung mit der Sprache reiche Früchte tragen, zum Wohl unserer Sprache und unserer Kultur!

Grußwort des Vizepräsidenten des Goethe-Instituts

Ekkehard Maurer

Sehr verehrter Herr Minister,
sehr verehrte Herren Abgeordnete,
sehr verehrte Magnifizenzen,
sehr verehrter Herr Präsident,
hochverehrte Festversammlung,

die Aussagefähigkeit der Sprache und ihre Sensibilität – so hörte ich neulich sagen – sind bisweilen größer als jene des Redners. Vielleicht sollen daher Grußworte den Vorzug der Kürze zeigen. Und Kürze bringt den Vorzug des geringeren Wagnisses mit sich. Dieser Meinung will ich mich getrost anschließen.

Es ist mir eine ganz besondere Ehre und ein großes Vergnügen, Ihnen an diesem Freudentage den Gruß des Goethe-Instituts, seines Präsidenten, des Präsidiums, des Vorstandes und seiner Mitarbeiter aus München überbringen zu dürfen. Ihnen gelten unsere herzlichen Glückwünsche zu einem Vierteljahrhundert des segensreichen Daseins, Wirkens und Bewirkens.

Das Werk, daß Sie vollbringen, ist in vielfältiger Weise manifestiert. Eine Fülle von Veröffentlichungen ist die Frucht Ihres Strebens – eine ansehnliche Leistung, die Hochachtung gebietet, verdient und ganz besonders am heutigen Jubiläumstage empfängt. Zum Respekt und der Würdigung gesellt sich der Dank aller, denen unsere Sprache sowohl das pflegsam zu gebrauchende Mittel der Mitteilung, der Verständigung als auch ein Herzensanliegen ist.

Das Institut für Deutsche Sprache, wenn ich es recht verstehe, beobachtet, verfolgt, erforscht die Grundströmungen des Lebens der Sprache, dokumentiert sie, macht sie deutlich und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zu unser aller Sprachbewußtsein, Sprachkultur und zur Sprachgeschichte. In Kursen, Seminaren und Vorträgen findet diese Arbeit wissenschaftlichen und öffentlichen Ausdruck und Anerkennung.

Ob wir davon nun im einzelnen wissen, ob wir gar daran teilnehmen – für jeden der rund 100 Millionen Menschen deutscher Muttersprache und für alle jene in der Welt, die auf die eine oder andere Weise unserer Sprache zugewandt sind, ist das Geschehen in diesem Hause von herausragender Bedeutung. Sind wir immer wach genug dafür? Diese Frage sollten wir ständig an uns stellen.

Die Sprache entwickelt sich immerwährend fort, bildet sich neu, entsteht im Wandel, entdeckt neue Möglichkeiten und läßt andere schnöde seitwärts liegen. Sie ist offen, bereit, frische Elemente wertfrei aufzunehmen und andere abzustößen. Sie wacht, sie ruht, sie träumt bisweilen, sie sucht, und manchmal wird sie fündig. Es führt ein weiter Weg vom Beginn der deutschen Schriftsprache vor etwas mehr als 1200 Jahren bis zum heutigen Zeitungsjargon (von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen) zur Jugendsprache und dem Fach-Kauderwelsch der Elektroniker. Wir fügen ihr fortgesetzt im Zuge des täglichen Gebrauchs neue Bilder, Formen, Bedeutungen ein und schleifen bestehende ab. Aber sicher verrichtet die Sprache umgekehrt an uns tiefe Einwirkungen. Sie ringt mit Modebegriffen – heute beliebt, fortschrittlich und morgen vielleicht schon vergessen, verworfen, überholt. Sie muß Bequemlichkeiten hinnehmen und Flachheiten ertragen. Selten geschieht es, daß ihr eine bisher unbekannte Prägnanz, ein neuer Glanz, eine neue Tiefendimension gelingt – wenn überhaupt, dann vielleicht in der Dichtung.

Hans Jonas schrieb kürzlich sein letztes bedeutendes Werk etwa 5 Jahrzehnte nach seiner Emigration und nach 50 Jahren des Publizierens in der englischen Sprache wieder auf Deutsch. Auf die Frage nach dem Grund dieser sprachlichen Heimkehr meinte er etwa: Weil ich zu der Gewißheit gelangte, daß man die letzten, die wichtigsten Dinge der Erkenntnis mit der gebotenen Klarheit, Vertraulichkeit und Behutsamkeit gegenüber dem Gedanken allein in der Muttersprache zu sagen vermag.

Hier liegt ein Erbe, das zu hüten uns aufgetragen ist, und eine in ihren Wirkungen und Rückwirkungen auf das Sprach-Befinden der Menschen in der Zukunft kaum zu überschätzende Herausforderung.

Das „Institut für Deutsche Sprache“ und das „Goethe-Institut zur Pflege der Deutschen Sprache im Ausland“ verbindet über die Tages-themen hinaus die gemeinsame Verantwortung für unsere Sprachkultur. Diese beiden Einrichtungen unseres kulturellen Daseins und Bestrebens ergänzen sich auf die ihrem Auftrag entsprechende Weise. Sie wirken nach innen – w i r mehr nach außen. Zwischen uns gibt es viele Wege, die im beiderseitigen Bemühen gelichtet, geebnet, befestigt und begangen werden und womöglich verstärkt beschritten werden sollen. Das Projekt „Grundstrukturen der Deutschen Sprache“, die gemeinsame Herausgabe der Reihe „Deutsche Sprache in Europa und Übersee“ oder das Zusammenwirken im Arbeitskreis für „Deutsch als Fremdsprache“ der deutschen Universitäten legen dafür Zeugnis ab. Viele Begegnungen mit Germanisten, Dozenten und Studenten der deutschen Sprache – nicht zuletzt hier in Mannheim – stellen reizvolle Bereicherungen und Ermutigungen dar. Hoffen wir weiterhin, bestärkt durch gute Erfahrungen,

auf eine förderwillige, kluge Obrigkeit.

Unsere beiden Institute sind Dienerinnen unserer Sprache, dieses kostbaren, reichen, uns anvertrauten Gutes. In der Aufgabe ihrer Erforschung und Gestaltung einerseits und ihrer Pflege und Verbreitung andererseits wissen wir uns verbunden.

In diesem Sinne begleiten das „Institut für Deutsche Sprache“ unsere herzlichen Wünsche für allzeit gutes Gelingen und für das Wohlergehen aller heute und künftig in ihm tätigen Menschen.

Grußwort des stellvertretenden Direktors des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft, Akademie der Wissenschaften der DDR

Prof. Dr. Joachim Schildt

Herr Präsident, meine sehr verehrten Damen und Herren!
Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Das Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik entbietet dem Institut für Deutsche Sprache aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens freundliche Grüße und beglückwünscht es zugleich zu seinen Erfolgen bei der Erforschung der deutschen Sprache. Das Institut begeht sein Jubiläum in einer Zeit, in der Kooperation und Dialog eine wichtige Rolle bei der Friedenssicherung spielen. In diesem Prozeß kommt auch den Wissenschaften eine erhöhte Verantwortung zu. Wir sind überzeugt, daß eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichen Instituten einzelner Staaten, insbesondere der deutschsprachigen, einen Baustein hierfür zu liefern vermag. In diesem Sinne werden Wissenschaftsbeziehungen zwischen unseren beiden Instituten konstruktiv für den Bau eines gemeinsamen Hauses Europa wirksam werden.

Ich wünsche Ihrer Tagung einen erfolgreichen Verlauf.

Grußwort des 2. Vorsitzenden des Deutschen Germanistenverbandes

Prof. Dr. Bernd Switalla

Meine Damen und Herren,

wie gratuliert man denn einer Institution zu Ihrem 25. Geburtstag, deren Satzung und deren wissenschaftliche Richtlinien ihr zur Aufgabe machen, „die deutsche Sprache, vor allem ihren gegenwärtigen Gebrauch, wissenschaftlich zu erforschen“ – also vielleicht auch den gegenwärtigen Gebrauch des gegenwärtigen Redners?

Stellt man da, im Stile der konversationsanalytisch arbeitenden Forscher dieses Instituts, ausdrückliche Reflexionen darüber an, was die Aufgabe des Redners sei, die er mit seiner Rede praktisch zu lösen habe – und macht sich dann an seine eigene Lösung, indem man selbst eine Grußadresse formuliert? (Was ja, nebenbei bemerkt, den nützlichen Nebeneffekt hätte, Material für weitere konversationsanalytische Untersuchungen zu produzieren...)

Oder gratuliert man der Institution einfach so und überreicht als Präsent einen kleinen Strauß von Begrüßungs- oder besser: von Gratulationsformeln; vielleicht schon zu Computer-Software verarbeitet, in Zukunft als Musterrepertoire studierbar und verwendbar? (Als Software so ähnlich zu gebrauchen wie jene Datei an Schimpfwörtern und Schimpfwortkombinationen, die man seit wenigen Wochen in den USA für den eigenen Gebrauch erwerben kann?)

Oder präsentiert man als Geschenk eine kleine Geschichte, in der das IDS vorkommt? Zum Beispiel die Geschichte von dem Kind, das wissen will – und das muß schon ein seltsam neugieriges Kind sein, Sie haben recht – was denn die Forscher in diesem Institut für die deutsche Sprache so machen: Die Sprache untersuchen? Sie beschreiben? Für wen, und wozu? (Nach dem Wie fragt ja das Kind vielleicht noch nicht.) Vorschreiben, wie man sprechen und über die Sprache sprechen sollte? Oder danach suchen, wo man die deutsche Sprache finden könne, so wie sie ist? Und erzählt man dabei, wie die Geschichte weitergeht: Wie ein richtig erwachsener Sprachwissenschaftler so richtig erklärt, was das IDS macht: Gesprächsregeln und Gesprächsformen untersuchen, die Rechtschreibregeln verbessern, eine Grammatik für alle schreiben usw.? – Aber würde das Kind in dieser Geschichte – vorausgesetzt, es würde alle die klugen Erklärungen auf seine Weise verstehen – dann vielleicht auch wissen wollen, wo seine eigenen Erfahrungen mit der Sprache und Ansichten über

die Sprache bleiben: seine Schwierigkeiten mit der Aufsatzbeurteilung, sein Interesse an der Wortsprache und Bildersprache des Fernsehens, sein Verständnis der Schulgrammatik, zum Beispiel?

Oder aber – und das wäre denn vielleicht doch die seriöseste Lösung der Aufgabe des Redners in so einer Situation wie der hier – man feiert die Bedeutsamkeit dieser Institution der Sprachbeschreibung und der Sprachkritik. Sollte man das nicht tun gerade angesichts der Diskrepanz zwischen der hohen Bedeutung der Sprache für das Bewußtsein ihrer Sprecherinnen und Sprecher und der noch immer geringen Bedeutung im Bewußtsein derer, die über die Mittel und Möglichkeiten der Erforschung und der Entwicklung des kulturellen Kapitals unserer Gesellschaft mit zu entscheiden haben? Vielleicht würde man die gesellschaftliche Bedeutsamkeit dieser sprachwissenschaftlichen Institution aber auch damit besonders herausstellen, daß man – im interdisziplinären Tone, versteht sich – auf die elementare Bedeutung der Sprachtheorie in den heutigen Human- und Biowissenschaften hinweist: bei den Philosophen, den Psychologen und den Soziologen, bei den Biologen und Neurologen und den Computerwissenschaftlern. Vielleicht genügte es ja, daß man bloß auf einen Sachverhalt verweist, der bei der in den letzten beiden Jahrzehnten vorherrschenden Mode formalwissenschaftlicher Linguistik weniger bedacht worden ist, der in der germanistischen Philologie des frühen 19. Jahrhunderts aber sehr wohl schon artikuliert worden ist und interessanterweise auch von der Künstlichen-Intelligenz-Forschung wiederentdeckt worden ist: den Sachverhalt nämlich, daß es für unser Verhältnis zu den anderen, zu den Dingen und zu uns selbst ohne das Medium der Sprache keinen öffentlichen und keinen rationalen Ausdruck gibt. Darauf hinzuweisen hätte ja den Vorteil, daß sich eine Folgerung ganz von selbst ergibt: Wir brauchen eine Institution wie das IDS!

Doch weil die Redezeit bei einer Grußadresse kurz zu sein hat, spiele ich keine dieser Redemöglichkeiten weiter durch – so leid es mir für die Abteilung Sprachdokumentation tut – und wünsche dem Institut für deutsche Sprache, seinen Forscherinnen und Forschern, seinem Vorstand, seinem wissenschaftlichen Rat und seinem Kuratorium seitens des Deutschen Germanistenverbandes mehr als weitere 25 Jahre lang kreative Forschung und produktive Kooperation mit den anderen philologischen Institutionen.

Ansprache des Präsidenten des Instituts für deutsche Sprache

Prof. Dr. Siegfried Grosse

25 Jahre Institut für deutsche Sprache

Das Institut für Deutsche Sprache wird 1989 25 Jahre alt. Auf der vergeblichen Suche nach einer Erklärung für den Symbolgehalt der 25 kam mir der Gedanke, man könne bei der Potenzierung der Heiligen Zahl 5 vielleicht zum einen an die 5 Finger der Hand denken und zum anderen an die 5 Sinne, dann ergäbe die fiktive Multiplikation eine besonders enge Verbindung und gegenseitige Steigerung von fleißigen Handfertigkeiten und wachem Verstandeswirken, was im Laufe von 25 Jahren – wie man am Beispiel des Instituts sieht und seinen etwa 250 publizierten Büchern – zu durchaus respektablen Ergebnissen führen kann. Aber ich fürchte, daß ich mit diesem kläglichen Versuch einer zahlensymbolischen Deutung alle Interpretationsschwächen bloßgelegt habe, die Gefahr und Reiz jeder Textwissenschaft sind.

Die 25 scheint zumindest für Institutionen die kleinste festwürdige Zeitspanne zu sein, die man zu bekränzen und zu versilbern pflegt. Dabei verlassen wir in der Zählung das uns so vertraute Dezimalsystem nur scheinbar, denn eine bei 25 eingelegte kurze Rast hat natürlich die noch weit entfernte 100 im Visier, von der man immerhin ein Viertel geschafft hat. Der 100 gegenüber ist die 25 zwar nur ein kleiner Teil, doch gemessen an der Tätigkeit eines Hochschullehrers, die in der vollen Verantwortung des Dienstes meist erst mit dem 40. Lebensjahr beginnt und häufig schon beim 65. endet, ist sie alles. Eine solche Hochschullehrergeneration ist das Institut für Deutsche Sprache alt geworden, und mit ihm – ich spreche diese Selbstverständlichkeit nur aus, weil sie von manchen ignoriert wird – auch die Linguistik und die Gegenwartssprache selbst. Ich meine damit: auch wenn das Verständnis im Institut für den Plan, die Forschungen auf die Zeit vor 1945 auszudehnen, noch wachsen muß: wir alle – Institut und lebendes Inventar – müssen an einem solchen Besinnungstag wie heute feststellen, daß aus der Synchronie unserer Zukunft sehr schnell die Diachronie unserer Vergangenheit geworden ist.

Kuratorium, Vorstand und Institutsrat wollen dieses Jubiläum nicht mit affirmativen Lobeshymnen, Lorbeerbüschen und einem Streichquartett begehen, sondern wir möchten die Gelegenheit nutzen zum Dank, zur Bestandsaufnahme und Rechenschaft, zu kritischen, anregenden und hilfreich weiterführenden Gesprächen mit Ihnen allen. Deshalb ist das diesjährige Tagungsthema so weit gespannt „Die deutsche Sprache der

Gegenwart – Perspektiven und Tendenzen“. Es umreißt das Arbeitsgebiet des Instituts vom ersten Tage an.

Die Ankündigung der Tagung hat, wie wir sehen, große Resonanz gefunden. 600 Germanistinnen und Germanisten sind aus 25 Ländern nach Mannheim gekommen, viele von Ihnen kennen das Institut und waren schon öfter hier, aber auch viele, und das freut uns, sind das erste Mal bei solch einer Tagung.

Eine so stattliche Teilnehmerzahl ist bisher bei noch keiner großen Jahrestagung erreicht worden. Die großen Tagungen finden jeweils in den geraden Jahreszahlen statt. Das ungerade 1989 hätte eigentlich eine der kleineren Zusammenkünfte mit dem Charakter eines Symposions werden sollen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren Besuch und für Ihre Zeit, beides sind uns das wichtigste Jubiläumsgeschenk. Auf diese Weise bekunden Sie Ihr Interesse am Institut für deutsche Sprache, an seiner Arbeit und an der mit der Jahrestagung verbundenen Möglichkeit, alte kollegiale Kontakte zu pflegen und neue zu knüpfen und damit das Kohärenzbewußtsein in unserem heute oft bedrohten geisteswissenschaftlichen Fach zu festigen.

Am 18. April 1964 ist das Institut für Deutsche Sprache als eine Stiftung des bürgerlichen Rechts in Mannheim gegründet worden. Der Wunsch, die deutsche Sprache in umfassender Weise außerhalb der Hochschule und ungestört vom Lehrbetrieb zu beobachten und zu beschreiben, Wörterbücher zu verfassen und die Sprache in Grammatiken zu systematisieren, ist alt. Leibniz hatte bereits eine Forschungs- und Pflegestätte der deutschen Sprache gefordert, in der er gern die historische Lautentwicklung, eine vergleichende Grammatik der Mundarten, eine Grammatik des Sprachgebrauchs, aber auch die Fachsprachen und die Namen hätte erforschen lassen. Lexikographie und Sprachpflege wollte er auch behandelt sehen. Doch zur Gründung einer solchen Institution ist es nicht gekommen. Später sind an einzelnen Hochschulen spezielle Arbeitsstätten für Wörterbücher oder Forschungsschwerpunkte entstanden, wie das auch heute noch etwa bei den von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichen geschieht. Aber sieht man einmal vom Deutschen Sprachatlas in Marburg oder von der Arbeitsstelle des Grimmschen Wörterbuchs in Göttingen als Institutionen überregionaler Wirksamkeit ab, so gab es nach 1945 keine zentrale Einrichtung zur Erforschung der deutschen Sprache.

Die Mannheimer Gründung war von einem Ausschuß vorbereitet worden, dem die Hochschulgermanisten Rudolf Hotzenköcherle (Zürich), Karl Kurt Klein (Innsbruck), Friedrich Maurer (Freiburg), Hugo Moser (Bonn), Jost Trier (Emeritus in Münster) und Leo Weisgerber (Bonn)

angehörten und außer ihnen Paul Grebe (Mannheim) als Leiter der Dudenredaktion, und Walter Hensen, der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, die damals ihren Sitz in Lüneburg hatte. Schon die Namen der Ausschußmitglieder kennzeichnen die Situation an den Hochschulen, die vermutlich die meisten von Ihnen nicht mehr kennen. Fünf der genannten Universitätsprofessoren sind Altgermanisten, historische Sprachwissenschaftler und Dialektologen – auf allen drei Gebieten vorzüglich ausgewiesen –, die – vermutlich auch von der Entwicklung im Ausland angeregt – sehen, daß die Erforschung der Gegenwartssprache an den Universitäten nicht länger vernachlässigt bzw. ignoriert werden darf. Sprachwissenschaft in der Germanistik bedeutete bisher historische Grammatik, die mit all ihren Facetten im Indogermanischen begann und im akademischen Unterricht bis zum Mittelhochdeutschen reichte, also zum Frühneuhochdeutschen kaum vordrang, von der neueren und neusten Zeit ganz zu schweigen. Auch in der zusammenfassenden, überblicksmäßigen Sprachgeschichte fanden die beiden letzten Jahrhunderte stets nur eine knappe Darstellung. Im Studium war die Beschäftigung mit den Mundarten der einzige Vorstoß in die Gegenwart, allerdings auch meist, um das Beharrungsvermögen historischer Verhältnisse zu zeigen. Daß ich mit dieser stenogrammartigen Darstellung Namen wie Hermann Paul, Otto Behaghel, Erich Drach, Wolfgang Stammer u.a. auslasse, möge nicht mißverstanden werden. Aber die Situation des akademischen Unterrichts kam ohne die Beschreibung und Analyse des gegenwärtigen Deutsch aus. Leo Weisgerber vertrat im Gründungsgremium nicht nur die allgemeine Sprachwissenschaft. Er hatte in Bonn den Schwerpunkt „Sprache und Gemeinschaft“ gegründet, der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde und in der Verfolgung Humboldt-scher Ideen die Überlegungen zur inhaltsbezogenen Sprachforschung entwickelte. Paul Grebe leitete die Dudenredaktion. Das Bibliographische Institut mit Sitz in Mannheim verfügte über Wortkarteien und eine Fachbibliothek zum neuen Deutsch. Zweimal war in Mannheim der Dudenpreis an Gelehrte, die sich besondere Verdienste um die deutsche Sprache erworben hatten, verliehen worden, 1960 an Leo Weisgerber und 1962 an Hans Glinz. Die Gesellschaft für deutsche Sprache, die Herr Hensen vertrat, gab die „Muttersprache“ heraus, damals eine der wenigen Zeitschriften, die sich ausschließlich mit der Gegenwart befaßte. Die Bundesrepublik, die Schweiz und Österreich waren vertreten, die Ausweitung zur allgemeinen Sprachwissenschaft hatte man bedacht, und neben den Hochschullehrern saßen Vertreter der angewandten Sprachwissenschaft mit Publikationserfahrung in Wörterbuch und Zeitschrift.

Die Zielsetzung der Institutsgründung war die Dokumentation, Beschreibung und Erforschung der deutschen Sprache nach 1945. Daß damit die

Aneignung der inzwischen vielfältig expandierenden germanistischen und internationalen Linguistik und die Auseinandersetzung mit ihr verbunden sein mußte, ahnte man vermutlich zunächst nicht. So entstand die Voraussetzung für neue Kontakte zur Auslandsgermanistik. Ihnen haben wir sehr zu danken, uns geholfen zu haben, allmählich die verhängnisvolle wissenschaftliche Isolation zu überwinden, in der wir uns nach dem Kriegsende gefangen sahen. Der Zeitpunkt der Gründung erweist sich aus der Rückschau als günstig. Das Jahr 1964 lag im wirtschaftlich konjunkturellen Aufschwung. Es begann die Gründerzeit im tertiären Bildungsbereich. 1965 nahm die Ruhr-Universität Bochum als erste neue Hochschule die Vorlesungen auf, und bis zum Ende der 70er Jahre wurden 30 Universitäten gegründet; die bisherige Anzahl der Hochschulen hatte sich damit verdoppelt. An den meisten Neugründungen wurden germanistische Institute eingerichtet, die wohl auch auf die Signalwirkung aus Mannheim hin im linguistischen Studienteil das curriculare Pensum der historischen Sprachwissenschaft zugunsten der Gegenwartssprache relativierten.

Jost Trier hat in seiner Rede als dritter Dudenpreisträger am 19.4.1964 über das einen Tag vorher gegründete Institut gesprochen und dabei in aller Kürze nicht nur die Aufgaben skizziert, sondern auch Grenzlinien gezogen, die das Institut bis heute beachtet hat:

Denn:

1. Das Institut strebt keine gesetzgeberische Autorität an wie die Academia della Crusca, wie die deutschen Sprachgesellschaften des Barock oder die Academie Française.
2. Es werden die geschriebene und die gesprochene Sprache erforscht, aber nicht die Mundarten.
3. Das Institut wird nicht die Forschungsarbeiten aus den Universitäten herausziehen, sondern es will von seinem unabhängigen Standpunkt aus mit ihnen zusammenarbeiten und Forschungen koordinieren helfen.
4. Das Institut wird die Verbindung zum Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Akademie der Wissenschaften in Berlin suchen. (Daß wir diese inzwischen gefunden haben und von beiden Seiten pflegen wollen, hat uns das Grußwort von Herrn Schildt gezeigt, für das ich in unserer aller Namen herzlich danke.)

Eine Satzungsskizze nannte bereits das Kuratorium, den Vorstand und den wissenschaftlichen Rat als erste Gremien, allerdings ohne eine dezierte Funktionsbestimmung zu geben.

Wenn man der kleinen Arbeitsstelle von 1964, die im wesentlichen damit befaßt war, ein maschinenlesbares Corpus von literarischen und expositorischen Texten der deutschen Gegenwartssprache zu erstellen, das heutige Institut gegenüberstellt, so, wie es sich Ihnen im Jahresbericht 1988 präsentiert, mit einem Jahresetat von rund 7.700.00 DM, 78 Mitarbeitern, darunter 44 Wissenschaftlern, rund 250 Buchveröffentlichungen, 4 Abteilungen, mit Kommissions-, Beirats- und Jahrestagungen und einem engen Netz von Vortrags-, Lehr-, Besuchs- und Beratungskontakten, dann ist man geneigt, sehr stolz auf das Erreichte zu sein. Im plakativen Bild der Statistik ergäbe sich zwischen 1964 und 1989 ein Streckenzug mit steilem Winkel. Doch die nähere Betrachtung zeigt ein anderes Bild mit Höhenunterschieden und Unterbrechungen. Ich will weder versuchen, die Geschichte des Instituts an seinen Forschungsarbeiten, noch an den Wechselbädern seiner wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu demonstrieren; aber ich möchte drei Erfahrungen aufzeigen, aus denen man den Gewinn einer allgemeinen Lehre ziehen könnte.

1. Projekt und Etat

Die finanzielle Ausgangssituation war 1964 für das junge Institut alles andere als verheißungsvoll; denn außer einem von der Thyssen-Stiftung großzügig zur Verfügung gestellten Startkapital von 160.000 DM und kleineren Beträgen der Kultusministerien von Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen und von privater Seite zuzüglich der durch die Stadt Mannheim getragenen Miete für die Diensträume gab es keine in einem staatlichen Etat verankerte, im Rhythmus eines Haushaltsplanes wiederkehrende Existenzgrundlage, die eine längerfristige Planung gesichert hätte. Umso mehr muß man heute den Mut oder die Gelehrten häufig nachgesagte naive Unbeirrbarkeit bewundern, mit denen der einmal eingeschlagene Weg weitergegangen wurde, in den Wirbel heftigster Turbulenzen geriet, und schließlich doch langsam, aber erst vom 13. Jahr der Institutsgeschichte an zum heutigen Stand geführt hat. Das jahrelange und hartnäckige Bemühen um eine feste staatliche Etatisierung ging – selbst in der konjunkturell guten Zeit – schleppend voran – diametral entgegengesetzt zum Tempo der Ideen, die das Institut entwickelte und in immer neuen Projekten durchzuführen, einzuwerben oder als Auftrag zu übernehmen bereit war. 1974 und 1975 klappte die Schere zwischen etatisierten Plan- und zeitlich limitierten Projektstellen besonders weit auseinander. Das Institut hatte damals seinen größten Personalstand, nämlich 135 Mitarbeiter, von denen nur 33 auf einer Planstelle saßen. Ich nenne diese Situation aus mehreren Gründen: einmal dürfen Engagement und Begeisterung

nicht die Rahmenbedingungen im Sturm überrennen, und zum anderen ist es außerordentlich mühevoll und mißlich gewesen, in immer neuen Begründungs- und Rechtfertigungsanträgen darzulegen, weshalb ein Institut nötig ist, das die Landessprache erforschen und pflegen will, also das Kommunikationsmittel, welches gesellschaftliches Leben überhaupt erst möglich macht. Genehmigungsverfahren für große technische Einrichtungen, die dem Laien, der sie zu entscheiden hat, bestimmt oft völlig unverständlich sind, kommen ohne diese langwierige Rechtfertigungsredundanz aus. Und die weitere Problematik scheint mir in der Forschungskategorie „Projekt“ zu liegen, die wegen der zeitlichen Begrenzung von den Stiftungen finanziert wird. Projekte sind in Einzelfällen unbestritten sinnvoll. Doch die Kumulierung ist, wie sich im Institut zeigte, nicht gut; denn ein Forschungsgebiet braucht die ständige Beleuchtung einer Flutlichtanlage und nicht den bunten Knalleffekt von Leuchtraketen, die nach steilem Aufstieg oft vor der garantierten Leuchtzeit verlöschen, weil die guten Mitarbeiter nach der Halbzeit das erste Angebot einer längerfristigen Tätigkeit annehmen und das Projekt verlassen.

2. Das Haus

Damit meine ich sowohl die finanzielle Existenzgrundlage als auch die Behausung. 1977 wurde das Institut in die sogenannte Blaue Liste aufgenommen, d.h. in das Verzeichnis der Forschungseinrichtungen, die gemeinsam von Bund und Ländern gefördert werden. Bei den Zuwendungsgebern, dem Bundesministerium für Forschung und Technologie und dem Ministerium für Kunst und Wissenschaft des Landes Baden-Württemberg, möchte ich sehr für die etatisierte Förderung danken, die den Haushalt des Instituts konsolidiert hat und eine kontinuierliche progressive Planung erlaubt. Der Dank gilt nicht nur dem unerläßlichen finanziellen Aufwand, sondern auch dem förderlichen Rat und der verständnisvollen Kritik, die wir von den Ministerialvertretern im Kuratorium und in vielen Einzelgesprächen empfangen haben. Für die unsichere Zeit des abenteuerlichen, zum Glück seit etwa 12 Jahren überwundenen Prae-Etatismus danke ich dem Land Nordrhein-Westfalen, dem Goethe-Institut, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Thyssen-Stiftung und der Stiftung Volkswagenwerk für ihre Großzügigkeit und ihre lebensrettende Hilfe, die zweimal die erwogene Schließung des Instituts verhindert hat, und nicht zuletzt für die vielfältigen Hilfen von Mannheimer Seite, vom Bibliographischen Institut und von der Stadt und ihrem Oberbürgermeister.

Nach dem Dank einen Satz mit „doch“ zu beginnen, könnte als charakterlose, weil grenzenlose Habgier ausgelegt werden, wenn ich für das „doch“

nicht die guten Argumente des Wissenschaftsrates im Köcher hätte, die – obwohl nicht neuesten Datums – nichts an Aktualität verloren haben. 1971 hatte sein zweites Gutachten empfohlen, das Institut als mittelgroße Forschungseinrichtung mit 80-100 Planstellen auszustatten. Wenn wir also in Anbetracht der finanziellen Engpässe von Bund und Land mit bescheidener Zurückhaltung, aber in Anbetracht des kompetenten Gutachtens und unserer künftigen Planung mit Beharrlichkeit um neue Stellen bitten, dann nicht, um das Institut zu erweitern, sondern um es der 1971 entworfenen Konzeption, die noch immer von überzeugender Gültigkeit ist, entgegenzuführen.

In diesem Gutachten hatte der Wissenschaftsrat auch den Bau eines eigenen Gebäudes empfohlen. Der Vorstand bemüht sich, in Rücksprache mit der Stadt und den beiden Ministerien eine Lösung zu finden, das IDS in einem eigenen, für seine Zwecke geeigneten Haus unterzubringen. Doch die sich anbahnende Möglichkeit droht wieder in die Ferne zu rücken. Liegt dieser schleppende Gang der Entwicklung tatsächlich nur an der Knappheit der Ressourcen, die eine andere Prioritätensetzung fordert? Oder messen die Politiker der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache nicht die Bedeutung bei, die ihr zukommt? Ein Haus der Geschichte wird gebaut für 79 Millionen, um die Identität der Bürger mit ihrem Staat zu erleichtern. Für ein Haus der deutschen Sprache stehen die veranschlagten 5 Millionen Mark nicht so ohne weiteres zur Verfügung. Dabei gibt es eine klare Konzeption, die auf der Grundlage einer 25jährigen Erfahrung gewachsen, korrigiert und gereift ist: Grammatik, Lexik, Sprache und Gesellschaft, Dokumentation, Lautarchiv und Bibliothek sind Forschungsinstrumentarien, die dem In- und Ausland zur Verfügung stehen, die den Deutschunterricht an Schulen und Hochschulen fördern, die Tagungen ermöglichen, die den Stellenwert unserer Sprache in der Welt und besonders im Sprachenmosaik der europäischen Gemeinschaft bestimmen helfen. An Aufgaben und Zielen fehlt es nicht; aber doch offenbar am politischen Willen, etwas in die Tat umzusetzen, dessen Relevanz und Notwendigkeit man vielleicht wegen der vermeintlichen Selbstverständlichkeit dieser Sprache nicht einzusehen vermag. Wir beobachten diese bedenkliche Haltung auch bei den stellenweise rigorosen und unüberlegten Kürzungs- und Sparmaßnahmen, denen unser Fach in der Hochschulpolitik einiger Länder ausgesetzt ist. Ein Blick über die Landesgrenzen hinweg würde zeigen, daß andere Länder auf diesem Felde ganz anders verfahren; ich möchte stellvertretend nur Frankreich und Japan nennen.

3. Die Generationsfrage

Eingangs habe ich auf eine Gelehrten generation hingewiesen, die die zurückgelegten 25 Jahre bedeuten. Falls es an den deutschen Hochschulen einmal das Fach Wissenschaftsgeschichte geben sollte, dann dürfte die Darstellung der Linguistik und ihrer Entwicklung am Beispiel des Instituts für Deutsche Sprache nicht zu den leichten Aufgaben gehören. Die personelle Besetzung der wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen ist in der Hauptsache, so wie wir sie heute vorfinden, zu Beginn der 70er Jahre erfolgt, und zwar mit Damen und Herren, die Linguistik studiert haben, deren Interesse vorwiegend in der Synchronie liegt, d.h., die in ihren sprachwissenschaftlichen Studien und ihrer Einschätzung der germanistischen Linguistik eine relativ homogene Gruppe bilden – soweit man als Germanistische Gruppe überhaupt zur Homogenität neigt – und die weit vom Wissenschafts- und Theorieverständnis der Gründungsväter entfernt sind. Sie sind sozusagen die Gründungs-enkel oder sogar -urenkel. Der Vergleich hinkt; aber ich meine, die Acceleration in der Linguistik ist so rasch vorangegangen, daß die Generationsabstände mentalitätsmäßig sehr viel kürzer geworden sind. Innerhalb des Instituts gibt es wohl Meinungsverschiedenheiten, aber kaum Generationsprobleme. Die treten erst auf, wenn die zwischen Gründern und Mitarbeitern liegende Generation janusgesichtig zwischen gestern und morgen als Kurator, Beirats- oder Kommissionsmitglied auftritt und Kritik zu äußern wagt. Aber das Generationsproblem wächst und arbeitet weiter; und zwar in doppelter Sicht. Die Gründertöchter und -söhne müssen sich täglich im lehrenden, beratenden und prüfenden Zusammenleben mit den für sie immer jünger werdenden Studenten bewähren und wenn sie dies ernsthaft tun, haben sie die Möglichkeit, im hohen Alter jünger zu sein als mancher Instituts-Mitarbeiter, der nicht gemerkt hat, daß er in der Geborgenheit des Instituts alt geworden ist, weil ihn nicht die Jahre, sondern die Monotonie der hohen Spezialisierung frühzeitig hat welken lassen. Und auf der anderen Seite hält die Altershomogenität der Mitarbeiterschaft die Stellen naturgemäß lange besetzt, so daß eine Verjüngung durch Eintritt Nachwachsender kaum möglich ist und die Gefahr eines weiteren künftigen Generationensprungs besteht. Dieses Problem wird es in jeder Disziplin mit hoher Expansions- und Entwicklungsgeschwindigkeit geben. In den Geisteswissenschaften ist es in der Linguistik besonders ausgeprägt, wir können dies auch an den verschlungenen Wegen beobachten, die das IDS und die Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft umeinander herumgehen. Ich meine, diese Differenzen sollten behoben werden; denn wenn alle Sprachwissenschaftler und Linguisten im Hinblick auf die gemeinsame Arbeitsgrundlage, eben die Wissenschaft von der deutschen Sprache, zum Überwinden von Vorurteilen und zur offenen Diskussion

bereit sind, kann jede Arbeit nur gefördert werden. Die Überbrückung von diesen jäh aufgebrochenen Generations- und Mentalitätsgräben wird der Zersplittung des Faches entgegenwirken. Es handelt sich hier keineswegs nur um eine Frage des Umgangs miteinander, sondern um ein fachstrukturelles Problem, das man mit Thomas Bernhard „einfach kompliziert“ nennen könnte.

Die Etatisierung und die Projekte, die Behausung des Instituts und die Generationenfrage habe ich vor dem Hintergrund der letztlich bis heute erfolgreichen Institutsgeschichte als Problemkreise genannt, die inhaltlich wohl nicht zur Textsorte der Jubiläumsrede passen, aber deren Diskussionsdringlichkeit – wie ich meine – uns weiterbringen könnte: doch mit dem Blick auf die unbestreitbaren Erfolge und Verdienste möchte ich textsortengerecht mit einem Dank schließen:

an Herrn Moser, den Ehrenpräsidenten und Gründer, der als erster Präsident dem Institut 17 Jahre vorgestanden hat, und an Herrn Rupp, seinen Nachfolger und meinen Vorgänger, der dem Institut ein wetterfestes Satzungsgerüst geschenkt hat, an alle Kuratoren, Beirats- und Kommissionsmitglieder, an die bisherigen 3 Direktoren, Herrn Engel, Herrn Stickel und Herrn Wimmer für ihr Engagement und ihre große Arbeitsleistung, an alle wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts und nicht zuletzt an Sie alle als unsere unentbehrlichen kollegialen Gesprächspartner und Kritiker.

Politische Glaubwürdigkeit – Betrachtungen eines moralisierenden Linguisten

It's only on paper that one
moralizes.

Richard le Gallienne

I.

Politische Glaubwürdigkeit ist ein Thema besonders in demokratischen Staaten. Auffällig ist allerdings, daß dieses Thema nicht ständig diskutiert wird, wenngleich es natürlich ständig aktuell ist. Vielmehr scheint es Wellen der Glaubwürdigkeitsdiskussion zu geben. In USA tat sich in den Sechziger Jahren der sogenannte credibility gap auf, der durch die – für Amerikaner – erschütternde Erfahrung sichtbar wurde, daß sie von ihren Politikern nach Strich und Faden belogen wurden. Die Stichwörter sind der U2-Spionagefall, Vietnam und Watergate (Shaw 1966, Arendt 1972). Es wurde vermutet, daß hier kulturelle Unterschiede, Unterschiede in der politischen Kultur Amerikas und Europas bestehen. Europäer seien in dieser Hinsicht abgebrühter, hätten eine längere Tradition und Erfahrung. Das mag sein. Aber dennoch ist das Glaubwürdigkeits-Skandalon auch in Europa immer wieder Thema. In der Bundesrepublik gab es eine solche Phase – möglicherweise in der Nachhut der USA – Anfang der 80er Jahre. Die Stichwörter sind die Wende und die Parteispendenaffäre.

Irgendetwas scheint auch jetzt wieder mit der Glaubwürdigkeit nicht in Ordnung. Jedenfalls geht die öffentliche Diskussion über die Glaubwürdigkeit hoch in den letzten zwei Jahren. Die Pointe ist, daß jetzt wohl der, den Heiner Geißler 1982 im Bundestag pries als einen Mann, „der in seiner Person das Vertrauen verkörpert, das Sie und Ihre Regierung verloren haben...“ (Michel 1983, S. 22), daß es heute just von diesem heißt: *Experten-Ruf genießt der Generalist allein auf einem Gebiet: dem der Machterhaltung. Aber auch da ist er nicht länger glaubwürdig, er weiß es selbst.* (Der Spiegel 43, 1989, S. 37). Die Gefahr der Glaubwürdigkeitsdiskussion scheint, daß man umso unglaublicher wird, je mehr man über Glaubwürdigkeit redet. Denn je mehr darüber geredet wird, umso mehr Grund scheint es zu geben. Und mehr Grund gibt es, wenn es zu wenig Glaubwürdigkeit gibt.

Zur Glaubwürdigkeit haben sich viele geäußert, so Philip Jenninger während Bundestagspräsident: *Unsere Demokratie erlebt derzeit eine der schwersten Glaubwürdigkeitskrisen ihrer Geschichte* (Der Spiegel 44,

1987, S. 23). Sogar einen programmatischen, unter der Last stöhnenden Buchtitel gab es: *Das Schwerste ist Glaubwürdigkeit* von Erhard Eppler. Unser früherer Bundeskanzler Helmut Schmidt hat sich allgemeiner zur politischen Glaubwürdigkeit geäußert:

Demokratie ist nur möglich, wenn wir unseren Repräsentanten in Parlamenten und Regierung glauben können. Wir sind darauf angewiesen, ihnen zu glauben, daß sie die Wahrheit sagen – ihre subjektive Wahrheit natürlich – und daß sie ihren subjektiven Überzeugungen gemäß handeln. Sie dürfen dabei weder lügen noch täuschen.

Das ist sehr idealistisch, vielleicht sogar normativ. Mir soll es heute hingegen mehr um die reale Kommunikation gehen, wie sich Glaubwürdigkeitsfragen hier darstellen, wann und wie sie zum Problem werden.

II.

Klassischer Beginn eines solchen Vortrags ist die Frage: Was ist Glaubwürdigkeit? So beginnt auch Bernhard Vogel – sintemal Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz – einen Vortrag, den er letztes Jahr an der Universität Augsburg gehalten hat (Vogel 1988). Er sprach damals zu dem Thema: „Glaubwürdigkeit in Politik und Wissenschaft“ (allerdings eine ulkige und-Verbindung, so als würden wir Wissenschaftler dauernd beim Lügen ertappt). Vogel beantwortet die Definitionsfrage mit einem Lexikon-Zitat: *Glaubwürdigkeit ist Vertrauenswürdigkeit in Bezug auf die Wahrhaftigkeit*. Aber bringt's das? Weiß man jetzt mehr? Es sind nur andre Wörter für ein schweres Wort gesetzt, und wir wissen weder, ob die Gleichsetzung stimmt, noch daß wir Wörter wie Vertrauenswürdigkeit oder Wahrhaftigkeit besser verstehen.

Glaubwürdig oder nicht ist erst einmal, was jemand sagt. Ob man das glauben kann, hängt natürlich damit zusammen, ob es für uns evident ist, argumentativ gut abgesichert, ob es einfach dem entspricht, was allgemein geglaubt wird, oder – in vielen Fällen – ob es auch eintrifft. Von da überträgt sich die Eigenschaft auf die Person. Wer nur oder immer Glaubwürdiges sagt, der ist glaubwürdig. Seine Glaubwürdigkeit hat dann so viel Kraft, daß sie auf seine Aussagen abfärbt. Ja die Glaubwürdigkeit der Person kommt erst dann richtig zum Zug, wenn man die Aussage nicht mehr recht nach der Glaubwürdigkeit beurteilen kann. Schließlich wird von der Glaubwürdigkeit von Institutionen, der Demokratie usw. gesprochen, die offenbar darin bestehen soll, daß deren Repräsentanten glaubwürdig bleiben.

Daß Definitionen nicht weit tragen, zeigt sich im Vogel-Vortrag, wenn er später etwas verquer vom Gebot der Glaubwürdigkeit spricht (Vogel 1988, S. 23). Glaubwürdigkeit ist nichts, was man gebieten könnte.

Glaubwürdigkeit ist so etwas wie Gesundheit. Man kann vielleicht etwas dafür tun, daß man sie hat; aber ich kann sinnvoll nicht zu jemandem sagen: *Sei gesund!* Ich bin kein performativer Jesus. Ebenso sinnlos erscheint mir und vielleicht bald auch Ihnen: *Sei glaubwürdig!* Wenn man diese Empfehlung so leicht befolgen könnte, dann gäbe es bald kein Glaubwürdigkeitsproblem mehr.

Helmut Schmidt spricht davon, daß wir auf Glaubwürdigkeit angewiesen seien. Demokratie sei nur so möglich. Es handelt sich aber nicht um ein autarkes politisches Prinzip. Vielmehr ist das eine Folge eines allgemeinen Prinzips der Kommunikation, des Prinzips der Wahrhaftigkeit nämlich, ohne das Kommunikation nicht funktioniert. Zu diesem Prinzip gehört Glaubwürdigkeit. Denn wer von der Glaubwürdigkeit spricht, der spricht von der Lüge. Die Frage der Glaubwürdigkeit stellt sich erst, wenn die Lüge in der Welt ist.

In unserer kommunikativen Welt gibt es die Lüge, und man kann sich vielleicht gar keine ohne Lüge vorstellen. Darum ist das Lügeverbot ein Grundprinzip der Kommunikation. Wir müssen es sogar noch verschärfen zu der Grice-Maxime: „Sei wahrhaftig!“ Diese Maxime ergibt sich aus dem Sinn der Kommunikation selbst. Zwar kann der Lügner kurzfristig Vorteile aus der Lüge ziehen – und bekanntlich ist das ja der Sinn der Lüge –, langfristig zerstört der Verstoß gegen diese Maxime aber den Witz der Kommunikation.

Das Pendant zur Wahrhaftigkeitsmaxime ist, daß wir unserem Partner normalerweise Glaubwürdigkeit zubilligen. Glaubwürdigkeit ist also keine selbständige, keine monologische Eigenschaft, sondern ihrer Natur nach ein kommunikativer Begriff. Glaubwürdig kann man nicht allein sein. Glaubwürdig ist der, von dem die andern glauben, daß er nicht lügt. Glaubwürdigkeit ist sozusagen die Basis, auf der Kommunikation funktioniert; sie ist das kommunikative Urvertrauen, ohne das nichts geht. Glaubwürdig ist darum erst einmal jeder. Wir glauben unserem Partner bis zum Beweis des Gegenteils. Ich denke, daß sich dies aus der Reziprozität der Kommunikation begründet. Ich glaube dem anderen, weil ich will, daß er auch mir glaubt. Und nur so scheint das ganze zu funktionieren. Aber: Ich bin auch skeptisch gegen mich selbst! Und leider ist es in der Politik nicht ganz so wie unser Bundespräsident meint – der ja sonst bekannt ist für seine Reden, denen man zustimmen muß: *Eine lebendige Demokratie hält Glaubwürdigkeit in hohem Kurs und bestraft früher oder später ihre Vernachlässigung*, sagt er laut Vogel (Vogel 1988, S. 25).

Das Verteufelte ist, daß in uns der Verdacht wächst, daß die Politiker eben nicht politisch bestraft werden, wenn sie die Glaubwürdigkeit ver-

nachlässigen, wie von Weizsäcker windschief sagt – meint er statt sie zu pflegen? Einerseits scheinen viele Bürger nach dem Prinzip des kleineren Übels zu wählen. Im Klartext: Sie glauben keinem, wählen aber trotzdem einen. Andererseits ist es eben die normale Reaktion, die Kommunikation abubrechen, d.h. nicht mehr zur Kenntnis zu nehmen, was Politiker sagen, und dies schadet natürlich keinem Politiker, solange nur überhaupt noch Bürger wählen und ihn an die Macht bringen. Darum ist vielleicht hier der kommunikative Unschuldsverdacht nicht am Platze.

III.

Unser kommunikatives Urvertrauen ist tatsächlich nicht blind. Wir wissen ja alle, daß gelogen wird, und so müssen wir in einer Art kommunikativem double bind leben: Einerseits müssen wir davon ausgehen, daß unser Partner die Wahrheit sagt, andererseits müssen wir stets gewärtig sein, daß er lügt. Darum sind wir auch sehr sensibel in Bezug darauf, ob einer glaubwürdig erscheint. Welches sind denn die Fakten, die uns hier beeinflussen? Oder anders gefragt: Wie verliert jemand seine Glaubwürdigkeit, die wir ihm erst mal als Vorschuß zubilligen?

Nun, eine Art, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, ist wohlbekannt. Es ist die entdeckte Lüge. Schon das Sprichwort sagt ja: *Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.* Ganz so rigide scheinen wir da allerdings auch nicht zu sein. Zumindest differenzieren wir nach Gelegenheiten. Einer, den wir beim Lügen ertappen, gerät nicht hier und überall, für immer und ewig in kommunikativen Verschleiß. Und das ist auch lebensklug, weil wir nämlich alle nicht so moralisch sind, daß wir nie lügen. Auf der anderen Seite verschärfen wir das Sprichwort aber. Wir suchen und bewerten nicht nur die großen Totallügen, sondern auch kleinere Teillügen in dem, was explizit gesagt wurde. Wir verfolgen die Lügen bis in feinste Feinheiten. Und wir suchen und bewerten nicht nur die expliziten Lügen, sondern wir fahnden nach den Überzeugungen, die hinter den sprachlichen Akten stehen. Wir ermitteln, ob jemand wahrhaftig, d.h. in Übereinstimmung mit seinen Überzeugungen gehandelt hat.

In dieser Kriminalarbeit haben wir differenzierte Methoden ausgebildet. Oft können wir nämlich weder den Wahrheitsgehalt der Aussage beurteilen noch die Überzeugung hinter der sprachlichen Handlung eruieren (das ist übrigens auch eine Begründung für den Unschuldsverdacht). Dann begnügen wir uns mit Surrogaten:

- Einer schaut mir nicht in die Augen.
- Einer hält während seiner Rede den Kopf so schief.

- Einer ist eben auch ein Politiker.
- Einer sieht so verschlagen aus.
- Einer erzählt die Geschichte so glatt.
- Einer kommt mir zu höflich.
- Einer redet so hochgestochen.
- Einer redet so, daß ich ihn nicht verstehe usw.

Bitte, ich möchte solche Beurteilungen nicht propagieren, aber ich muß gestehen, daß ich auch oft so vorgehe. Und als Sprecher muß man dieser Realität ins Auge sehen. Will man sie kritisieren, sollte man nicht hochnäsiger zu Werke gehen.

Ich möchte hier nur an die beiden letzten Beurteilungen anschließen. Denn als Linguist halte ich mich erst mal ans Gesagte, an die Wörter letzten Endes. Und da taucht natürlich die methodische Streitfrage auf, wieweit ich als Linguist überhaupt auf die Wahrheitsfrage eingehen muß, wieweit ich die Wahrheit für die Semantik brauche. Ich denke, ich brauche sie. Aber das soll jetzt nicht mein Thema sein. Ich bin Ihnen noch ein paar Erklärungen schuldig, was ich mit den Feinheiten gemeint habe.

Wohl bekannt ist das Problem der Euphemismen. Bernhard Vogel spricht z.B. in der zweiten Minute seiner Augsburger Rede von den „Ereignissen im Herbst 1987“, und er meint damit die Barschel-Affäre, ohne sie treffender zu benennen. So etwas fördert die Glaubwürdigkeit nicht. Denn es gibt offenbar einen Standard dafür, wie genau ich den gemeinten Gegenstand benennen muß, damit ich dem Relevanzprinzip Genüge tue. (Natürlich ist das hier kein harter Euphemismus, sondern Attitüde eines Festredners. Wir verstehen ja, was er meint. Dennoch hat diese Attitüde die euphemistische Tendenz, und soweit wir sie tolerieren, sie mitmachen, machen wir uns zum Komplizen des Nicht-beim-Namen-Nennens.)

Ein anderes Beispiel finden wir in der Weihnachtsansprache unseres Herrn Bundespräsidenten. Hier geht es vielleicht schon um stilistische Feinheiten. Aber auch die infizieren die Glaubwürdigkeit. Weizsäcker gibt uns in seiner Rede zu denken an die Einsamen. Er schildert einen Fall:

Ein 43jähriger Mann ist schon lange arbeitslos. Er schreibt mir, er leide am meisten unter der Teilnahmslosigkeit, ja Gefühlskälte um ihn herum. Er verstecke sich vor anderen Menschen, weil sie sich von seinen Sorgen belästigt fühlten und ihre eigenen für viel wichtiger hielten. (Bulletin der Bundesregierung 177, S. 1565)

Weizsäcker verwendet den Konjunktiv als Zeichen der indirekten Redewiedergabe, als Berichtender distanziert er sich nicht. Wirklich nicht?

Hören Sie selbst:

Ein 43jähriger Mann ist schon lange arbeitslos. Er schreibt mir, er leide am meisten unter der Teilnahmslosigkeit, ja Gefühlskälte um ihn herum. Er versteckt sich vor anderen Menschen, weil sie sich von seinen Sorgen belästigt fühlen und ihre eigenen für viel wichtiger halten.

Wäre das nicht angebrachter? Konfligiert die stilistische Distanz nicht eigenartig mit der Teilnahme? Ich glaube, wenn man dieses Thema anspricht, ist weniger Distanz als vielmehr sympathetische Haltung gefragt.

Oder folgendes Beispiel:

Neue soziale Bewegungen arbeiten manchmal recht unorthodox. Solange sie sich jedoch im Rahmen des Rechts bewegen, braucht sie niemand zu fürchten. (Bulletin der Bundesregierung 177, S. 1566)

Man muß ja schon mal auf die Idee kommen, daß man sich vor unorthodoxen sozialen Bewegungen fürchten müsse. Was soll jedoch das *jedoch* hier? Partikeln sind jetzt recht gut untersucht: *Jedoch* drückt aus, daß etwas gegen die Erwartung ist. Wessen Erwartung? fragt sich da. Will von Weizsäcker andeuten, daß dies gegen seine Erwartung geht? Vielleicht nicht. Es wäre durchaus möglich, daß er in eingefühlter Rede Erwartungen seiner Zuhörer oder mancher seiner Zuhörer antizipiert. Aber das wäre natürlich eine Art Affront, auf den wir innerlich reagieren.

Dieses Beispiel zeigt schön, was ich damit gemeint habe, Glaubwürdigkeit sei eine kommunikative Angelegenheit. Es geht nicht immer gleich um Lügen, und es geht nicht nur um die sprechende Person. Als Rezipient bilde ich mir ein Gesamturteil, und ich lege hier mein Verständnis dessen offen, was der Bundespräsident gesagt hat. Ich exponiere mich, indem ich offenlege, daß mir das nicht glaubwürdig erscheint. Ich weiß, daß andere dies anders verstehen. Selbstverständlich zeihe ich von Weizsäcker damit noch nicht der Lüge. Aber ich komme nicht daran vorbei, daß mir seine Äußerungen unwahrhaftig erscheinen. Es geschieht mir.

Ich will also sagen: Wie jemand über Probleme spricht, das tangiert auch die Glaubwürdigkeit.

Mein zweites Beispiel ist allgemeiner. Es hat zu tun mit Fragen wie:

- Wenn einer oft das gleiche erzählt und immer in gleichen Worten, infiziert das die Glaubwürdigkeit?
- Ist es der Glaubwürdigkeit förderlich, wenn einer zu allem Möglichen sprechen muß und sicherlich auch sprechen will, jedenfalls spricht?
- Ist es der Glaubwürdigkeit förderlich, wenn einer auch zu Dingen

spricht, von denen er nicht genügend versteht?

Vogel hat darauf in seinem Vortrag eine Antwort gegeben:

Es gibt nur eins, was seinen Sachaussagen zu vertrauen nahelegt: die Qualität der Argumente und Belege, der Nachweis, daß er auf dem Gebiet, über das er Behauptungen verbreitet, auch Sachkenntnis aus eigener Forschungsarbeit hat, daß er in wesentlichen Fragen bereits früher richtig geurteilt hat, daß er Neues zutreffender erkannte, schwierige Probleme besser löste als andere (Vogel 1988, S. 28).

Das ist auf Wissenschaft gemünzt, es sollte aber für Politik auch gelten. Vogel sagt seine Meinung charakteristischerweise durch ein Zitat (von Hubert Markl). Weiß er das nicht selbst? Er scheint sich nicht ganz ernst zu nehmen.

Möchten Sie es etwas schärfer? Fördert es die Glaubwürdigkeit des Vortragenden, wenn er einen zusammengeschusterten Festvortrag hält, der ein kleiner Zitatenschatz der klugen Leute dieser Gesellschaft ist (natürlich alle Weizsäckers)? Erscheint mir ein Mensch glaubwürdig, der mir über ein Zitat mitteilen muß,

... daß auch die Gemeinschaft der Wissenschaftler nicht eine Gemeinschaft der fraglos Wissenden, sondern eine Gemeinschaft der in der Wahrheitssuche einander kritisch Vertrauenden sei. (Carl Friedrich v. Weizsäcker)

Oder:

Die eigentlichen Probleme der Zukunft sind nicht Probleme der Technik, sondern Probleme der Ethik... (auch Carl Friedrich v. Weizsäcker). Vogel will sich mit den Zitaten im Kreis all dieser geistigen Heroen ansiedeln. Festredner werfen aus dem Glashaus. Und sie werfen mit großen Worten nach uns. Denen können wir leicht ausweichen. Je größer die Worte, umso leichter machen wir sie aus. Festvorträge sind nicht gerade prädestiniert, Glaubwürdigkeit zu fördern, ein Festvortrag über Glaubwürdigkeit schon gar nicht.

Nun ist Ihnen natürlich schon klar, welche Antwort ich geben will auf die Hauptfrage: Wie verliert man seine Glaubwürdigkeit? Die Antwort ist: Es gibt unüberschaubar viele Wege, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, es gibt aber nur einen Weg, sie zu behalten. Das ist nicht zu lügen, oder genauer gesagt: sich nicht beim Lügen erwischen zu lassen.

Mein kommunikatives Urvertrauen ist darum nicht Blauäugigkeit. Es beruht vielmehr

- auf der Einsicht in seine prinzipielle Notwendigkeit als Grundprinzip der Kommunikation,

- auf der Sicherheit, daß ich auch kleinste Abweichungen und Abir-
rungen bemerke,
- und auf der Überzeugung, daß mich nicht kümmern muß, was ich
nicht entdecke, wenngleich ich stets von der Schuldvermutung aus-
gehe.

Sie mögen dies für meine Charakterschwäche ansehen. Aber: Wir Lin-
guisten müssen hier die rigidesten moralischen Forderungen begründen.
Sprechen muß gefährlich werden – für diese Sprecher. Wir müssen ihnen
die Wörter mit Glasscherben spicken, wie Hilde Domin es ausgedrückt
hat. Wir müssen Methoden entwickeln, Lügen bis ins feinste zu verfol-
gen. Wir müssen die Hörer in die Lage versetzen, ihre Schlüsse stringent
aus kleinsten Indizien zu ziehen, und so ihre unguten Gefühle zu iden-
tifizieren, zu formulieren und zu begründen. Wer dies kann, kann auch
ruhig und sicher von der Unglaubwürdigkeit des Partners ausgehen. Es
macht keinen Unterschied mehr.

Aber ist das nicht schizophren? Mit aller Kraft nach Lügen suchen, um
die Glaubwürdigkeit des anderen zu wahren? Nein: Es scheint mir der
einzig rationale Weg, wenn die Lüge und die Unglaubwürdigkeit in der
Welt sind. Aber ist es nicht doch böse und unmoralisch? Nein: Es ist
höchst moralisch und sympathetisch. Wenn der Partner davon ausgeht
oder davon ausgehen muß, daß ich jede Lüge erkenne, dann ändert sich
das Kommunikationsspiel radikal. Wenn ich es tatsächlich könnte, wäre
sogar die Lüge aus der Welt.

Es wundert mich eigentlich, daß so viele Politiker die Glaubwürdigkeits-
frage thematisieren. Wissen sie nicht, daß dies eine jener Fragen ist, deren
Aufwerfen allein schädlich ist? Ich frage mich auch, an wen ihre Appelle
sich richten. Wer soll einsehen, daß unser System nur auf Glaubwürdig-
keit funktioniert? Sie oder ich? Soll ich so dazu gebracht werden, je-
mandem wieder Glauben zu schenken, dem ich nicht mehr glaube? Da
kann ich nur sagen: So einfach geht das nicht! Blauäugigkeit sollte man
keinem abverlangen. Im Gegenteil: Wer appelliert, ihm zu glauben, der
hat's nötig.

IV.

Das bringt uns zu unserer zweiten Hauptfrage: Wie kann man seine
Glaubwürdigkeit wiedergewinnen?

B. Vogel verfolgte in seinem Vortrag tatsächlich die Idee, an uns zu
appellieren. Wir sollten einsehen, daß es ohne Vertrauen nicht geht –
so meint er –, und darum sollten wir den Politikern gefälligst glauben.

Das ist natürlich paradox. Zwar sind diese Versuche der Unglaubwürdigen alt; die flehenden *Glaub-mir-doch* können aber nur fruchten, wenn tatsächlich noch Glaubwürdigkeit da ist. Politische Systeme auf diese inständige Bitte zu gründen, ist nicht einmal ein Wort zum Sonntag, wenn die Lüge in der Welt ist. Aber einfach rührend erscheint der Versuch eines Politikers, der Öffentlichkeit sein Ehrenwort zu geben und dadurch glaubwürdig zu erscheinen. Wie kann ein Ehrenwort überhaupt die Glaubwürdigkeit restaurieren? Es erinnert doch eher an einige mittelalterliche Verfahrensweisen, die wir heute nur noch als Riten verstehen können. Ich denke an Beweisriten wie den Hexenbeweis: Wer unterging war unschuldig, wer oben schwamm war schuldig. (Eigentlich sehr plausibel, weil man nur mit Hexerei oben bleiben konnte. Aber würden wir dies als Beweismethode akzeptieren?)

Sein Ehrenwort geben, muß wohl einmal geheißen haben, daß man seine Ehre verpfändete, und wenn man dann der Lüge überführt wurde, dann war eben die Ehre futsch – und sicher bedeutete es damals etwas, wenn die Ehre futsch war. Oder wenn es sich um persönliche Verhältnisse drehte, dann mußte man vielleicht um sein Leben kämpfen. Aber was kann es heute bedeuten, wenn ein Politiker einem ganzen Volk sein Ehrenwort gibt? Könnte ich als Bürger irgendetwas damit anfangen, wenn sich erweist, daß der Politiker gelogen hat? Wohl kaum. Was denkt sich der Politiker, der so etwas versucht? Erkennt er nicht, daß er vielleicht, indem er sich zu solchen ehren Analogien versteigt, daß er sich schon allein dadurch noch unglaubwürdiger macht? Sozusagen weil er es mit einer Zeremonie, einem Ritus versucht, von dem eigentlich alle Beteiligten wissen sollten, daß er leerläuft? Nun könnte man ja auch sagen, daß dieser Politiker zwar nicht seine – uns eher nichts geltende – Ehre verpfändet, sondern seine politische Zukunft: Wenn sich nach seinem Ehrenwort erweisen sollte, daß er gelogen hat, dann kann er in unserem Staat nichts mehr werden. (So glauben manche, obwohl es Gegenbeispiele gibt, tote und lebende). Nehmen wir mal an, das stimmt. Was kann ich aber dann mit dem Ehrenwort anfangen, wenn ich weiß, daß die politische Zukunft dieses Politikers auch hin wäre, wenn sich ohne Ehrenwort erweisen sollte, daß er gelogen hat. Dann gibt das Ehrenwort erstens kein zusätzliches Pfand, und es wird zweitens mit dem strittigen Sachverhalt selbst verifiziert. Das Ehrenwort ändert also in diesem Fall die Sachlage überhaupt nicht, die Spielausgänge bleiben gleich. Und wenn ich nun gar den Ehrenwörtler für so klug halte, daß er all das natürlich genau weiß (und wieviel Klugheit gehört schon dazu!), dann muß ich wohl dieses Ehrenwort eher als einen Täuschungsversuch verstehen.

Ein reflektierter Sprecher kann ein solches Ehrenwort nur in Täuschungs-

absicht geben, egal ob er schuldig oder unschuldig ist. Wenn er unschuldig ist, werden wir ihm dies allerdings als naiv und unbedacht nachsehen. Wir Adressaten können vom Ehrenwort leider nicht auf den Tatbestand schließen. Schließen können wir aber, daß der Ehrenwörtler entweder lügt oder naiv ist. Und den entscheidenden Schluß ziehen wir mit der Hilfhypothese, daß wir es nicht mit einem naiven Sprecher zu tun haben.

Ich will jetzt nicht mehr auf andere, sanftere Versuche eingehen, seine Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Die Antwort auf die Frage: Was kann man tun, um seine Glaubwürdigkeit wiederzugewinnen? lautet: Gar nichts. Es gibt unüberschaubar viele Wege, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren, aber nur einen Weg, sie zurückzugewinnen: sich an die kommunikativen Maximen halten. Zum Beispiel an die:

- (1) Sag die Wahrheit!
 - Verschweige nichts, was für deinen Partner relevant ist.
- (2) Sprich verständlich!
 - Sprich die Sprache deines Partners.
 - Versuche nicht zu glänzen auf Kosten deines Partners.
- (3) Sprich angemessen!
 - Schau, daß dein Stil zum Inhalt paßt.

Wer sich an diese Maximen hält, wird mit der Zeit wieder zurückgesetzt auf das Urvertrauen.

V.

Soweit – meine Damen und Herren – der linguistische Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion über Glaubwürdigkeit. Es ging mir aber nicht einfach darum, mich hierin als Linguist zu Wort melden, ich wollte die Glaubwürdigkeit auch als Aufhänger für ein paar methodische Anregungen benutzen.

Unsere Tagung befaßt sich mit der Geschichte der deutschen Sprache in der jüngsten Zeit. Diese Zeit ist uns sehr nah, wir haben in ihr gelebt und wir leben in ihr. Darin wird mancher Geschichtsschreiber ein Hindernis sehen, diese Geschichte aus der nötigen Distanz zu beschreiben. Eine verwandte Überlegung wurde dieser Tagung als Leitmotiv vorangestellt. Es ist die Überlegung, wie weit sich der theoretische Reflexionsstand und die methodische Entwicklung auf die entdeckten und behandelten sprachlichen Fakten auswirken, wie weit die Methode ihren Gegenstand schafft, um mit Saussure zu reden. Ich stelle deshalb mein Abschlußräsonnement unter zwei Leitfragen:

1. Wieweit prägen die theoretischen und methodischen Ansätze unsere Ansichten vom Gegenstand? Prägen sie sie überhaupt?
2. Ist eine Betrachtung der neueren Sprachgeschichte für uns möglich? Ist unsere Distanz nicht zu gering, als daß wir überhaupt verlässliche Aussagen machen könnten?

Zur ersten Frage machen wir uns bewußt, daß wir in den letzten 25 Jahren unsere methodischen Möglichkeiten erheblich erweitert haben. Eine wichtige Erweiterung besteht darin, daß das kommunikative Handeln in unseren Blick gekommen ist und daß wir es auch schon ganz gut erforscht haben. Fragen, die wir vor 25 Jahren eher methodisch unbegründet und essayistisch behandeln mußten, beantworten wir heute auf halbwegs sicheren Grundlagen. So beruhen meine Überlegungen natürlich weitgehend auf dem linguistischen Stand, den Sprechaktheorie und Pragmatik geschaffen haben, insbesondere H.P. Grice mit der Entdeckung und Formulierung seiner Maximen. Auf diesen Maximen versuchen wir seit längerem – wie Sie wissen – eine kommunikative Ethik zu bauen, und man könnte das weiter systematisieren.

Die pragmatische Betrachtung ist natürlich keine methodische Alternative zu anderen Ansätzen, es ist eine Erweiterung. In der Behandlung – ich möchte hier durchaus den therapeutischen Aspekt anklängen lassen –, in der Behandlung politischer Sprache schlägt sich diese Erweiterung nieder. Linguistische Untersuchungen öffentlicher Sprache bestanden früher wesentlich darin, die Bedeutung von Wörtern zu untersuchen. Diesen Ansatz muß man nicht revidieren. Denn der Blick auf die Wörter ist verhältnismäßig einfach, und er rentiert sich. Wörter sind Merkzeichen:

- Man bemerkt sie leicht,
- in ihnen wurde etwas gemerkt,
- und man kann darum an ihnen etwas merken.

Aber natürlich genügt das schlichte Nennen typischer Wörter nicht. Es braucht eine genauere Analyse, und so könnten wir etwa meine Überlegungen ansehen als Teil einer einfachen Bedeutungsbeschreibung.

Aber ging es denn tatsächlich um die Bedeutung des Wortes „Glaubwürdigkeit“? Ging es nicht eher um die Glaubwürdigkeit? Ich denke, daß meine Überlegungen gerade zeigen, daß diese Unterscheidung nicht durchgehend sinnvoll ist. Sicherlich können wir für bestimmte praktische Zwecke (z.B. für die Lehre) Grenzen im Bedeutungsraum ziehen. Aber sie sind nicht vorgegeben. Und für andere Zwecke und Zielsetzungen kann man sie anders ziehen – oder überhaupt nicht.

Die theoretische Fundierung unseres Bedeutungsbegriffs hat uns gelehrt, daß zur Bedeutung Text und Wissen gehören. Die Bedeutung eines Wortes konstituiert sich im kommunikativen Handeln. Um eine kommunikative Handlung zu verstehen, braucht man beides: die Bedeutung und kollektives Wissen. (Ich erinnere an Wittgenstein: „Wer keiner Tatsache gewiß ist, der kann auch des Sinnes seiner Worte nicht gewiß sein.“ Über Gewißheit 114) Sprachgeschichte besteht darum in der Analyse der Kommunikationsgeschichte, Sprachgeschichtsschreibung heißt Analyse des Textes *infini*, um aus ihm die Bedeutung und das kollektive Wissen zu destillieren. Soweit sprachliche Kommunikation Konstruktion von Wirklichkeit ist, so weit soll auch sprachhistorische Analyse Rekonstruktion von Wirklichkeit sein. Und tatsächlich geht die gegenwärtige Diskussion nicht um das Wort *Glaubwürdigkeit*, sondern sie ist und behandelt Kommunikationsgeschichte. Und daß selbst die Politiker das einsehen, halte ich für einen wesentlichen Fortschritt im Demokratieverständnis, einen Fortschritt gegenüber der autoritären Ansicht, Politiker seien Männer – tatsächlich Männer – der Tat.

Trotzdem, ja gerade darum ist das Wort keine auswechselbare Etikette, vielmehr kondensiert sich in ihm diese Auseinandersetzung, ein Stück Geschichte also. Wir sollten deshalb in unserer Analyse nicht stehenbleiben bei der jetzt in Mode kommenden Auffassung von Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte. Sprachgeschichte ist vielmehr Problemgeschichte. Für sie genügt es nicht, typische Wörter aufzuzählen – soll der Leser sich das Richtige hinzudenken –, vielmehr geht es darum, die Probleme und die Notwendigkeit dieser Wörter verständlich zu machen, ihren Sinn und ihre Ladung.

Ein anderer Aspekt dieses Bedeutungsbegriffs liegt in der Nicht-Abgeschlossenheit. Die Bedeutung eines Wortes endet nicht irgendwo, wie es uns die Schlichtmethode der Bedeutungsdefinition suggeriert. Sie ist vielmehr in zweierlei Hinsicht offen. Erstens ist nicht von vornherein ausgemacht, welche Zusammenhänge im kollektiven Wissen wichtig sind, welche zu vernachlässigen. Das ist weitgehend eine Frage des Untersuchungsziels. So habe ich einen Aspekt der Glaubwürdigkeit am Beispiel der öffentlichen Sprache und unter dem Gesichtspunkt der kommunikativen Ethik behandelt. Aber die Ansichten anderer Sprecher sind natürlich nicht unwesentlicher oder unrealistischer. Sogar wenn Deuter wie Vogel oder Schmidt sich zu Explikationen erheben, schaffen sie sprachhistorisches Material. Zweitens ist die Bedeutung offen in dem Sinn, daß sie zu keinem historischen Zeitpunkt sozusagen fertig wäre. Die Kommunikationsgeschichte geht weiter, und die Bedeutung ist ja Teil der Kommunikationsgeschichte. Jeder kommunikative Akt hinterläßt – mehr oder

weniger tiefe – Spuren im Wissen, und jeder kann damit auch im kollektiven Wissen landen.

Beide Offenheiten beruhen auf der Dynamisierung des Bedeutungsbegriffs, die wir in den letzten Jahren erarbeitet haben. Diese Dynamisierung hat natürlich Auswirkung auf die Auffassung von Sprachgeschichte. Auch die historische Semantik kann sich danach nicht mit Bedeutungsdefinitionen begnügen. Sie muß vielmehr den Standard jeder Bedeutungsbeschreibung erreichen in Bezug auf Text und kollektives Wissen (Busse 1987, Kap.11; Fritz 1988). Und da Sprache historisch ist durch und durch, könnte man auch meine Überlegungen als ein bescheidenes Stück Sprachgeschichtsschreibung ansehen. Dies wäre dann keine retrospektive, sondern eine teilnehmende Sprachgeschichtsschreibung. Diese teilnehmende Sprachgeschichtsschreibung scheint zwar den Mangel fehlender Distanz zu haben, aber sie kompensiert ihn, weil sie tiefer gehen kann. Der teilnehmende Geschichtsschreiber, der die Bedeutung aus der Kommunikationsgeschichte destilliert, hat Kenntnisse der Texte und des kollektiven Wissens, die dem retrospektiven – glaube ich – grundsätzlich verschlossen bleiben.

Wenngleich seriöse retrospektive Sprachgeschichtsschreiber immer versucht haben, für die Wortgeschichte den Zeitgeist und die allgemeine Geschichte einzubeziehen, so hat das doch seine prinzipiellen Grenzen. Der retrospektive Schreiber kann nicht zum Teilnehmer werden:

- Das ist erstens nicht zumutbar, weil kein Individuum völlig aus seiner Zeit in eine frühere springen sollte.
- Das ist zweitens nicht wünschenswert, weil damit die Dolmetscherfunktion des Geschichtsschreibers angekränkt wird. Er würde den Kontakt mit uns, seinen Adressaten verlieren. Aber er soll ja vermitteln, was für uns interessant, was für uns wichtig an früheren Zeiten ist, die er verstanden hat.
- Das ist drittens eigentlich unmöglich, weil niemand sich in eine frühere Zeit so einleben kann wie in die eigene. Der Grund dafür ist so einfach wie schlagend. Selbst das vollständige Eintauchen in eine frühere Zeit, das ja nur über Texte möglich ist, bleibt defektiv, weil es unidirektional und monologisch ist. Der Geschichtsschreiber hat nicht die Möglichkeit, in einen Dialog einzutreten. Darum kann er sein Verständnis letztlich nicht verlässlich überprüfen.

Aber sicherlich ist der teilnehmende Geschichtsschreiber zu besonderen methodischen Anstrengungen und Ansprüchen verpflichtet. Darf er überhaupt mitarbeiten am historischen Texten infini? Müßte er nicht einen

Standpunkt außerhalb einnehmen? Das kann er nicht. Darum muß er seine Teilnahme bejahen, und er muß sie methodisch kontrollieren. Ja, er sollte sie auch offenkundig werden lassen. Lassen Sie mich das an einem Gegenbeispiel demonstrieren. Einer der wenigen Kollegen, die sich mit neuester deutscher Sprachgeschichte befassen, tut dies mit typischen Wörtersammlungen, die wohl für sich selbst sprechen sollen. In einer solchen Liste kommen die Wörter *teach in*, *sit in* usw. als Kennwörter der 68er vor (Steger 1989). Da konnte der Kollege sich den Hinweis nicht verkneifen, daß mit diesen Veranstaltungen sich „verschiedenartige Gewaltausübungen verbinden konnten“ (Steger 1989, S. 13). Das ist erst einmal auffällig in einer Arbeit, die sonst kaum genaue semantische Analysen bietet. Außerdem ist es auch methodisch nicht besonders gelungen, sich auf diesen Hinweis zu beschränken. Denn damals ging es ja gerade um die geistige Auseinandersetzung mit den Formen der Gewalt, mit den Differenzierungen der Gewalt usw. Eine Auseinandersetzung, die noch bis vor kurzem anhielt und die sogar (etwa im Mutlangen-Prozeß) hohe Gerichte zu neuen Einschätzungen führte.

Also der simple Hinweis deutet auf ein anderes Problem, nämlich eben das Problem der Teilnahme. Vielleicht war dieser Kollege hier selbst involviert. Sie verstehen mich richtig. Der teilnehmende Geschichtsschreiber darf werten. Er sollte aber nicht wild werten, sondern argumentativ. Die Wertung sollte offenkundig sein, sich nicht hinter einer scheinobjektiven Feststellung verstecken, die Geschichte verzerrt. Und vor allem: Der teilnehmende Geschichtsschreiber muß die Intentionen der Sprecher verstehen und darstellen, dann darf er auch werten. Denn die wirklich neutrale Drübersteherhaltung, die schafft keiner. Er nicht, ich nicht – und vielleicht sogar Sie nicht. Allerdings: eine grundsätzliche Schwäche kann ich darum in der linguistischen Teilnahme wahrlich nicht erkennen.

Vielleicht werden Sie die teilnehmende Sprachgeschichte für nicht so interessant halten, weil sie unseren Horizont nicht im gleichen Sinn erweitert wie die retrospektive. Vielleicht werden Sie – übrigens mit Recht – sagen, meine Materialbasis sei doch sehr dünn und ich hätte auch ruhig etwas weiter zurückgehen dürfen. Aber ich finde: Die Teilnahme hat ihre Reize. Ihre Reize liegen

- im kreativen Akt der Destillation des Selbstverständlichen, das uns sonst gerade nicht auffällt,
- im aktiven Eingreifen in den Prozeß der Sinnkonstitution.

Literatur

- Arendt, H. (1972): Wahrheit und Lüge in der Politik. Zwei Essays, München.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik, Stuttgart.
- Fritz, G. (1988): Change of Meaning and Change of Vocabulary. In: Ammon, U. u.a. (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik, Zweiter Halbband, Berlin/New York, S. 1614-1631.
- Michel, K.M. (1983): Die Herrschaft der neuen Glaubwürdigkeit. In: Michel, K.M./Spengler, T. (Hrsg.): Kursbuch 71, S. 21-30.
- Shaw, R.M. (1966): The Dangers of Getting Used to Lies. In: Congressional Record (9) A627.
- Steger, H. (1989): Sprache im Wandel. In: SuL 63, S. 3-31.
- Vogel, B. (1988): Glaubwürdigkeit in Wissenschaft und Politik. In: Augsburger Universitätsreden 12, Augsburg, S. 21-33.

Semantische Kämpfe im öffentlichen Sprachgebrauch

Semantische Kämpfe in der Presse sind wichtige Symptome für Orientierungskonflikte in einer Gesellschaft. Ausgehend von dieser Art der Thematisierung von Sprachgebrauch werden einige Orientierungsdiskussionen – mit dem Schwerpunkt auf der frühen Nachkriegszeit – skizzenhaft rekonstruiert, um die Bedeutung der semantischen Kämpfe für eine zukünftige Sprachgeschichte der Gegenwart zu erweisen.

1. Semantische Kämpfe und die Vokabeln der (Sprach-) Gesellschaftsschreibung. Wann beginnt die Gegenwartssprache?

Mit semantischen Kämpfen¹ hat die sog. Öffentlichkeit ihre Schwierigkeiten. Manche Zeitgenossinnen und -genossen nennen es freiweg dekadent, daß Leute sich allen Ernstes in der Öffentlichkeit darüber streiten, mit welchem Wort irgendetwas oder irgendwer zu bezeichnen sei, oder auch darüber, was eigentlich ein Wort zu bedeuten habe. Warum nur – so fragen sie – streitet man sich nur um Worte (oder Wörter) statt gleich über die Sachen zu reden, statt „zur Sache zu kommen“. – Diese Staatsbürger, die – wenn sie weiblich sind – ihrer eigenen Kritik zum Trotz sicherlich darauf bestehen, als „Staatsbürgerinnen“ angesprochen zu werden, stellen das Gegenstück zu dem Bevölkerungsteil dar, der tagtäglich bewußt die Sprachvermitteltheit von sog. Tatsachen oder sog. Realität erfährt: Etwa wenn in den westdeutschen Fernsehnachrichten gesagt wird, im Zentralkomitee der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei gehe es um mehr als einen Vokabelstreit zwischen Historikern, ja sogar um die Gretchenfrage nach der Identität der Nation, wenn darüber diskutiert werde, ob die Ereignisse von 1956 als „Konterrevolution“ oder als „Volksaufstand“ zu bezeichnen und zu be-

¹ Dieser Terminus wird hier für Auseinandersetzungen über die Bedeutung eines Ausdrucks im weitesten Sinne verwendet, d.h. zur Bezeichnung eines Konfliktes darüber, welche Bedeutung einem in Rede stehenden Ausdrucks zukommen soll (z.B. bei der aktuellen Abtreibungsdiskussion über die Bedeutung von *Leben*), d.h. aber auch zur Bezeichnung von Konflikten über die Angemessenheit einer Bezeichnung für einen Problemverhalt, ferner zur Bezeichnung von Konflikten über implizite Unterstellungen, über umstrittene Konnotationen usw. Dieser weite terminologische Sinn von *semantischem Kampf* bzw. *semantischem Konflikt*, der über ein wörtliches Verstehen des Terminus im Sinne eines Konflikts über die Angemessenheit einer Bedeutungs-Zuordnung zu einem Ausdruck hinausgeht, ist inzwischen weit verbreitet (vgl. u.a. Dieter Wunderlich, Arbeitsbuch Semantik. Königstein/Ts. 1980, S. 269-280 unter „Semantische Konflikte“).

werten seien.² – Die über die Wichtigkeit semantischer Kämpfe aufgeklärten Bürgerinnen und Bürger könnten sogar danach fragen, warum sich eigentlich Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler mit diesen ohnehin bekannten öffentlichen Sprachkonflikten beschäftigen.

Wissen wir – so könnten sie fragen – nicht längst alles über die Diskussionen, die entstanden über die Weiterverwendung sog. Nazi-Vokabulars, über die Problematik sog. Nazi-Vergleiche, über die deutsch-deutschen Konflikte, die die Vokabeln *Zone*, *sog. DDR, DDR, Friedensgrenze*, *Mittel- und Ostdeutschland* betreffen?

Sind wir seit 1968 nicht schon überfüttert mit Wissen auch über die semantischen Konflikte, die den inneren Zustand der Bundesrepublik betrafen und betreffen, – über *Berufsverbot* vs. *Radikalenerlaß*, über *Gruppe* vs. *Bande*, über *Sympathisant*, über *Doppelbeschluß* vs. *Nachrüstung* usw. usw.? Gilt nicht heute als Ausweis bürgerlicher Allgemeinbildung die Beherrschung der Argumentation gegen euphemisierende Manipulationswörter wie *Störfall* und *Entsorgungspark*? Leisten auf diesem Gebiet der Sprachkritik die streitenden Politiker und die kommentierend mitstreitenden Journalisten nicht mehr und besseres als Sprachwissenschaftler?

Kein Zweifel: Das Aufdecken oder Bewußtmachen der rhetorisch-argumentativen Mittel und der prinzipiellen politischen Relevanz solcher öffentlichen semantischen Auseinandersetzungen ist heute geleistet, die öffentliche Sprachsensibilität – auch für Reden über deutsche Geschichte – ist nicht nur erwacht, sondern bereits weitgehend gründlich geschult, so daß ihre Wirkung selbst sog. Spitzenpolitiker zu Fall bringen kann. Nicht abgeschlossen ist dagegen die zeichentheoretische Analyse, die exegetische Systematisierung dieser pauschal als semantische Kämpfe bezeichneten Auseinandersetzungen über Bewertungs- bzw. Interpretationsausdrücke: ihre Dokumentation ist noch bruchstückhaft, ja die sprachgeschichtliche Deutung und systematische Zuordnung zur Zeitgeschichte ist nicht einmal über das wissenschaftliche Anfangsstadium hinaus. Die Integration von semantischen Kämpfen in eine zukünftige Geschichte der Gegenwartssprache ist noch zu leisten.

Es gibt anregende Arbeiten als Ansätze hierzu: es sind Analysen zum politischen Sprachgebrauch, zum Zusammenhang von allgemeiner Geschichte und Sprachgeschichte seit 1945, Arbeiten über die Funktion von Sprachkritik und Sprachreflexion oder Metasprache. Stellvertretend

² Vgl. dazu: „Rheinische Post“, 31.1.89: „1956 war Volksaufstand“. Neubewertung in Ungarn. (Titelzeilen, S. 1).

möchte ich vier Namen aus der Generation meiner Lehrer nennen, die zugleich mit der Geschichte des Instituts für deutsche Sprache eng verbunden sind: Gustav Korleñ, Peter von Polenz, Hugo Steger und Harald Weinrich.³

In welche Schwierigkeiten noch andauernde semantische Kämpfe die Geschichtsschreibung der Gegenwartssprache bringen, das wird der gerade im Druck befindliche sprachgeschichtliche Versuch von Hugo Steger⁴ über die Jahre 1982 bis 1987 zeigen. Da sich für umstrittene Problemverhalte in der unmittelbaren Gegenwart noch nicht einzelne Bezeichnungen als allgemeinakzeptiert öffentlich durchgesetzt haben, führt Steger für dasselbe Ereignis z.T. Listen von konkurrierenden, interpretierenden, bewertenden Bezeichnungen an: z.B. *Sparpaket*, *Sparopfer*, *Lohnpause*, *Lohnverzicht*, *Nullohnrunde* für eine Maßnahme nach der sog. Wende. Steger selbst spricht sogar von „Wortfeldern“ wie *Zwangsanleihe*, *Investitionshilfeabgabe*, *Ergänzungsabgabe*, *Atempause in der Sozialpolitik*, deren einzelne Bezeichnungen den gleichen Problemverhalt aus verschiedenen Perspektiven benennen und zugleich interpretieren. Zum Teil existieren nach Steger sogar nur ausgesprochene Gegenbegriffe zur Bezeichnung einer Maßnahme: was die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg „Zumutbarkeitsregelung“ für Arbeitslose nennt, bezeichnet die Industriegewerkschaft Metall als „Unzumutbarkeitserlaß“. Eine aufregende Frage, die sich angesichts dieser Situation einem Sprachhistoriker geradezu aufdrängt, ist: Wie werden diese historischen Vorgänge in zehn oder zwanzig oder gar in vierzig Jahren bezeichnet werden? Sind bis dahin einheitliche, sog. „historische“ Bezeichnungen entstanden? Welche der jetzt noch durch die Bezeichnungskonkurrenz bewußt gehaltenen Interpretationsperspektiven ist dann verloren gegangen, ist unterdrückt worden, – wer hat bis dahin welche Vokabel durchgesetzt?

³ Nur beispielsweise sei verwiesen auf:

Korleñ, Gustav (1985): Noch einmal: „Mitteldeutschland“. Oder: die deutsche Frage im Spiegel der Sprache. In: Deutsche Studien 23, H. 91, S. 238-248.

von Polenz, Peter (1978): Geschichte der deutschen Sprache. Berlin/New York.

Steger, Hugo (1983): Sprache im Wandel. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Bundesrepublik Deutschland. Bd. III. Frankfurt am Main, S. 15-46.

Weinrich, Harald (1976): Von der Alltäglichkeit der Metasprache. In: ders.: Sprache in Texten. Stuttgart, S. 90-112.

⁴ Die überarbeitete und zeitlich aktualisierte Fassung von „Sprache im Wandel“ erscheint 1989 in der auf vier Bände erweiterten „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ im Fischer Taschenbuch Verlag und als Parallel-druck in der Zeitschrift „Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht“ (SuL), H. 63, S. 3-31.

Mit Blick auf Stegers aktuelle Dokumentation von mehreren konkurrierenden Bezeichnungen für einen Problemverhalt könnten wir aber auch im Umkehrschluß rückwärtsgewandt fragen: Existierte etwa vor 40 Jahren für problematische Situationen, Ereignisse und Konzepte auch so eine Vielfalt von konkurrierenden Bezeichnungen und Interpretationen? Sind uns die damaligen politischen Globalprobleme und Widersprüche (im wörtlichen Sinne), die Absprachen und Gegensätze, die in den Aufbau und die Entwicklung unserer Republik eingegangen oder untergetaucht sind, heute noch bewußt oder sind sie aufgrund der Durchsetzung bestimmter dominanter Interpretationsvokabeln bewußtseinsmäßig verschüttet?

Daß sie nur „zugedeckt“ sind, d.h. aber daß ihre entsprechenden Orientierungs- oder Reizwörter nicht etwa aufgrund allgemeiner menschlicher Gedächtnisschwäche bloß vergessen, sondern als Unterlegene in 'semantischen Kämpfen' dem heterogenen Bau der Gesellschaft auch weiterhin zugrunde liegen und sozusagen den fruchtbaren Mutterboden im „Garten des Menschlichen“ bilden, dafür sprechen die beiden Seiten der schlichten Überlegung, von der unsere Retrospektive ausging: sowenig die gegenwärtigen semantischen Gefechte vernünftigerweise als exklusive Gegenwartsphänomene deklariert werden können, so wahrscheinlich sind sie in vielen Fällen womöglich sogar Folge-Geschichten semantisch sedimentierter Konflikt-Konstellationen aus der Frühphase der gesamtdeutschen Nachkriegsgeschichte.

Wenn aber eine ehemalige Perspektivenvielfalt nicht mehr bewußt ist, dann würde eine sprachhistorische Analyse semantischer Kämpfe womöglich aufdecken können, daß den Journalisten und der Öffentlichkeit ehemals höchst problematische und umstrittene Bezeichnungen heute als problemlose Sachverhaltsbezeichnungen erscheinen. Der Konstitutionscharakter dieser Ausdrücke für das öffentliche Bewußtsein und die gesellschaftliche Verhaltensorientierung könnte dann nur durch (sprachwissenschaftliche) Erinnerungsarbeit (wieder) bewußt gemacht werden.

Daß nämlich heute Wörter wie *Investitionshilfeabgabe* nur Teile des Solidarvokabulars einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe sind, wird deutlich, wenn Steger den politischen Hintergrund und Handlungszusammenhang des gegenbegrifflichen Vokabulars verdeutlicht, indem er auf die parlamentarische, gewerkschaftliche und öffentlich-journalistische Kritik hinweist. Die Gegenposition zur Regierungsperspektive kennzeichnet Steger nämlich mit folgendem Satz: „Die Opposition und viele Medien sprechen vom *Umverteilungsstaat*, von *Umverteilung von unten nach oben*, von *Sozialabbau*, von *Ellenbogengesellschaft*, -mentalität“.

Mit Wörtern wie *Sozialabbau* und *Ellenbogenmentalität* führt Steger offensichtlich an die großen politischen und mentalitätsgeschichtlichen Rahmenbedingungen unserer unmittelbaren Gegenwart heran.

So verlockend die Konzentration auf die unmittelbare Gegenwart auch erscheinen mag, will ich mich doch auf dieser Tagung über Gegenwartssprache aus verschiedenen Gründen intensiver mit dem Anfangsstadium unserer Gegenwartssprache, mit der sog. Nachkriegszeit beschäftigen. Die unmittelbare Nachkriegszeit liegt ja etwas im Schatten unserer Aufmerksamkeit, weil kontrastierende Rückwendungen bei der Gegenwartsanalyse unserer Demokratie oft auf die Zeit vor der Zäsur, d.h. auf die Diktatur der Nazizeit zurückspringen.

Zum zweiten hat sich die Sprachwissenschaft bisher nur von bestimmten öffentlichen semantischen Kämpfen und expliziten öffentlichen Sprachthematisierungen stimulieren lassen: von Diskussionen über die sog. Nazi-Sprache, vom deutsch-deutschen Sprachgegensatz und der sprachlichen Anerkennungsdiskussion über den Staatsnamen der DDR und dann nach 1968 von den sprachlichen Sensibilisierungsschüben durch die Studenten-, Umwelt-, Feminismus- und Friedensbewegungen. Auch dadurch blieben viele Problembereiche der Nachkriegszeit weitgehend ausgeblendet.

Die durch die „Studentenrebellion“⁵ ausgelöste gesellschaftliche Wertediskussion und postkonventionelle Werterelativierung hat ja sogar 1983 zum Vorschlag geführt, 1968 als „eine tiefere Zäsur als 1945“ anzusehen, d.h. die Gegenwart erst 1968 beginnen zu lassen; ich zitiere: „Die Rebellion von 1968 hat mehr Werte zerstört als das Dritte Reich. Sie zu bewältigen ist daher wichtiger, als ein weiteres Mal Hitler zu überwinden“, – so der ehemalige Generalsekretär der CDU, Bruno Heck.⁶

Schon für die Tradition der sog. Nazi-Vergleiche – d.h. für die allen politischen Lagern vertraute Praxis, sich gegenseitig etwa mit Goebbels-Vergleichen zu diffamieren – habe ich aber nachweisen können, daß eine Erinnerung an die wenig aufgearbeitete unmittelbare Nachkriegszeit und an die fünfziger Jahre wesentlich zum Verständnis der Gegenwart und damit zu unserem geschichtlichen Selbstverständnis beitragen kann. Auch in dieser Hinsicht will ich – wie meine historiographischen „Mitstreiter“

⁵ Daß eine einheitliche historische Vokabel für diese Bewegung noch nicht existiert, belegen Titelzeilen wie „Die Revolution blieb Rebellion“ („Rheinische Post“ 15.9.88, anlässlich des Erscheinens eines Buches über die RAF).

⁶ 1983 in der Zeitschrift „Die politische Meinung“, s. DER SPIEGEL Nr. 2, 5.1.87, S. 27.

von Polenz und Steger – mit 1945 als wichtigster Zäsur einsetzen. Neuere zeitgeschichtliche Analysen sehen allerdings als wesentlicheren Umbruch die Währungsreform im Jahr 1948 an.⁷ Mit dem Blick auf die „Erfahrung der kleinen Leute“ gibt die „Geschichte von unten“, die sog. Oral History, dem 8. Mai 1945 einen ganz geringen Stellenwert; sie setzt nicht 1945, sondern 1948 als Ende einer seit Stalingrad (1943) dauernden Umbruchperiode an.

2. Die umstrittene Interpretation des 8. Mai 1945:

Zusammenbruch, Niederlage, Tag der Befreiung, Kapitulation, demokratischer Neuanfang usw.

Für den Einstieg der Rekonstruktion semantischer Kämpfe am 8. Mai 1945 spricht aber – unabhängig von allen anderen Vorschlägen zur sprachhistorischen Epochalisierung – ein exklusives Kriterium: nämlich das gewissermaßen methodenreflexive Argument, daß dieses Datum selbst Gegenstand ganz früher und bis heute reichender semantischer Kämpfe ist. Kurz gesagt: der 8. Mai – das Datum zwischen den Unterzeichnungen der bedingungslosen Kapitulation in Reims und Berlin – ist bezüglich seiner lebenspraktischen und wertorientierenden Bedeutsamkeit bis heute ein besonders umstrittenes Datum und – wenngleich als historischer – ein eminenter öffentlicher Problemverhalt geblieben.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde das Geschehen dieser Tage, das den zweiten Weltkrieg in der westlichen Hemisphäre beendet, in und für Deutschland bezeichnet als „Zusammenbruch“, „Kriegsende“, „Stunde Null“, „Tag X“, oder auch einfach als „die Niederlage“. Zeithistoriker sagen:

Die alliierten Streitkräfte verstanden sich nicht wie in anderen Ländern als Befreier, sondern wie es General Eisenhower in seiner „Proklamation Nr. 1“ ausdrückte, als „Eroberer“, jedoch nicht als „Unterdrücker“.⁸

In den ehemals von Deutschen besetzten westlichen Ländern wie auch auf östlichem Gebiet des ehemaligen deutschen Reiches sprach man jedoch von „Befreiung“ bzw. dem „Tag der Befreiung“, der in der DDR bis 1967 Feiertag war und bis heute als Gedenktag die historische Interpretation normiert. Der oberste Befehlshaber der Westmächte (General Eisenhower) dagegen meidet dieses Interpretationswort offenbar

⁷ Broszat, Martin u.a. 1988, (Hrsg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland. München.

⁸ Thränhardt, Dietrich 1986: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main, S. 14.

entsprechend der Kollektivschuldinterpretation gegenüber dem Verhalten der Deutschen während der Nazizeit; gegen diesen Kollektivschuld-Vorwurf wiederum ist entschiedener westdeutscher Widerspruch in der Nachkriegspresse belegt.⁹

Walther Dieckmann in seinem Plädoyer von 1983 für eine intensivere „sprachkritische und sprachwissenschaftliche Behandlung der Nachkriegssprache“ meint, daß die Deutschen den 8. Mai 1945 bewußtseinsmäßig nicht als „Zusammenbruch des Faschismus“ begriffen hätten, sondern als „Anfang der Besatzungszeit, Ende des Krieges, Zusammenbruch sozialer und kultureller Ordnungen, auch Ende der Konzentrationslager und Anfang der Entnazifizierung“.¹⁰

Während offensichtlich verschiedene Bezeichnungen als Ausdruck verschiedener Erlebnis- und Orientierungsperspektiven in der unmittelbaren Nachkriegszeit öffentlich unthematisiert verwendet wurden, gaben vierzig Jahre später der Anstieg der Sprachsensibilität als auch die Gedenkveranstaltungen des runden Jahrestages des Kriegsschlusses Anlaß zu einer neuerlichen expliziten Thematisierung bzw. zur Forderung nach einheitlicher Interpretation mit bestimmten historiographischen Vokabeln.

1984 eröffnet Günter Grass die öffentliche Diskussion über die Angemessenheit der – auch bei Steger verwendeten – Geschichtsvokabel *Zusammenbruch*. Grass kritisiert diese – wohl aus der Medizin stammende und ursprünglich den körperlichen innerlich bedingten Kollaps meinende – (Ex-) Metapher als Vokabel, die typisch sei für die geschichtsfälschende Tendenz der Adenauer-Ära, weil sie insinuiere, die Nazi-Herrschaft sei durch Wirkung innerstaatlicher Kräfte bzw. innerstaatlichen Widerstands „zusammengebrochen“. Die zutreffende historiographische Bezeichnung müsse „bedingungslose Kapitulation“ lauten. Grass irrte hier historisch und philologisch gesehen insofern als z.B. 1944 Exilliteraten wie Thomas Mann durchaus von dem bevorstehenden und erhofften „Zusammenbruch“ der Nazi-Herrschaft sprachen. Aber – wie problematisch seine Deutung auch sein mag – Grass setzte eine bis heute dauernde Interpretationsdiskussion in Gang.

⁹ Vgl. z.B. Rheinische Post vom 16.3.46, S. 3 über die Stellungnahmen des Papstes und des Kardinal Frings zum Problem der persönlichen Schuld und der Kollektivschuld.

¹⁰ Dieckmann, Walther (1983): Diskontinuität? Zur – unbefriedigenden – sprachkritischen und sprachwissenschaftlichen Behandlung der Nachkriegssprache in Deutschland 1945-1949. In: Hermand, Jost u.a. (Hrsg.), Nachkriegsliteratur in Westdeutschland. Bd. 2. Berlin, S. 89-100, zit. S. 97.

Am 20. April 1985 berichtet beispielsweise die FAZ (S. 4) unter der Schlagzeile „SPD gegen das Wort von Zusammenbruch“ darüber, daß der Parteivorstand der SPD bei dem zum „Gedenken an das Kriegsende“ geplanten „Nürnberger Friedensgespräch“ drei Interpretationsvokabeln („Losungen“) für den 8. Mai 1945 vorschlagen wolle: „*Kapitulation des Dritten Reiches*“, „*Befreiung von Nationalsozialismus*“ und schließlich „*Demokratischer Neuanfang*“.

Den intensivsten semantischen Kampf um die Bedeutung des 8. Mai 1945 hat aber zweifellos unser gegenwärtiges Staatsoberhaupt selbst ausgelöst. Mit gutem zeitgeschichtlichen Instinkt wertete Broder Carstensen in seiner sprachhistorischen Blitzdokumentation – den „Wörtern des Jahres 1985“ – Weizäckers Gedenkrede zum 40. Jahrestag als „Worte des Jahres“ und hob als zentralen Satz die Interpretation eben dieser Zäsur hervor „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung“.¹¹ Diese geschichtsinterpretierende Wendung, die mit der Benennung des Umschlagpunktes zugleich auch das heutige öffentliche Selbstverständnis deklarieren soll, erwies sie als äußerst brisante Vokabel. Die CSU widersprach ihr durch mehrheitliches demonstratives Fernbleiben von der Feierstunde im Bundestag, der Fraktionsfrüher Dregger (CDU) tadelte sie als Ausdruck „der uns von den Siegermächten aufgezwungenen Geschichtsbetrachtung“¹² und eine Flut von Leserbriefen wirft bis heute dem Bundespräsidenten eben diesen einen Satz vor, der eine „Selbstbezüglichung“ sei, der „Schuldgefühle bei der Kriegsgeneration“ hervorrufe und eine würdelose Sicht der „Niederlage des eigenen Volkes“ zum Ausdruck bringe.¹³ Welche kommunikative Heimtücke die isolierte Zitierung dieses einen Satzes enthält, das macht der Gesamttext des betreffenden Redeteils deutlich.

Meine Herren Präsidenten, Herr Bundeskanzler, Exzellenzen, meine Damen und Herren, liebe Landsleute. Viele Völker gedenken heute des Tages, an dem der zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging. Seinem Schicksal gemäß hat jedes Volk dabei seine eigenen Gefühle. Sieg oder Niederlage, Befreiung von Unrecht und Fremdherrschaft oder Übergang zu neuer Abhängigkeit, Teilung, neue Bündnisse, gewaltige Machtverschiebungen. Der 8. Mai 1945 ist ein Datum von entscheidender historischer Bedeutung in Europa. Wir Deutsche begehen den Tag unter uns, und das ist notwendig. Wir müssen die Maßstäbe dafür allein finden.

¹¹ Carstensen, Broder (1985): Wörter des Jahres 1985, in SuL 16, H. 56, S. 110-118, zit. S. 110.

¹² S. DER SPIEGEL vom 3.11.86, S. 26 und 24.11.86: „Vergebung gewährt“, S. 22-25, zit. S. 25.

¹³ Zitate aus Leserbriefen in der Rheinischen Post vom 18.10.88 zu einem Artikel über Weizäckers Stellungnahme auf dem Historikertag mit dem Titel „Auschwitz ist unvergleichbar“ (RP vom 13.10.88).

Schonung unserer Gefühle durch uns oder durch andere hilft nicht weiter. Wir brauchen und wir haben die Kraft, der Wahrheit, so gut wir es können, ins Auge zu sehen ohne Beschönigung und ohne Einseitigkeit. Der 8. Mai ist für uns vor allem ein Tag der Erinnerung an das, was Menschen erleiden mußten. Er ist zugleich ein Tag des Nachdenkens über den Gang unserer Geschichte. Je ehrlicher wir ihn begehen, desto freier sind wir, uns seinen Folgen verantwortlich zu stellen. Der 8. Mai ist für uns Deutsche kein Tag zum Feiern. Die Menschen, die ihn bewußt erlebt haben, denken an ganz persönliche und damit ganz unterschiedliche Erfahrungen zurück. Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos, dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. Viele waren einfach nur dankbar dafür, daß Bombennächte und Angst vorüber und sie mit dem Leben davongekommen waren. Andere empfanden Schmerz über die vollständige Niederlage des eigenen Vaterlandes. Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang. Es war schwer, sich alsbald klar zu orientieren. Ungewißheit erfüllte das Land. Die militärische Kapitulation war bedingslos. Unser Schicksal lag in der Hand der Feinde. Die Vergangenheit war furchtbar gewesen zumal auch für viele dieser Feinde. Würden sie uns nun nicht vielfach entgelten lassen, was wir ihnen angetan hatten? Die meisten Deutschen hatten geglaubt, für die gute Sache des eigenen Landes zu kämpfen und auch zu leiden. Und nun sollte sich herausstellen, das alles war nicht nur vergeblich und sinnlos, sondern es hatte den unmenschlichen Zielen einer verbrecherischen Führung gedient. Erschöpfung, Ratlosigkeit und neue Sorgen kennzeichneten die Gefühle der meisten. Würde man noch eigene Angehörige finden? Hatte ein Neuaufbau in diesen Ruinen überhaupt Sinn? Der Blick zurück in einen dunklen Abgrund der Vergangenheit und nach vorn in eine ungewisse dunkle Zukunft. Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gwalt Herrschaft. Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden für viele Menschen mit dem 8. Mai überhaupt erst begannen und danach folgten. Aber wir dürfen nicht im Ende des Krieges die Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen (Beifall). Sie liegt vielmehr in seinem Anfang und im Beginn jener Gwalt Herrschaft, die zum Kriege führte. Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen (großer Beifall).

Der Text belegt, wir bedachtsam und differenziert von Weizäcker in dieser im In- und Ausland teils als „Wunder“ gefeierten Rede die unterschiedlichen Erlebniskategorien benennt und anerkennt: Heimkehr und Heimatlosigkeit, Befreiung und Gefangenschaft, Ende der Bombennächte und Schmerz über die Niederlage werden als Teilaspekte durchaus gewürdigt. Als die für unser Selbstverständnis insgesamt repräsentative Charakterisierung verwendet dann von Weizäcker die Worte „Tag der Befreiung“, wobei er zugleich eingesteht, daß die Deutschen am 30. Ja-

nuar 1933 mit herbeigeführt hatten, wovon sie am 8. Mai 1945 befreit werden mußten.

3. Semantische Kämpfe um die Westgrenze Deutschlands: *Annexion* vs. *Grenzberichtigung*, *Konfliktgeschichte* vs. *Versöhnungsgeschichte*.

Nach diesem vielleicht brisantesten Konfliktthema der Benennung des Umschlagpunktes von Vergangenheit und Gegenwart will ich jetzt ein Beispiel vorstellen für einen sachlich beigelegten Konflikt, einen begraben Wortstreit mit versöhnlichem Ausgang.

Eine Sichtung von westdeutschen Zeitungen der frühen Nachkriegszeit macht deutlich, daß diese Presseorgane sprachthematisierend reagieren, wenn von östlicher Seite Regelungen getroffen oder Vokabeln etabliert werden, die dem Vorbehalt des Potsdamer Abkommens widersprechen. In diesem war bekanntlich im Sommer 1945 von den drei Regierungen der Siegermächte bekräftigt worden, daß die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zur Friedenskonferenz zurückgestellt werden solle. Ich habe Ihnen die erste Meldung vorgelegt, die auf westdeutscher Seite den Beginn des langanhaltenden semantischen Kampfes über die Bezeichnung und völkerrechtliche Bewertung der heutigen Westgrenze Polens als *Friedensgrenze* dokumentiert. Der Text der „Rheinischen Post“ vom 25.10.48 unter dem Titel „Die Friedensgrenze“ kritisiert offensichtlich, daß die SED in einseitigem Vorgriff auf eine friedensvertragliche Regelung die (vorher auch von ihr abgelehnte) Abtrennung der Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie nach außen hin durch die Verwendung der Vokabel *Friedensgrenze* anerkennt.

Meldung der „Rheinischen Post“ vom 25.10.48

Die „Friedensgrenze“

Berlin, 24. Oktober. (Eigenbericht)

Walter Ulbricht, Mitglied des Zentralvorstandes der SED, bezeichnete die Oder-Neiße-Linie als die „Friedensgrenze zwischen Deutschland und Polen“. Die Alliierten hätten diese Grenze festgelegt und die antifaschistischen Kräfte Deutschlands hätten zugestimmt. Der polnische Ministerpräsident habe ihm gegenüber seiner Befriedigung über die „Überwindung der revisionistischen nationalen Tendenzen“ Ausdruck gegeben.

Der Ostberliner „Vorwärts“ belegt übrigens nach meinen Recherchen erst ein Jahr später (am 3.9.49) den Quasi-Terminus *Friedensgrenze*.

Ich will aber diese östliche Grenzdebatte und auch die bekannten bis heute dauernden sprachlichen Aueinandersetzungen über Alleinvertretungsansprüche und den Staatsnamen der DDR hier nicht verfolgen.

Die neutrale skandinavische Germanistik – besonders Korlén (s.o.) – hat diese parteiinternen und öffentlichen Sprachkonflikte ausführlich dokumentiert und intensiv, auch inhaltskritisch, analysiert. Ich möchte vielmehr auf eine Lücke in der Analysegeschichte sprachlicher Konflikte hinweisen. Was an frühen semantischen Kämpfen bezüglich der Ostgrenzen hier nur angedeutet wurde, das hatte nämlich ein bisher nicht beachtetes und infolgedessen auch von Sprachkritikern und Sprachhistorikern nicht dokumentiertes Gegenstück, das in der besonders betroffenen britischen Zone und im Frühstadium der Bundesrepublik mit ebenso großer Heftigkeit ausgetragen wurde. Hier spielte die Verwendung der Termini *Grenzberichtigung* und *Annexion* eine entscheidende Rolle.

Im gleichen Jahr 1946, in dem die westdeutschen Zeitungen zuerst über den Bezeichnungskampf *Oder-Neiße-Grenze* gegen *-Linie* im Osten berichten, setzt auch eine Berichterstattung ein über Gebietsforderungen der westlichen Nachbarn, u.a. über „Unberechtigte holländische Forderungen an Deutschland“ - wie es eine Schlagzeile im November 1946 (RP vom 9.11.) formuliert. Es geht bei den holländischen Forderungen u.a. um die ganze Grafschaft Bentheim, um etwa 2000 qkm Gebiet und 120.000 Einwohner. Von Anfang an wird die betreffende Auseinandersetzung – auch über französische, belgische und luxemburgische Gebietsforderungen – als semantischer Kampf mit Hilfe zweier gegensätzlicher Legitimationsvokabeln ausgetragen. Die Nachbarstaaten versuchen ihre Ansprüche semantisch zu legitimieren durch Wörter, die durchgehend eine Korrektur meinen. Die deutschen Zeitungen geben diese Vokabeln mit „Grenzberichtigung“ in distanzierenden Anführungsstrichen wieder und weisen damit Wort und Anspruch als illegitim zurück. Die westdeutsche „Rheinische Post“ spricht durchgängig von „Annexionen“, um auf diese Weise die Forderungen sprachlich als illegitim zu kennzeichnen. Der Konflikt dauert insgesamt fast 10 Jahre an. In seinem Verlauf wird immer wieder explizit der Zusammenhang von Sprachgebrauch und öffentlichem Bewußtsein thematisiert, – auch in ausländischen Zeitungen wie beispielsweise im niederländischen Arbeiterblatt „Parol“ (s. RP vom 13.11.46). Auf dem Höhepunkt des Konflikts im Frühjahr 1949 berichtet die Rheinische Post:

In seiner Ansprache stellte Ministerpräsident Arnold zunächst fest, daß es sich bei den „Grenzberichtigungen“ offensichtlich um einseitig aufgelegte Gebietsabtretungen handele, die von der deutschen Öffentlichkeit als Annexionen empfunden werden. (RP 19.3.49, S. 1, Sp. 3-5)

Ende März 1949 werden die – wie es heißt – „Annexionsgebiete gesperrt“ (Titel RP 2.4.49), es werden ausdrücklich Vergleiche zu Gebietsverlusten östlich der ON-Linie gezogen (RP 2.4.49, S. 1, Titel „Die Sprache des

Siegers"). Niederländische Truppen rücken schließlich Ende April (am 23.4.) 49 in die beanspruchten Gebiete ein, die RP berichtet darüber unter dem Titel „Annexionen vollzogen“ (25.4.49, S. 1).

Völkerrechtlich betrachtet wurde das Problem der Westgrenze der Bundesrepublik Deutschland endgültig gelöst dadurch, daß die 1949 von Luxemburg, Belgien, den Niederlanden und Frankreich übernommenen Grenzgebiete (mit einer Bevölkerung von 13.500 Menschen) am 24.9.56 teilweise an die – inzwischen voll souverän gewordene – Bundesrepublik zurückkamen. – Damit ist ein Kapitel der Konfliktgeschichte auch mit den westlichen Nachbarn bewußt gemacht worden.

Ich möchte an diese Beispielgeschichte ein Plädoyer für die Berücksichtigung von Fällen dieser Art anschließen. Solche Fälle sind für die westdeutsche Nachkriegsgeschichte in größerer Zahl zu registrieren: z.B. betreffen sie gut belegte semantische Kämpfe über die Interpretation der „Demontagen“, die von westdeutscher Seite kritisierend als „Industriezerstörung“ bezeichnet werden; sie betreffen auch die von den Alliierten erzwungenen und unter Wert bezahlten Kohlen- und Holzlieferungen aus Deutschland, für die die Alliierten ab September 1947 der Presse ausdrücklich das Wort *Export* vorschreiben und sich das Wort *Reparationen* verbitten (s. RP vom 6.9.47, vom 11. und 29.10.47).

Ogleich solche Bezeichnungskonflikte Parallelen darstellen etwa zur Auseinandersetzung über die Bezeichnung *ON-Grenze* vs. *ON-Linie*, werden sie – da für die Westgrenze der BRD keine „offene“ deutsche Frage existiert – von der Sprachgeschichtsschreibung leicht übersehen, zumal sie keine auffälligen Spuren in der Wortbedeutungsgeschichte hinterlassen.

Damit aber entsteht die Gefahr, daß die Geschichte einer Sprache nur Fälle noch virulenter Bewertungskonflikte verbucht und nicht mehr aufgrund selbständiger Erinnerungsarbeit das Zustandekommen öffentlicher Bewußtseinslagen rekonstruiert. Damit würde aber die Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte zu einer Art zeitlich kurzschichtiger Konfliktgeschichte, die eine große Zahl „gelöster“, jedenfalls unterschiedener oder stillgelegter Bewertungskonflikte nicht berücksichtigt. Ich plädiere also dafür, daß durch intensives Quellenstudium über semantische Kämpfe in der Öffentlichkeit auch die Auseinandersetzungen über inzwischen gelöste Konflikte dokumentiert und interpretiert werden. Bei diesem Vorgehen könnte die Sprachgeschichtsschreibung nicht nur die ohnehin durch Konfliktfortdauer öffentlich bewußt gehaltenen Bewertungsdiskrepanzen beschreiben, sondern sie könnte anschaulich machen, daß das Fehlen von sprachlichen Interpretationskonflikten mit

den westlichen Nachbarn nicht von Natur und von vornherein existiert, sondern Ergebnis von relativ versöhnlicher Konfliktaustragung und kompromißhaftem Interessenausgleich mit dem Kriegsverschulder ist. Kurz gesagt: Nur so kann eine Sprachgeschichtsschreibung – über eine kurz-sichtige semantische Konfliktanalyse hinausgehend – auch beitragen zur Dokumentation und Analyse einer Geschichte der Versöhnung. Eine solche Geschichte der Versöhnung würde mit zur Erkenntnis beitragen, daß – angesichts der Arbitrarität sprachlicher Zeichen – sprachliche Übereinstimmungen, Sprachfrieden nicht gottgegeben, sondern prinzipiell Ergebnis oder Symptom von politischer und allgemein öffentlicher kommunikativer Versöhnungsarbeit sind.

4. Zur Geschichte west-östlicher Feindbilder:

Wiederbewaffnungs-Debatte (*Verteidigungsbeitrag* vs. *Remilitarisierung*, negative Konnotation von *Pazifismus*, und *Neutralität*), Vorleistungs-Strategie (Verlust der Geltung von „Bedrohung“, Verlust der „Verteidigungsbe-reitschaft“).

Während es bei der westlichen Grenzdiskussion um gelöste Probleme ging, betrifft der nun folgende abschließende Komplex die Anfangsphase der im Augenblick eminent aktuellen west-östlichen Feindbildgeschichte als gesellschaftliche Bewußtseinsgeschichte und zwar unter dem Gesichtspunkt der Legitimation militärischer Rüstung.

Öffentliche Diskussionen über *Kriegs-* vs. *Verteidigungsministerium*, *Wehrkunde-* vs. *Friedensunterricht* in den Schulen beider deutscher Staaten, über *Kriegs-* vs. *Friedensdienst mit der Waffe*, über die implizite Schuldzuweisung der Vokabel *Nach-Rüstung* haben auf diesem Gebiet eine hohe öffentliche Sensibilität für sprachliche Manipulation entwickelt und somit das hervorgebracht, was Habermas im Zeitalter medialer Erfahrung als kritisch-aufklärerische Einstellung zur Vermeidung selbstverschuldeter Unmündigkeit ansieht: die bewußte Unterscheidung zwischen informativ-verständigungsorientiertem und erfolgsorientiert-überredendem Sprechen bzw. Handeln.¹⁴ Bei meiner Darstellung stütze ich mich z.T. auf quellenerschließende und an semantischen Kämpfen orientierte Düsseldorfser Arbeiten zur deutschen Sprachgeschichte nach 1945, die allesamt in diesem Jahr in der Zeitschrift „Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht“ erscheinen werden.

¹⁴ Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2. Frankfurt am Main, z.B. S. 182 ff. und S. 268 ff.

Die Frage der westdeutschen Wiederbewaffnung¹⁵ wird um 1950 von dem Regierungschef Adenauer und dem Oppositionschef Schumacher zurecht als die „Frage der Fragen“ bezeichnet, die der Politik damals „einmalige, unrevidierbare“ Entscheidungen über Neutralität oder Blockintegration abverlangten. Die Auseinandersetzungen dieser Jahre waren durch semantische Kämpfe gekennzeichnet, die u.a. die Wörter *Remilitarisierung*, *Aufrüstung*, *Wiederaufrüstung*, *Verteidigungsbeitrag*, *Wehrbeitrag*, *deutscher Beitrag*, *Pazifismus* und *Neutralität* betrafen.

„Völlige Abrüstung und Entmilitarisierung Deutschlands“ hatten sich die Sieger im gestaltungsmächtigen Potsdamer Abkommen vom 2.8.45 zum Ziel gesetzt. Nach dem Scheitern der Außenministerkonferenz der vier Großmächte im Dezember 1947 und immer deutlicher werdender Blockbildung im Westen und Osten Europas stellen britische und amerikanische Militärs erste Überlegungen über eine Remilitarisierung Westdeutschlands an.

Nachdem führende westdeutsche Politiker in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch jedem Deutschen wünschten, daß ihm die Hand abfalle, wenn er wieder eine Waffe anfasse (F.J. Strauß, s. Thränhardt 1986, S. 75), läßt sich vorstellen, wie politisch heikel ein Versuch sein mußte, das öffentliche Bewußtsein so zu wandeln, daß aus einem noch zu erzeugenden Bedrohungsgefühl heraus diese Wiederbewaffnungs-Pläne von der Öffentlichkeit und der parlamentarischen Mehrheit getragen würden.

Es ist interessant zu beobachten, mit welchen kommunikativen Mitteln Befürworter und Gegner dieser Pläne operierten und politische Entscheidungen herbeiführten: Die deutsche Öffentlichkeit wurde durch eine Nachricht des russisch lizenzierten ADN bereits im März 1948 auf Überlegungen aufmerksam, wonach US-Politiker „einen geheimen Plan für die Aufrüstung eines künftigen westdeutschen Staates vorgelegt haben“ (RP 17.3.48, S. 2). Fragende Schlagzeilen wie „Deutsche unter Waffen?“ (RP 27.11.48), „Heimliche Aufrüstung?“ (RP 4.12.48), „Aufrüstung?“ (RP 4.2.49) und assertorische Hauptüberschriften wie „Keine Remilitarisierung“ (RP 15.12.48), „Wiederaufrüstungsgerede“ (RP 15.1.49) sind Belege einer 1948/49 intensiv geführten Diskussion.

In dieser Diskussionsphase vor 1950 wird aber erkennbar, wie ein Bedrohungsgefühl mit Hilfe eines Feindbildes erzeugt wird und so eine

¹⁵ Ich stütze mich hier – bezüglich der Belege insgesamt und auch teilweise argumentatorisch – auf den Aufsatz von Martin Wengeler (1989): *Remilitarisierung oder Verteidigungsbeitrag? Sprachthematization in den Diskussionen um die westdeutsche Wiederbewaffnung – Ein Beitrag zur Sprachgeschichte nach 1945*. In: SuL 20, H. 64.

schuldzuweisende Interpunktion von Ereignisfolgen (im Sinne Watzlawicks) konzipiert wird, wodurch die jeweilige Rüstung einer Seite als notwendige Reaktion in Form von Verteidigungsbemühungen – d.h. modern gesprochen als „Nach-Rüstung“ gegenüber der „Vor-Rüstung“ des Gegners – erscheint.

Der Herausgeber des konservativen „Rheinischen Merkur“ (F.A. Kramer) beispielsweise fordert Anfang November 1948 – ich zitiere – wegen der „neuen Kriegsgefahr, die aus dem Osten droht“, „eigene Abwehrmittel“, „einen bescheidenen Selbstschutz“, „wenigstens einige Abwehrverbände“. Bei diesen Forderungen handle es sich nicht um „'Militarismus' irgendwelcher Art“, sondern um notwendige Selbstschutz-Vorbereitung; ich zitiere:

Aber wenn er [der Krieg] kommen sollte: Welcher Mann würde nicht lieber eine Waffe in der Hand haben, als zwischen Genickschuß, Strang oder Bergwerk wählen zu müssen? Und ein Hundsfoth, wer Frau oder Tochter oder Schwester dem Iwan zu überlassen bereit wäre (RM 13.11.48, S. 1).

Weitere Zitate, die die Wiederbelebung alter Topoi wie „Ansturm der Tatarenhorden“ – auch durch Regierungsangehörige – belegen, wollen wir uns hier ersparen.

Die semantische Taktik der Befürwörter der Wiederbewaffnung und der sog. West-Integration besteht in den folgenden Jahren darin, daß sie das Wort *Remilitarisierung* für die diskutierten Maßnahmen ablehnen. Anfang 1949, nach Einführung der kasernierten Volkspolizei in der sowjetischen Zone, sprechen sie von der notwendigen „Schaffung einer europäischen Armee, der auch deutsche Soldaten angehören“ (so Adenauer am 3.12.49). Dieses Konzept wird von Regierungsseite vertreten mit Vokabeln wie *Beitrag zur Verteidigung Europas*, *Verteidigungsbeitrag*, während die Gegner – die SPD und die KPD im Parlament (und die EKD außerhalb) – diese Politik der militärischen Westintegration mit den Vokabeln *Wiederaufrüstung* und *Remilitarisierung* bekämpfen. Damit versuchen diese Gruppen eine Verbindung herzustellen zu der im Potsdamer Abkommen ausdrücklich geforderten „Entmilitarisierung“ und zugleich Assoziationen zu wecken an den unseligen deutschen gesellschaftlich integrierten Militarismus der Kaiser- und Nazi-Zeit. Der Adenauer-Partei gelingt es zunächst nicht, den Ausdruck *Militarisierung* öffentlich total zu unterdrücken. In der Begründung seines durch Adenauers Wiederbewaffnungspolitik ausgelösten Rücktritts schreibt der damalige Innenminister (und spätere Bundespräsident) Heinemann 1950 an Adenauer, daß er die „Aufstellung deutscher Truppenkontingente wenn auch im Rahmen einer internationalen Gemeinschaft“ ablehne, weil eine solche

„Militarisierung“ „die Renazifizierung nach sich ziehen wird.“

Diese semantischen Kämpfe haben übrigens eine bis heute in der Geschichtswissenschaft und der politischen Öffentlichkeit dauernde Fernwirkung.

Die historiographisch oft verwendete Vokabel *Wiederbewaffnung* wurde zuletzt am 7.10.88 bei der Begräbnisrede für Franz Josef Strauß vom derzeitigen Bundeskanzler Kohl als zu kurz greifend kritisiert: mit „*Wiederbewaffnung*“ – so der Kanzler im vorgelegten Text – sei der Aufbau der Bundeswehr nur sehr unzureichend beschrieben:

Denn im Kern ging es dabei um die unwiderrufliche Bindung unseres Landes an die Wertegemeinschaft freiheitlicher Demokratien: gewissermaßen um das außenpolitische Gegenstück zur innenpolitischen Entscheidung für den absoluten Vorrang der Menschenwürde, für Rechtsstaatlichkeit und Demokratie. (Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung Nr. 127, S. 1156 vom 11.10.88).

Es ist aufschlußreich, daß die Vokabel *Remilitarisierung* in der soeben bei Ploetz und der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienenen 4. Auflage der „Deutschen Geschichte“ – von Conze und Hentschel herausgegeben – nur zur Bezeichnung der seit 1948 in der SBZ durchgeführten Maßnahmen verwendet wird; aufgrund dieser östlichen Maßnahmen hätten die Amerikaner (erst) 1950 eine entsprechende Diskussion als Antwort eröffnet. Wir hatten oben gezeigt, daß die Wiederbewaffnungsdiskussion von amerikanischer und westdeutscher Seite seit dem Frühjahr 1948 in Zeitungen belegt ist. Man sieht also, daß auch aktuelle westdeutsche Geschichtsschreibung bis heute noch Feindbildklischees und Schuldzuweisungen transportiert.

Doch zurück zur Nachkriegszeit, die diese Bewußteinslage erzeugt hat: Als die SPD ab Herbst 1950 aber nicht mehr als prinzipieller Gegner einer Wiederbewaffnung erscheinen will und für eine militärische West-Integration lediglich die staatliche „Gleichberechtigung“ der Bundesrepublik als „Voraussetzung eines militärischen Beitrags“ fordert (so Schumacher 1950 in Stuttgart), da trennen die Regierung und die SPD nur noch unterschiedliche Auffassungen über den richtigen Weg zur Wiederbewaffnung. Konsequenterweise distanziert sich nun die SPD vom negativen Kampfbegriff *Remilitarisierung*. Schumacher spricht (in seiner Bundestagsrede im März (am 9.3.) 1951 explizit distanzierend von „sogenannter Remilitarisierung“, d.h. er kennzeichnet es als Kampfwort anderer. Schumacher versucht, die SPD in einer Mittelposition erscheinen zu lassen, indem er betont, daß die Auseinandersetzung sich nicht „zwischen den Remilitarisierern schlechthin und irgendwelchen absoluten Pazifisten mit einer Friedensformel des garantierten Erfolgs“ abspiele.

Damit haben sich sowohl CDU wie auch SPD gegen alle die gewandt, die – unter Benutzung des Wortes *Militarisierung* – die angestrebte Wiederbewaffnung ablehnen. Adenauer spricht von einem Beitrag zu einer „Abwehrfront“, zu einer „Schutzfront für den Frieden“. Mit expliziten Thematisierungen hatten die Regierungsparteien in den – hier zitierten – Beiträgen zur Bundestagsdebatte im November 1950 (am 8.11.50) den Ausdruck *Remilitarisierung* im Sinne von 'Restauration vergangener Ideologien' bzw. als 'nationale Militarisierung' semantisch festgelegt, um dieses Wort als Bezeichnung für die von ihnen geplante Wiederbewaffnung zu unterdrücken.

Dr. Schäfer (FDP):

Man macht sich die Sache vielfach sehr einfach, indem man für alle solche verwickelten Vorgänge ein Schlagwort einführt. Das Wort, unter dem in den letzten Wochen und Monaten eine verantwortliche Diskussion hin und her gegangen ist, war das Wort „Remilitarisierung“. Es ist ein verhängnisvolles Wort, nicht nur weil es ein Schwammwort ist, weil es zur mangelnden Präzision des Denkens und zu schlechter Unterscheidung der verschiedenen Wege, Möglichkeiten und Erscheinungen in der politischen Wirklichkeit verführt, sondern weil es zugleich ein Wort ist, das die Tatsachen verschiebt. Nirgendwo ist von einer Wiederkehr vergangener Einrichtungen die Rede und besteht eine solche Absicht. Wir denken gar nicht daran, vergangene Zustände zu wiederholen oder wiederherzustellen, weder formationsmäßig noch formenmäßig noch gedanklich. Hier geht es nicht um eine Restauration vergangener Ideologien, vergangener Ziele oder vergangener Methoden, sondern hier handelt es sich um völlig neue Formen und Formationen zur Sicherung dessen, was ich soeben mit den Worten Frieden und Freiheit zusammenzufassen suchte.

von Brentano (CDU):

Zunächst möchte ich auch unterstreichen, was einer meiner Vorredner schon sagte: Wollen wir uns nicht von diesem unseligen Wort einmal trennen: Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß mit dem Begriff Remilitarisierung sich wirklich auch in der Öffentlichkeit gewisse Vorstellungen verbinden, als bestehe die Absicht, Gewesenes zu restaurieren oder doch zu kopieren. Für meine Freunde und für mich kann ich mit aller Eindeutigkeit sagen, daß wir weder daran denken, Gewesenes zu restaurieren, noch daß wir daran denken, Gewesenes zu kopieren, daß wir aber wohl den ernstesten und entschiedensten Willen haben, etwas Neues zu schaffen. Wir wollen nicht remilitarisieren, wir wollen keine deutsche nationale Armee als Mittel zur Durchsetzung machtpolitischer Ziele. Wir wollen einen Beitrag zu einer europäischen Armee im Zuge der Integration Europas leisten. Wir wollen bereit sein, uns innerhalb einer solchen europäischen Gemeinschaft den gleichen Aufgaben, den gleichen Verpflichtungen zu unterziehen wie die anderen, und wir wol-

len hierzu bereit sein nicht im Sinne und im Wege der Remilitarisierung, wohl aber im Sinne des Anrufs an das deutsche Volk, sich seine Freiheit zu erhalten und in einer solchen gemeinsamen Armee mitzuarbeiten.

Schon im August 1950 hatte Vizkanzler Blücher (FDP) an Adenauer geschrieben, daß er den Begriff *Remilitarisierung* bedauere, da es um „nichts anderes als einen Beitrag nicht zu einer deutschen Armee, sondern zur Verteidigung des freien Teiles Europas“ gehe. Alle außerparlamentarischen Oppositionsbewegungen, die sich – wie der Kirchenpräsident Martin Niemöller – „jeder Remilitarisierung“ widersetzen, wurden nun semantisch mit Hilfe der Bezeichnung *Pazifist* bekämpft. Die Bedeutung von *Pazifismus* wurde durch normierende Zuschreibung semantischer Merkmale wie 'weltfremd', 'unpolitisch', 'schwärmerisch', 'unrealistisch' negativ konnotiert und *Pazifismus* wurde so zu einem Ablehnungsbegriff hin stigmatisiert.

Ende Juni 1951 trägt auch Erich Ollenhauer auf der Konferenz der Sozialistischen Internationale in Frankfurt am Main zur Stigmatisierung bei, indem er sagt: „Wir lehnen eine Politik des 'ohne uns' ab, und wir sind auch keine pazifistische Sekte.“

Im semantischen Umfeld der Wiederbewaffnungsdebatte ist die Rede Schumachers von „absoluten Pazifisten“ Symptom aber auch dafür, daß in dieser Zeit die Wiederbewaffnungsgegner nur als eine besondere Art von Pazifisten von CDU und SPD diffamiert werden konnten: ein letztes Bewußtseinsrelikt aus dem erst fünf Jahre zurückliegenden Kriegserlebnis wirkt sich offensichtlich so aus, daß der Ausdruck *Pazifist* oder *Pazifismus* allein nicht negativ konnotiert wurde, – dafür sprechen die offenbar zur Stigmatisierung notwendigen Attribuierungen in Wendungen wie *absoluter* bzw. *zersetzender Pazifismus* oder *pazifistische Sekte*.

Im Zusammenhang der Nachrüstungsdiskussion Anfang der 80er Jahre zeigt sich ein ähnlicher Versuch, den Ausdruck *Pazifismus* wiederum zu stigmatisieren und die pazifistische Haltung zu diskreditieren. Der Friedensbewegung war es offenbar inzwischen gelungen, das Wort *Pazifismus* wieder mit positiver Konnotation als Fahnenwort benutzbar zu machen; die Nachrüstungsbefürworter halten es nämlich um 1980 für nötig, den Ausdruck durch negativierende kontextuelle Verwendung abermals zu stigmatisieren – allen voran Heiner Geißler mit seinem berüchtigten (hier verkürzten) Zitat im Bundestag: „Der Pazifismus der dreißiger Jahre ... hat Auschwitz erst ermöglicht“. F.J. Strauß bezeichnet sich selbst im Laufe dieser Diskussion als „Gesinnungspazifisten“ und bringt damit zum Ausdruck, daß Pazifismus zwar eine ehrenwerte Gesinnung, für die politische Praxis aber unbrauchbar sei.

5. Semantische Kämpfe und das Problem des Vertrauens in die „Umgestaltung“ in den sozialistischen Staaten.

Am Beispiel des semantischen Kampfes um die Bedeutung des Wortes *Pazifismus*, der ja zugleich ein Kampf um die lebenspraktische Bedeutung von Pazifismus als Handlungsmaxime ist, erkennen wir, daß die militärdeologischen Verbalstrategien der Adenauerzeit, die ich in großen Zügen zu analysieren versuchte, z.T. auch die Nachrüstungsdebatte beherrschen. Erst in der unmittelbaren Gegenwart werden diese Strategien z.T. aufgegeben, da die auf stabilen Ost-West-Gegensätzen beruhenden, sprachlich konstituierten Feindbilder ins Wanken geraten. Die seit der frühen Nachkriegszeit geltende gegenseitige Abschreckungsstrategie im Rahmen einer „Politik der Stärke“ ist – am auffälligsten sichtbar in den Initiativen Gorbatschows – im Begriff, von den Supermächten durch eine dialogorientierte Vorleistungsstrategie ersetzt zu werden. Schon beklagen Bundeskanzler und Generalinspekteur der Bundeswehr, daß die „Verteidigungsbereitschaft“ als bewußtseinsmäßige Grundlage der Akzeptanz von Rüstungs- und Kriegsdienstleistungen zurückginge, und gar als kommunikativer „Auswuchs“ wird bewertet, „daß auch schon das Wort Bedrohung als nicht mehr zeitgemäß empfunden, als Relikt des Kalten Krieges abgestempelt werde“.

RP vom 14.12.1988, S. 1:

Rede auf der 30. Kommandeurtagung der Bundeswehr in Würzburg.
Kohl appelliert an Wehrbereitschaft der Bürger

WÜRZBURG (ap/dpa). Bundeskanzler Kohl hat im Zeichen abrüstungspolitischer Hoffnungen, sinkender Jahrgangsstärken und finanzieller Engpässe offengelassen, ob es auch künftig bei einem Friedensumfang der Streitkräfte von 495 000 Soldaten bleiben kann. Auf der 30. Kommandeurtagung der Bundeswehr im Würzburger Congress-Centrum sprach sich der Kanzler gestern zwar dafür aus, den Verteidigungsumfang von 1.3 Millionen Mann zu halten, fügte jedoch lediglich hinzu, es gelte „für eine möglichst hohe Friedenspräsenz zu sorgen“. Vor den 450 Generalen, Admiralen und Obersten in Kommandeursverbindung bezeichnete es Kohl als „Herausforderung“, die Streitkräfte in die Lage zu versetzen, „auch in den 90er Jahren ihren Auftrag im Bündnis zu erfüllen“. Dazu seien vor allem beim Heer „strukturelle Anpassungen notwendig“.

Kohl rief die Bundesbürger auf, bei den Anstrengungen für die Verteidigung nicht nachzulassen. Die Bundesregierung werde auch gegenüber einer verunsicherten Öffentlichkeit den Auftrag und die Rolle der Bundeswehr „offensiv“ vertreten. Die gegenwärtige Akzeptanzproblematik der Streitkräfte könne nur von Politikern und Militärs gemeinsam gelöst werden. Bei den Bürgern gebe es eine breite Mehrheit, die den Verfassungsauftrag der Verteidigung mittrage und Verteidigungsfähigkeit wolle. Kohl bedauerte das nachlassende Bedrohungsbewußtsein. Die

Bundeswehr stelle in unserer staatlichen Sicherheitsvorsorge den entscheidenden Faktor dar.

Die Existenzsicherung durch bewaffnete Verteidigung gewinnt nach den Worten von Generalinspekteur Wellershoff in einem Staat, dessen Bürger meinen, die eigene Friedfertigkeit reiche aus, um die angenehmen Wohlstandsbedingungen zu schützen, immer mehr den Charakter des Verzichtbaren, in manchen Augen sogar den Charakter des Unmoralischen. Mit dieser Betrachtungsweise gehe die geringe Bereitschaft zu einer nüchternen Betrachtung von Fakten und Fragen der Sicherheitspolitik und auch die größtenteils deprimierende Uniformiertheit unserer Eliten einher. „Kein Wunder, daß dem Wehrpflichtigen der Sinn seines Wehrdienstes immer schwieriger zu vermitteln ist“, meinte Wellershoff. Wellershoff betonte, es komme zu den merkwürdigen Auswüchsen, daß auch schon das Wort Bedrohung als nicht mehr zeitgemäß empfunden, als Relikt des Kalten Krieges abgestempelt werde. „Zu nachhaltigen Auswirkungen kann dieses veränderte Empfinden jedoch führen, wenn Parteien und Regierungen sich nicht in der Lage zeigen, auf all diese alarmierenden Entwicklungen tatkräftig zu reagieren.“

Die Hauptgefahr liegt nach Ansicht von Wellershoff weiter im überlegenen Militärpotential des Warschauer Paktes. Es schäle sich deutlich heraus, daß die Sowjetunion trotz aller spektakulären Abrüstungsschritte weiter rüste und zugleich auch die Gewichte in ihrer Streitkräftestruktur verschiebe. Die Bundeswehr habe Schwächen bei der Panzerabwehr, in der Luftverteidigung, bei der U-Boot-Jagd und bei den Munitionsvorräten. Nachdrücklich warnte Wellershoff davor, auf eine kleinere Bundeswehr zuzusteuern.

Dieser Sprachkritik liegt wohl die Befürchtung zugrunde, daß die derzeitigen ideologischen Klimaveränderungen zu vorschnellen und unkritischen Veränderungen in der politischen Einstellung wie im Sprachgebrauch geführt hätten, d.h. es wird die Frage gestellt, ob die Anstöße zu den momentanen programmatischen Veränderungen im Osten wirklich glaub- und vertrauenswürdige Maßnahmen seien oder etwa die raffinierteste Variante einer rein strategischen Inszenierung mit nur scheinbaren Umgestaltungsphänomenen.

Bezüglich dieser Frage glaube ich, daß es tatsächlich sprachkritische Maßstäbe dafür gibt, daß es sich um aufrichtige Umgestaltungsbemühungen handelt. Daß wir im Westen ein gewisses Vertrauen zu Veränderungen im Osten fassen, liegt m.E. auch daran, daß wir beobachten können, daß nun dort auch semantische Kämpfe stattfinden, daß unorthodoxe Äußerungen möglich sind, daß konkurrierende Vokabeln öffentlich artikuliert werden können und damit ein pluralistisches Meinungsspektrum möglich zu werden scheint. Die eingangs erwähnte Diskussion in Ungarn über die Bewertung und Bezeichnung der Ereignisse von 1956, die innenpolitische Forderung nach Pluralismus in Jugoslawien, die Möglichkeit, auch innerhalb der Sowjetunion Gorbatschows Politik öffentlich widerprechen zu können, das alles offenbart – trotz der polemischen, oft fana-

tischen Verbissenheit der Argumentationsgegner – semantische Kämpfe als das, was sie prinzipiell sind: Semantische Kämpfe sind Belege dafür, daß sich Individualität auf verschiedenen Stufen der Gruppenbildung argumentativ artikulieren kann, sie sind zugleich Symptome und Faktoren öffentlicher und persönlicher Freiheit, semantische Kämpfe sind insofern Ausdruck humaner, sich gegenseitig zum Wohle des Staatsganzen tolerierender sprachlicher Konfliktaustragung. Die sprachwissenschaftliche Analyse semantischer Kämpfe belegt also: Wir tagen heute in einem kommunikativen Vorfrühling. Hoffen wir, daß sich die Klima-Metapher „Frühling“ diesmal nicht rächt. Im Winter müßten wir uns wieder warm anziehen.

„Unsere politische Sprache ist leer und bewegt fast nichts mehr.“ – Politik als Sprache und literarische Form

In diesem Vortrag versuche ich, eine Frage zu stellen, weniger, auch schon eine Antwort zu geben. Die Frage gilt den Textgattungen des Politischen oder, wie wir auch sagen könnten, der Metapolitik. Ich vermute, daß die allgemeinere Einsicht in die Notwendigkeit, eine unabhängige, gegenüber der gefährlichen Liäson von Naturwissenschaft und Ökonomie selbständige Politik zu erkämpfen und demokratische Fermente in unserer Gesellschaft auszubreiten, davon abhängen wird, ob wir über wirksame Gattungen der Metapolitik verfügen und sie sich zu einer auf Anerkennung beruhenden fußlosen „Institution“ politischer Kritik vereinigen. Ich gehe aus von einem historischen Beispiel.

I.

Im Frühjahr 1819 verließ der dreißigjährige Livländer Carl Gustav Jochmann seine Heimatstadt Riga, kaum anders als fünfzig Jahre vor ihm Herder, um in Deutschland oder jedenfalls in Westeuropa das Leben eines freien politischen Schriftstellers zu führen. Er war Jurist und hatte sich als Advokat in Riga ein Vermögen erarbeitet, von dem er leben konnte. Seine Freunde waren Bankiers, Politiker, Kaufleute, und der Schweizer Schriftsteller Zschokke. Er hielt sich zunächst in Deutschland auf und schrieb im Juni 1819 einen dreißig Seiten langen politischen Brief an den Freund Sengbusch in Riga.

Dieser Brief ist ein großartiges Dokument, das in mancher Hinsicht das Junge Deutschland antizipiert. Jochmann verrät schon zu Beginn, daß ihn die Frage der politischen Textgattungen beschäftigt. Er beginnt mit der Geschichtsschreibung, von der er die höchste Meinung hat, wirft einen Blick auf England, Italien, Frankreich, und urteilt: „in Deutschland gibt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschumpft ist.“ Historie sei hier „das Kammermensch“ jedes kleinen Dynasten. (Jochmann 1836, S. 4).¹

Als zweites spricht er von jenen 'Denkwürdigkeiten', 'Memorabilien', wie

¹ Vgl. auch den Wiederabdruck des Briefes bei Werner Kraft 1967, S. 33-41; Zitate: S. 33, 34. Schon ein Blick auf die Geschichtsschreibung Rottecks legt die Frage nahe, ob dieses Urteil Jochmanns gerecht ist.

sie speziell in Frankreich verborgen aufgezeichnet worden sind und erst postum ans Tageslicht gelangten. Er führt sie also als eine ursprünglich oppositionelle Gattung ein und gibt dann eine genauere Analyse:

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben.

Denkwürdigkeiten erlauben also einen Blick hinter die Kulissen oder in den Kochtopf, und daß einem dabei übel werden kann, läßt sich z.B. aus Straßenstudien zur Zeit der Französischen Revolution entnehmen, der 'Physiognomie von Paris am 10. August 1792 und am 21. Jänner 1793', die Jochmann auf Grund von Gesprächen mit dem in Paris lebenden preußischen Grafen Gustav von Schlabrendorf überliefert hat (Jochmann 1836, S. 160 ff.). Auf die Wahrheit komme es an, meint er, und erkennt den Memorabilien drei Vorzüge zu: sie seien 1. unterhaltender als die oft gravitätischen historischen Werke, 2. planlos, vielseitiger und umfänglicher im Erfassen der Zeitgeschichte, 3. die Persönlichkeit des Erzählers komme in ihnen stärker zum Ausdruck, was aber nur ein Vorzug sei, wenn die Autoren ihre eigenen Ansichten auch vorzutragen wagten.

Diese Zivilcourage vermißt er in Deutschland. Die politische Luft im Juni 1819, drei Monate nach der Ermordung Kotzebues durch den Theologiestudenten Carl Ludwig Sand, sei schwül und beengend. Der Kleinmut der Schriftsteller und eine gröbere oder feinere Zensur entziehe die interessantesten Dinge der Öffentlichkeit, man erfahre sie nur im vertrauten Gespräch.

Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntnis gelangt ist. (Jochmann 1836, S. 6).

Jochmann verspricht eine Art Zeitung als Samisdat; auch hier gibt er eine nähere Gattungsbestimmung: „ohne allen Plan.“ Dieser politische Brief hat die Form eines lockeren, scheinbar planlosen Essays, der für das Deutschland der Karlsbader Beschlüsse ein breit angelegtes Öffentlichkeitsgemälde entwirft.

Das Gemälde ist ungemein lebendig und vielseitig; fragt man sich, wie dieser Eindruck erzeugt wird, so fällt auf, daß Jochmann von Gattung zu Gattung springt – sei es, daß er über die eine spricht oder die andere erprobt.

Er weist hin auf

- das viel diskutierte politisch brisante Buch 'Welt und Zeit' und nennt seinen mutmaßlichen Verfasser (es handelt sich um eine Sammlung moralisch-politischer Aphorismen eines Frankfurter Juristen und Geschäftsmannes), er gibt eine
- Reportage der offiziellen Reaktion und der Stimmung des Volkes nach der Ermordung Kotzebues (Mannheim, wo der Mörder inhaftiert ist, ist ein Ziel aller Ferienreisen), fügt
- eine kurze bissige Portraitskizze Kotzebues ein und schließt dann, „einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungsstoff in politischen und nichtpolitischen teilt“, ein
- „nichtpolitisches Feuilleton“ an. Hier
- bespricht er Bücher (z.B. Goethes 'Kunst und Altertum', das ihm wie das Werk eines pensionierten Hofmarschalles erscheint),
- gibt eine Tendenzmeldung (in Deutschland grassiere ein neuer Mystizismus, eine Art Schiokko der geistigen Welt),
- berichtet von einer wissenschaftlichen Revolution, die der Medizin bevorstehe (die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, die Homöopathie). Den Schluß bildet
- ein Novellenstoff, der kleistschen Zuschnitt hat, und etwas
- Klatsch.

In dem Augenblick, wo der junge Advokat Jochmann aus Osteuropa aufricht, um sich im Westen zum politischen Schriftsteller zu mausern, reflektiert er über die Gattungen politischer Rede und nennt und erprobt in seinem politischen Brief nach Riga auch gleich eine Anzahl von ihnen.

Gattungen sind Ordnungsformen, die einen Gegenstand nach mehr oder weniger festen Spielregeln erschließen, Okulare, Perspektiven, die Aspekte eines Realitätsausschnitts erkennbar werden lassen, indem sie ihn durch die Regeln der Gattung filtern. Sie setzen einen erprobten Rahmen – erprobt meist in sozial vorgeprägten und wiederkehrenden Situationen –, innerhalb dessen ein Weltausschnitt erkannt, erwogen und befunden, geordnet wird. Sie stimulieren und lenken den Zugriff. Ihre Regeln werden meistens so wenig bewußt angewendet wie die der Grammatik; ihre Geltung wird am spürbarsten, wenn sie verletzt werden. Gerade dann zeigt sich auch, daß an die jeweilige Gattung eine bestimmte Konvention der Darstellung bis hin zur charakteristischen Wortwahl gebunden ist.

Es gibt eine Kunstform des Essays – auch Goethe verwendet sie in seiner Stellungnahme zu dem Pariser Akademiestreit, den 'Principes de Philosophie Zoologique' von 1830/32 –, die in einer lockeren Reihe verschie-

dene Gattungen verbindet und durch sie, als durch ebenso viele geregelte Perspektiven auf verschiedene Realitätsausschnitte, einen Gegenstandsbereich vielseitig anleuchtet. Das geschieht in dem hier besprochenen Öffentlichkeitsgemälde.

Jochmann hat ein entschiedenes Gattungsbewußtsein, einen ausgeprägten Sinn für Form; seine weitere schriftstellerische Tätigkeit wird darin bestehen, in einer beachtlichen Anzahl von Gattungen politisch und moralisch Stellung zu nehmen und Muster politischer Reflexion vorzulegen. Dabei bedient er sich zum Teil solcher Formen, für die er wohl eher in Frankreich und England eine Tradition vorgefunden hat; ich verstehe seine Absicht so, daß er versucht hat, Formen politischer Reflexion in Deutschland heimisch zu machen, sie zu implantieren, um durch sie an der Schaffung einer politischen Öffentlichkeit, eines politischen Bürgerturns mitzuwirken. Nicht so sehr die Rhetorik als Stillehre – sie war diesem baltischen Juristen noch selbstverständlich – sondern Gattungen der Metapolitik wollte er übertragen, so scheint es.

Speziell durch diese Gattungen entwirft er sich als den Typus eines politischen Schriftstellers, der bei uns nie recht heimisch geworden ist.

Er schrieb die

- wissenschaftlich fundierte Streitschrift, die einen umfangreichen Sektor wider den Strich bürstet (eine historische Kritik des Adels und des Protestantismus, eine Sprachkritik);
- politischen Essays, die für einen neuen Begriff den Blick öffnen wollen (z.B. für eine neue Deutung Robespierres),
- Glossen, die meist einen Satz, einen Gedanken in einem gedrängten Kurzessay durchführen,
- Aphorismen, die ihre Entstehung meist dem Widerspruch verdanken,
- Reisebilder,
- Denkwürdigkeiten,
- Anekdoten,
- Portraits, die er Charakter-Umriss nannte.

Jürgen Schiewe hat in seinem gerade erschienenen Buch 'Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung', das die historischen Konturen dieses halb verschollenen Autors erkennbar macht und, wie ich glaube, geeignet ist, die in ihm ruhenden Energien zu entbinden, Schiewe hat dargestellt, auf welche sprachgeschichtliche Situation Jochmann reagiert: nämlich auf ein seit dem 18. Jahrhundert auf der Sprache lastendes Übergewicht der Schrift, ihr Defizit an Mündlichkeit, und er hat vorgeführt, daß Jochmann den

politischen Gattungen ein mündliches Element bewußt einverleibt hat (Schiewe 1989).²

Man kann schon in der Rhetorik die Kunst sehen, einem geschriebenen Text die Physiognomie der mündlichen Redesituation einzuschreiben. Die Rhetorik simuliert Mündlichkeit. Aber noch ein anderer Vorzug der mündlichen Sprachluft scheint Jochmann zu beschäftigen. Er beobachtet in dem Buch 'Über die Sprache' (1828), daß in einer mündlichen Gesellschaft der Vers die Aufgabe erfüllt, die in der schriftlichen vom Buchstaben übernommen wird. Die Form stützt das Gedächtnis, sie sorgt für die Aufbewahrung eines Gedankens im Ohre (Jochmann 1968, S. 255 ff., 282).

Wollte Jochmann durch seine rhetorisch artikulierten politischen Gattungen einer von der Schrift bestimmten Kultur den Vorzug der Formen, Prägungen für das Gedächtnis zu sein, erhalten, sie hinüberretten? Seine Formen, diese Reisebilder und Denkwürdigkeiten, Charakter-Umrisse und Erfahrungsfrüchte, ermöglichen eine Art Gestaltwahrnehmung. Das Artikulierte haftet. Erst die Prägung durch eine Form ermöglicht einen Diskurs, der den Tag überdauert, weil die Politica dem öffentlichen Gedächtnis zur Verfügung stehen.

Zu der Haltung, in der Jochmann schreibt, gehört ein Vergnügen an der Form: an enigmatischer Kürze und der logischen Verschlüsselung, dem Paradox und dem randscharfen Bild. Es gibt hier ein pures Vergnügen, eine reine Lust.

Die Form scheint aber noch eine weitere Bedeutung zu haben: sie entlastet. Sie verleiht der Gereiztheit des moralischen Nervs Ausdruck und macht den inneren Aufruhr weltmöglich. Sie überführt, was an kritischem Potential in diesem reizbaren Autor gärt, durch die klärende Form in die öffentliche Diskussion.

Die Form ist schließlich eine Waffe, sie spitzt den Gedanken zu und versieht ihn mit dem richtigen Gefieder, so daß er trifft und sitzt. Die erwähnten Formen dienen neben der Erinnerung und Klärung auch dem Angriff.

Jochmanns Sprache und literarische Form vermitteln also ein konturierendes Bild:

- Form stützt das öffentliche Gedächtnis.
- Sie erhält der Schrift einen Schein von Mündlichkeit.

² Siehe besonders die Kapitel VI,3 und VII,2.

- Sie ist als Gattung eine Ordnungsform, Spielregel des Zugangs zur Realität, Instrument der Erkenntnis und Urteilsfindung.
- Sie ist ein intellektuelles Vergnügen und daher gesellig.
- Sie macht Empörung weltmöglich und diskutabel.
- Sie ist eine scharfe, zugespitzte Waffe.

II.

Wir stoßen also im frühen 19. Jahrhundert auf Gattungen des Politischen, die einerseits oberhalb der Ebene der Tagesaktualität und der Zeitungen angesiedelt sind und andererseits nicht aus der wissenschaftlichen Werkstatt hervorgehen, nicht deren Anspruch auf Exaktheit und Objektivität unterworfen sind. Jochmanns politischer Brief und seine späteren Arbeiten sind Musterstücke aus diesem Zwischenbereich: aus dem Bezirk eines öffentlichen historischen und politischen Gedächtnisses, der grundsätzlicheren Einordnung des Tagesgeschehens, der politischen Moral und Klugheitslehre. Mit einem Wort: der praktischen Philosophie.

Von diesem Beispiel ausgehend, möchte ich meine Frage stellen: Wo sind heute die Gattungen der Metapolitik anzutreffen? Welches sind gegenwärtig die politischen Ausdrucksmittel mit öffentlicher Langzeitwirkung? In welchen Textgattungen findet die über den Tag hinausweisende politische und moralische Reflexion statt?

Einige der von Jochmann erprobten Formen, insbesondere die Denkwürdigkeiten, Anekdoten und Charakter-Umrisse, sind verschwunden. Für die Glossen, wie er sie verstand, diese Kurzessays, sind vielleicht Adornos 'Minima Moralia' ein spätes Beispiel: Für seine politischen Aphorismen, diese sog. 'Stilübungen' oder 'Erfahrungsfrüchte', wüßte ich keins.

Nun ist es nicht das Ziel, vorzuschlagen, man möge in der Gegenwart 'Denkwürdigkeiten' und 'Charaktereskizzen' schreiben, selbstverständlich nicht. Jochmann wäre überdies ein schlechtes Beispiel, wenn man mit der goldenen Elle einer verklärt gesehenen Vergangenheit der Gegenwart beikommen wollte. Er war ein Außenseiter, lebte als russischer Untertan bis zu seinem frühen Tod 1830 meist im Badischen, veröffentlichte zu seinen Lebzeiten nur wenig anonym. Erst sein Nachlaß, den Zschokke 1836-38 herausgab, erregte für kurze Zeit Aufsehen.

Jochmann hing also in der Luft. Ich gehe von ihm aus als von einer konturierten Folie: wenn die abstrakte Leistung seiner politischen Formübungen richtig beschrieben ist – wo findet sich gegenwärtig ihr Äquivalent? Welches ist zur Zeit – mutatis mutandis – der geeignete Rahmen für Metapolitik?

Fast hundert Jahre nach ihm verfügt noch einmal Karl Kraus, für den Sprache und Form in gleich hohem Grade Ausdruck der politischen Moral sind, über ein großes Repertoire von Gattungen. Er schrieb nicht nur Essays, Glossen und Aphorismen, also Prosa, sondern auch Poesie, Gedichte, Epigramme und Parodien, Satiren und Schauspiele. Auch er ein Außenseiter und Privatunternehmer, jedoch nicht ohne öffentliche Wirkung. Mancher fragt sich allerdings, ob er politisch etwas ausgerichtet hat.

Noch einmal: Welche Gattungen der Metapolitik haben die einstige praktische Philosophie beerbt und sind zur Zeit in Gebrauch?

Es gibt keine Geschichte dieser Gattungen; in der Literaturwissenschaft findet man zahlreiche und erhellende Studien zu einzelnen Genres wie Aphorismus und Essay, aber die deutsche politische Aphoristik und Essayistik, die es durchaus gibt, erscheint nur als Randthema (Rohner 1966 und neuerdings Schöte 1988).

Ergiebig, ja, allzu ergiebig wäre es, wenn wir die Geschichte der politischen Rede in Deutschland berücksichtigen wollten und der Frage nachgehen würden, ob der Topos von einem im 18. Jahrhundert beginnenden Verfall der rhetorischen Tradition in Deutschland und der hier vorherrschenden Verachtung der Beredsamkeit berechtigt ist. Wir müssen dies Thema hier ausklammern. Es würde diesen Versuch sprengen. Die Rhetorik versteht sich aber – auch theoretisch – als 'ars oratoria', als Lehre von der Anordnung und den Stilelementen der überzeugenden Rede, nicht als Lehre von den Textgattungen – und sie gibt uns über Textgattungen m. W. keine Auskunft.

Auch ein Blick in die Soziologie führt vorläufig nicht weiter. In Jürgen Habermas 'Strukturwandel der Öffentlichkeit' (1962) sind die Gattungen des öffentlichen politischen Rasonnements kein Thema. Richard Sennetts 'Verfall und Ende des öffentlichen Lebens' (1974, deutsch 1983) läßt uns in dieser Hinsicht nur nicht im Stich, wenn wir dem 'Image' nachfragen. Hier ist die Literatur umfangreich (Habermas 1974 und Sennett 1983).

Nachdem ich wenig fand, habe ich mich bei den Politologen umgehört, und es scheint sich zu bestätigen. Es gibt keine Geschichte der politischen Gattungen und ihrer Übergangsformen zur Metapolitik. Dabei wäre eine solche Geschichte höchst aufschlußreich. Das Verschwinden alter und die Erfindung neuer Gattungen wäre ein Indikator des Öffentlichkeitswandels. Wer sie schreiben wollte, müßte allerdings wohl gleichzeitig Politologie und Soziologie, Literaturgeschichte und Mediengeschichte, Rhetorik und Textlinguistik im Auge haben.

Im Vergleich zu dem bisher Gesagten läßt sich ein klares Bild von den heute in Gebrauch befindlichen journalistischen Textgattungen gewinnen. Man stößt hier, vom Wörterbuch zur Publizistik, über Einführungen in den praktischen Journalismus bis zu mehr oder weniger wissenschaftlichen Analysen auf eine umfangreiche Literatur,³ in der sich – zumindest schriftlich – ein ausgeprägtes Bewußtsein von Gattungen und Gattungsregeln zu erkennen gibt. Uns interessieren hier weniger die informierenden Gattungen wie Nachricht, Bericht, Dokumentation, als die interpretierenden und kommentierenden, die werten: Magazinbeitrag, Diskussion, Portrait, Brief, Feuilleton, Essay, Kommentar, Leitartikel, Glosse, Kolumne. Überlegen wir aber, was wir intuitiv von diesen Gebrauchsformen wissen, und schauen wir uns ihre Umschreibungen an, so erscheinen sie kaum als die Beispiele öffentlichkeitswirksamer politischer Klugheitslehre, die wir suchen. Oder doch?

Wie steht, zwischen Tagespresse und Wissenschaft, der Bereich politischer Moral da? Ist er besetzt, und durch welche Gattungen? Kommen hier wissenschaftliche Gattungen in betracht, oder ist vielleicht die Wissenschaft gerade nicht in der Lage, sie ernst zu nehmen? Entzieht sie ihnen ihr Gewicht, sorgt sie durch ihre Ansprüche an exakte Empirie und Objektivität für eine Ausdünnung der politischen Diskussion?

Ist die Verbindung von Poesie und Politik die Gattung, die hier gesucht wird? Um es gleich zu sagen: sie ist es nicht. Die Tendenzliteratur, die unsere Republik von Anfang an begleitet hat, und die nach 1968 vorübergehend zum dominierenden Typus wurde, ist ein viel zu umfängliches und vielschichtiges Phänomen, als daß ich nebenbei auf sie eingehen könnte.⁴ Aber sie liegt, wie die Rhetorik, auch nicht ganz auf dem hier eingeschlagenen Weg.

Einen erhellenden und weitreichenden Hinweis erhalte ich durch den Freiburger Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis, durch sein Buch 'Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft' (Hennis 1963). Hennis These lautet, die politische Wissenschaft sei keine 'junge', sondern eine uralte, auf Aristoteles zurückgehende Wissenschaft. Er nennt sie 'praktische Philosophie'. Diese antike Disziplin sei „unter der Herrschaft des modernen Wissenschaftsbegriffs so gut wie vollständig zum Erliegen gekommen“ (S. 106). Der

³ Vgl. hierzu Dovifat/Wilke 1976; Noelle-Neumann/Schulz 1971; Koszyk/Pruys 1970; La Roche 1987; Roloff 1982; Belke 1973; Burger 1984; Camen 1984; Bentele/Ruoff 1982; Lüger 1983; Straßner 1975; Dieckmann 1981.

⁴ Das Thema möchte ich an anderer Stelle aufgreifen.

Universalitätsanspruch naturwissenschaftlicher Denkformen hat ihm zufolge ein Fach, an das an sich ganz andere Ansprüche zu stellen sind als die der permanenten Aufdeckung neuer gesetzmäßiger Zusammenhänge und ihrer zweifelsfreien Herleitung aus Wirkungsursachen (S. 96, 124), in Mißkredit gebracht und dazu geführt,

daß für die Politik kein eigener Gegenstand übrigblieb. Politik kann nun nicht mehr verstanden werden als vernünftige Ordnung menschlichen Zusammenlebens, sondern sie ist Folge, Funktion, Reflex irgendwelcher als solcher unpolitischer Kausalitäten (S. 124).

An sich hatte die praktische Philosophie ihre eigene Findekunst, ihre eigene Methode gehabt, eine Technik, die Gesichtspunkte zu finden und die Argumente zu durchlaufen und zu wägen – sie lag in der Dialektik und Rhetorik bereit: Hennis beschreibt sie in dem Kapitel VI 'Topik und Politik' und demonstriert ihre Auflösung durch Bacon, Hobbes, Descartes. Das ist eine grundsätzlichere Beobachtung als die häufig zu hörende Klage über den Verfall der Rhetorik; der philosophische Rahmen, in dem Rhetorik und Dialektik ihren Ort hatten, ist gefallen. Die Folge:

Das praktische Denken ist orientierungslos geworden; ... Was hülfe es, wenn der Mensch die ganze Wahrheit der Natur erkannt, aber die des tätigen Lebens darüber vergessen hätte, nur weil sich ihm diese nicht *clare et distincte* preisgibt? (S. 107).

Die Aktualität solcher Sätze hat sich in den letzten 25 Jahren erhöht. Es ist ja schon für Hennis nicht nur die politische Wissenschaft, die ihren Gegenstand verloren hat, sondern die Politik selbst. Diese Enteignung der Politik entspricht inzwischen der alltäglichen Erfahrung. Uns erreicht ein Bandwurm von Hiobsbotschaften, Nachrichten, die in den Alpträumen unsrer Kindheit noch nicht vorgesehen waren. Aber nichts Einschneidendes geschieht. Politik findet kaum statt.

Ulrich Bëck nennt in seiner nicht genug zu bewundernden Analyse, 'Risikogesellschaft', das, was stattfindet, geradezu eine 'Nichtpolitik'. Die bestimmenden Entscheidungen fallen in Positionen, die ohne politische Verantwortung handeln:

- in den Labors der Forschung.
- in den Chefetagen der Wirtschaft.

Die Situation droht ins Groteske umzuschlagen: Die Nichtpolitik beginnt, die Führungsrolle der Politik zu übernehmen. Die Politik wird zur öffentlich finanzierten Werbeagentur für die Sonnenseiten einer Entwicklung, die sie nicht kennt und die ihrer aktiven Gestaltung entzogen ist.

Die Reichweite der Gesellschaftsveränderungen verhält sich umgekehrt

proportional zu deren Legitimation, ohne daß dies an der Durchsetzungsmacht des zum 'Fortschritt' verkärten technischen Wandels etwas ändern würde (Beck 1986, S. 358), 329).

Die Sprache der Politik dokumentiert nichts anderes: sie ist über weite Strecken nur schwer von der Sprache einer durch die Industrie finanzierten Werbeagentur zu unterscheiden.

Es sei mir erlaubt, als dritten Gewährsmann einen ungewöhnlichen Politiker anzuführen: „Unsere politische Sprache ist leer und bewegt fast nichts mehr.“ Der Satz ist von Erhard Eppler, ich entnehme ihn mit seiner freundlichen Erlaubnis einem Brief, den er mir vor zwei Jahren (25.2.1987) zu einem Vortrag über 'Die lautlose Gewalt der Amöbenwörter' geschrieben hat.⁵

Der Satz hat mich beschäftigt. Trifft er zu? Wählen wir den Satz eines normalen Politikers als Beispiel: „Zukunft ist wichtiger als Freizeit.“ Der Satz erweckt den Eindruck geräumiger Leere – er umfaßt die Bundesrepublik oder notfalls die ganze Welt und ihre Zukunft. Aber: bewegt er nichts? Es ist kein Nullsatz, so wenig wie das Medium, durch das man ihn am schönsten verbreiten könnte, ein Nullmedium⁶ ist: er hält durchaus etwas in Bewegung. Aber es ist kein politischer Satz, sondern ein Satz im Sinn der durch die Allianz von Naturwissenschaft und Ökonomie durchgesetzten Zukunftsdefinition. Die von ihm in Gang gehaltene Bewegung ist gerade nicht Politik. Die Politik reflektiert die in der Öffentlichkeit herumgeisternden Idole, die von der genannten Allianz aufgerichtet sind, spiegelt, moduliert diese Wunschbilder und – läßt den Karren laufen.

So verstehe ich den Satz: „Unsere politische Sprache ist leer und bewegt fast nichts mehr.“ Es fehlt die Selbständigkeit des Politischen, ja, selbst ein öffentliches Verlangen nach solcher Selbständigkeit. Es fehlt eine selbständige politische Sprache.

⁵ Erhard Eppler war durch eine Zeitungsmeldung (ap), die unter der Überschrift 'Sprache einer leisen Diktatur' in der FR erschien und mir eine Verlangsamung meiner Post eintrug, auf den Vortrag aufmerksam geworden und hatte ihn erbeten. Der Vortrag stand in kurzer Fassung am 17.1.1987 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung; er entspricht ziemlich genau dem fünften Kapitel meines Buches 'Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur. Stuttgart 1988'. Dazu Eppler: „Ihr Buch habe ich bekommen, aber noch nicht ganz gelesen, da ich noch dabei bin, einen heroischen, nicht völlig aussichtslosen Kampf gegen Plastiksprache im Grundsatzprogramm der SPD zu führen“ (23.1.1989).

⁶ Von einem 'Nullmedium' spricht Hans Magnus Enzensberger (Enzensberger 1988).

III.

Wächst den genuin politischen Textgattungen unter solchen Umständen die Aufgabe zu, der Politik ihr Terrain zurückzuerobern? Lassen sich Beispiele solcher Sprache und Form finden?

Daß unser Bundeskanzler einen 'Brief an alle Deutschen' schreiben wird, können wir uns nicht leicht vorstellen. – François Mitterrand hat im April 1988 einen dreizehn Zeitungsseiten langen 'Brief an alle Franzosen' geschrieben, in dem er sich zur Wiederwahl empfahl. Der Brief erinnere ihn stellenweise an den romantischen Dichter Lamartine, bemerkte einer der Gegenkandidaten Mitterrands; er war nach allgemeinem Urteil sehr gut geschrieben. Mitterrand berichtet darin von dem Besuch in der Ambulanz eines Pariser Hilfswerks:

Die kleine Volksansammlung, die sich darin drängte, war mit jener unendlichen Geduld gewappnet, welche den Entbehrlichen und längst Abgeschriebenen eigen ist; sie warteten, daß die Schlange vor dem Notfalldienst schwände. Und auch die freiwilligen Ärzte, Krankenschwestern, Sozialarbeiterinnen und Studenten waren unendlich geduldig; sie wußten, daß sich das Pensum menschlichen Unglücks niemals abarbeiten läßt und dennoch jeder mitmenschliche Akt Heil bringt. Einem jungen Mädchen liefen Tränen über die Wangen – sie schaute zur Decke und schwieg. Alle trugen das Kleid der Armut.

Wer kann eine so noble Prosa im Angesicht der Armut ohne Tränen hören oder lesen? Die Tradition der politischen Rhetorik und der Politik als literarischer Form scheint in Frankreich wenig gebrochen zu sein. (Roger de Weck 1988).

Nach dem Tod Edgar Faures stand in der 'Badischen Zeitung' ein Nachruf auf diesen 'Staatsmann und Grandseigneur' von der Hand des Frankreichkorrespondenten Fritz-Vannahme, der nicht nur gut geschrieben war, sondern auch typische Züge der älteren Portraitskizze hatte, bis hin zu dem von Faure in Umlauf gesetzten Bonmot: „Immer recht zu behalten, ist ein großer Fehler“ (Badische Zeitung 31.3./1.4.1988). – Vermutlich war der Nekrolog französischen Zeitungen entnommen; man wurde an Jochmanns Charakter-Umriss erinnert, diese lapidaren, lebendigen Standbilder, die von herausragenden Zeitgenossen einen scharf umrissenen Begriff vermitteln, von ihren Tugenden und Untugenden, und dadurch der politischen Konversation zu Verfügung stehen.

Es wäre interessant, die Kunst des politischen Portraits in der Bundesrepublik zu untersuchen. – Wir haben in einem Seminar Jochmanns Charaktere mit einem Portrait von Bundeskanzler Helmut Kohl verglichen, das Rolf Zundel am 23.1.1987, vor der letzten Bundestagswahl, ganzseitig in der 'Zeit' publiziert hat, unter der Überschrift ' „Man muß doch nur ja

sagen" – Nach vielen Pannen und Schlappen: Helmut Kohl im Zenit des Selbstbewußtseins'. Das erste Resultat: der Vergleich ist kaum möglich. Im Fall Jochmann knappe Portraits, die noch auf der Vorstellung von typischen Charaktereigenschaften und Idealnormen, von Tugenden und Lastern beruhen, Arbeiten zudem eines unabhängigen Schriftstellers, auf der anderen Seite ein breit angelegtes Stimmungsbild, wo das Erscheinungsbild des Politikers eigentümlich gemischt ist aus Zutaten von der eigenen Person her und ihrer Profilierung durch ein öffentliches Bezugnetz. Das Profil der Person scheint moduliert durch ein demoskopisch ermittelbares Wunschbild, Wahrheiten aus ihrem Mund erscheinen als Funktion erwartbarer Mehrheitsverhältnisse. Zundel befolgt die alte Regel der Poetik, bei der Darstellung der Person nur eine Eigenschaft hervorzuheben: es ist hier die massive Ruhe und Stetigkeit des Kanzlers. Das Festhalten an Personen z.B., und die damit verbundene Haltung des Bejahens.

Der gleiche Eindruck entsteht in einem zweiten, vor kurzem von der 'Zeit' (6.1.1989) publizierten Portrait: '„Ein Kanzler wie ein Eichenschrank." ... Viele stoßen sich an ihm, doch keiner kann ihn verrücken.' – Das Bild von 1987 ist freilich noch sehr unbestimmt, wenig informativ, zweideutig –; das Seminar vermochte sich nicht zu entscheiden, ob es positiv oder negativ gemeint war. Der Autor vollführt einen Balanceakt, zwischen der linken und der rechten Leserschaft, so scheint es, vielleicht auch zwischen den Besitzern und den Herausgebern des Blattes. Wir haben also die 'Charakterskizze' auf der einen Seite, auf der anderen das 'Image'. Die Geschichte des Portraits ist vermutlich ein besonders geeigneter Schlüssel zum Strukturwandel der Öffentlichkeit. Richard Sennetts Buch 'Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität' (Sennett 1983) unterstreicht diesen Eindruck oder z.B. ein Aufsatz Ortheils über den 'Staatsschauspieler' im MERKUR (Ortheil 1986). Man wünscht sich an Stelle eines solchen mit schwebender Unentschiedenheit geschriebenen Aufblasens von Stars das informierende, analytische, urteilende Portrait, – eine distanzierte und dezidierte, unabhängige Schreibweise.

Unser Thema wird heikel, wenn Nazivergangenheit und Terrorismus zur Diskussion stehen. Die Reflexion erhebt sich dann oft nur wenige Meter über einen Hexensabbath.

Die herausragende politische Ausnahme bildet bekanntlich auf beiden Feldern, auch dem des Terrorismus, der Bundespräsident. Die Ansprache vor dem Bundestag am 8. Mai 1985 zum Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkrieges war eine befreiende Handlung: eine nüchterne und offene, klare, nur der Wahrheit verpflichtete Sprache.

Sehr bedenkenswert in unserem Zusammenhang ist allerdings auch die Rede Philipp Jennings, die, gehalten am 10. November 1988 zum Gedenken an die Programnacht vor 50 Jahren, zum Eklat und zu seinem Sturz als Bundestagspräsident führte. Die Verletzung der Erwartungen, die durch die Situation gesetzt waren, war, in textlinguistischen Termini, ein Verstoß gegen die Regeln der Gattung, und so ist sie auch von vielen beschrieben worden – die falsche Rede zur falschen Stunde am falschen Ort ('Die Zeit', 18.10.1988) – aber selten ist die fundamentale Dimension dieser unsrer Regeln so klar erkennbar geworden. – Dabei ist die Rede, unabhängig von der Situation, in der sie gehalten wurde, ein nachdenklicher machendes Dokument als manche Gedenkrede, ein fast singuläres Beispiel öffentlicher politischer Anamnese, aus dem man, wie einem die Älteren sagen, ganz richtig erfährt, wie 1938 gedacht worden ist. Die 'Rollenprosa', von der Walter Jens sprach,⁷ hätte in anderem Zusammenhang ihren Sinn.

'„Es ist ein Volk ohne Geschichte!“ sagen sie hohnlächelnd von den Amerikanern. Ein Volk ohne Geschichte ist ein Kind, ohne Sünden. Ein Volk ohne Geschichte ist ein Volk ohne Schandfleck.' – ein Aphorismus Jochmanns aus dem Jahr 1828 (Jochmann 1983, S. 146).⁸ Der Streit um die Frage, in welchem Maß die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert einzigartig ist, einzigartig in dem von Jochmann benannten Punkt, berührt den Nerv unsrer historischen Standortbestimmung – das klärungsbedürftigste Problem aus dem Bereich von Politik und Moral. Der sog. 'Historikerstreit' (Historikerstreit 1987) füllt einen Band. Es gab vergleichbare, wenn auch nicht ganz so tiefreichende Streitfragen in jüngster Zeit,

- den Streit um die Ursachen des Terrorismus, ausgelöst durch den Vorwurf an die Adresse der bundesrepublikanischen Schriftsteller, sie hätten diesen Terrorismus zu verantworten, und dokumentiert in den 'Briefen zur Verteidigung der Republik' (Duwe 1977),
- den Streit um die Bewertung des politischen Schriftstellers Heinrich Mann (vgl. Literaturmagazin 21, 1988), ausgelöst durch einen Aufsatz Reich-Ranickis in der Frankfurter Allgemeinen (15.8.1987).

Es handelt sich jeweils um geradezu musterhafte, komplexe, klärungsbedürftige Streitfälle. – Fallbeispiele, Polemik und Kontroversen auf dem Gebiet politisch-moralischer Reflexionen sind das, was wir suchen. Liest

⁷ In der gleichen Nummer der 'Zeit' vom 18.10.1988, die auch die Rede abdruckt.

⁸ = Erfahrungsfrüchte II, Nr. 32.

man die Dokumente, so stellt sich – von wenigen herausragenden Ausnahmen abgesehen – der Eindruck ein, wie sehr dieses Gebiet verwaist ist. Die Diagnose von Hennis trifft zu: es fehlt an praktischer Philosophie, an Philosophie und Techne für die Praxis. Die Kunst, Gesichtspunkte zu sammeln und Argumente zu durchlaufen, Schlüsse zu ziehen, die Kunst des Findens und der Disputation, diese Technik ist wenig ausgebildet. Die Debatte begibt sich ins Gestrüpp von Verdächtigungen und Unterstellungen, purem sprachlichen Ausdrucksverhalten, Denunziationen und Diffamierungen, und die Chance einer entscheidenden, klärenden, traditionsbildenden Sprache wird vertan.

Dieser Hexensabbath ist umso unerquicklicher, als er an die Vergangenheit fesselt, nicht von ihr befreit, so daß es an Kräften fehlt, sich der Gegenwart zu stellen. Mir jedenfalls erscheint das zweite als dringend notwendig.

IV.

Man könnte, versteht sich, über eine große Zahl politischer Gattungen sprechen, deren Sprache über den Tag hinaus wirken soll: Theodor Eschenburgs Aufsätze über Verfassungsrecht, das Grundsatzprogramm einer Partei oder das programmatische Buch eines Politikers, die Politikberatung – Egon Bahr berichtet in einem Gespräch mit Hans Magnus Enzensberger, wie aus einem Planungsstab der sechziger Jahre in langen Prozeduren die Formel 'Wandel durch Annäherung' hervorging (Bahr Sept. 1984) –; auch die kleinste Glosse kann so wirken, sie kann schlagartig eine Verletzung politischer Grundregeln ins Licht rücken. Ein Freiburger Beispiel:

Die Stadt stimmt ab über den Bau eines großen Kulturhauses. Im Vorfeld der Abstimmung wird von der Badischen Zeitung, die hier eine monopolartige Stellung hat, eine Umfrage veranstaltet, bei der der scheidende Generalmusikdirektor seine Vorbehalte gegen das Projekt ausspricht. Dafür erhält er einen Brief des Oberbürgermeisters: „Die Stadt Freiburg hat ihre Wünsche jeweils großzügig aufgenommen ... Glauben Sie nicht, daß demgegenüber jetzt Ihr Abgang aus Freiburg ziemlich schäbig aussieht?“

Was geschieht?

Die Badische Zeitung veröffentlicht den Brief, ihr Kulturredakteur Gerhard Jörder formuliert eine äußerst scharfe Glosse an die Adresse des OB, dem man sonst wohlgesonnen ist:

Wer solche Briefe schreibt, zeigt, daß er nichts gelernt hat: ... Wenn die KTS (Kultur- und Tagungsstätte) gebaut wird, dann soll sie gebaut

werden, weil, nach fairer Abwägung aller Chancen und Risiken, in der Tat mehr für als gegen dieses Unternehmen sprechen mag – nicht aber, weil es sich hier um das Lieblingsprojekt eines OB handelt, der jeden Widerspruch in der Sache offenbar als Majestätsbeleidigung aufzufassen gewillt ist (Badische Zeitung vom 6.7.1988).

An einer solchen Stelle ist die vierte Gewalt intakt. Das klare, offene, entschiedene Wort eines Journalisten in der kleinen Öffentlichkeit einer Stadt ist in der Lage, dem Übergriff der Macht langfristig Grenzen zu setzen.

Der Begriff des 'Pamphlets' wird in unserer Sprache pejorativ gebraucht – vom Blickwinkel des hier vorgetragenen Versuchs aus nicht ganz zu Recht. Vielleicht ist es besser, von Streitschrift zu sprechen. Die Form der wissenschaftlich fundierten umfänglichen Streitschrift ist seit längerem die wohl wirkungsvollste Gattung moralisch-politischer Reflexion. Sie wirft ein neues Licht auf ein großes, allgemein relevantes Tatsachensfeld, bedeutet einen Ruck in seiner Auffassung, löst eine Diskussion aus: indem sie abgewehrt wird, ergreift sie Besitz von der Öffentlichkeit. Sie ist jetzt nicht mehr wegzudenken; ihre Sichtweise hat sich dem öffentlichen Bewußtsein eingezeichnet, 'eingestochen', wie es in Lamprechts Alexanderlied heißt. Ich denke an Bücher wie 'Dialektik der Aufklärung' (Adorno/Horkheimer 1981), 'Die Unwirtlichkeit unserer Städte' (Mitscherlich 1965), 'Medical Nemesis' (Illich 1976), 'Risikogesellschaft' (Beck 1986).

Seit längerem scheint mir noch eine andere Form, der politische Essay, an Bedeutung zu gewinnen. Bildet sich hier eine neue Keimzelle kritischer Politik? Ich zitiere noch einmal Ulrich Beck, aus dem Spiegel Essay 'Eugenik der Zukunft', da mir dieser Autor auf dem von uns erörterten Gebiet eine treffende Sprache zu finden scheint:

Die Eugenik, die uns droht, hat alle Kennzeichen einer finsternen Verschwörung abgelegt und das Kostüm von Gesundheit, Produktivität, Gewinnverheißung angelegt. Ihren Schwung erhält sie durch die Dramaturgie der Gefahren, auf die sie antworten soll (Aids, ökologische Zerstörungen) und die Durchsetzungsmacht von Milliarden-Investitionen. Sie betritt als 'kommerzielle Eugenik' die Bühne der Weltgeschichte (Nr. 47, 1988).

„Ein stummer Gedanke ist ein toter“, heißt es bei Jochmann (Jochmann 1837, S. 21). „Wir sind ein gemißhandeltes Volk, weil ein stummes...“ (Jochmann 1968, S. 90). Seiner Diagnose zufolge hatte er es in dem Deutschland der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts mit einer sprachlosen Öffentlichkeit zu tun.

An dieser Stelle sehe ich eine Parallele. Unsere politische Sprache ist dem,

was uns alltäglich an Nachrichten erreicht, längst nicht mehr gewachsen, weit hinter dem Geschehen zurückgeblieben. Es verschlägt uns die Sprache. Die Bundesrepublik toleriert seit Jahren den Export von Genozid-instrumenten in Länder, deren erklärtes Ziel die Vernichtung des Staates Israel ist. Die sog. „verbrauchende Forschung“ der Gentechnik, ihr Experimentieren mit menschlichen Embryos, läßt die Menschenversuche der KZ-Ärzte in verändertem Licht erscheinen. Was die Industriekonzerne alltäglich anrichten, ist in den Kategorien der Kriminalität längst nicht mehr zu fassen. Sie sind zu idyllisch. Ein Topmanager der Atomindustrie ist so wenig ein Verbrecher, wie ein Atommeiler ein 'Meiler' und ein Entsorgungspark ein 'Park' ist. Welche politische Sprache wäre solchen Sachverhalten gewachsen? Die stärkste Antwort waren in den vergangenen Jahren vielleicht die Ketten der Schweiger und die Graffiti an den Wänden.

V.

Wenn hier von 'Tendenzen und Perspektiven der Gegenwartssprache' die Rede sein soll, so möchte ich auf eine Lücke hinweisen, genauer, auf ein dünn besetztes Gebiet: auf die Gattungen der Metapolitik und Sozialkunst angesichts der rapiden wissenschaftlich und ökonomisch geleiteten Modernisierung. Diese läuft der politischen Sprache davon. Es scheint mir eine durch große Vorbilder legitimierte Aufgabe der Sprachkritik zu sein, Lücken zu diagnostizieren.

Wir sind von einem historischen Beispiel ausgegangen, von einem wirkungslosen Versuch politischer Sprachkritik und Sprachpolitik aus der Epoche beginnender demokratischer Öffentlichkeit in Deutschland. Jochmann war die Folie für die Frage nach der Gegenwart. Das erste Defizit, das sich zeigte, war eine Geschichte politischer Textgattungen und der Übergangsformen zur Metapolitik: sie wäre ein Indikator des Öffentlichkeitswandels. Die Sprachwissenschaft könnte an ihr mitarbeiten.

Der erste vorläufige Eindruck: Es fehlt die Selbständigkeit des Politischen, analog mangelt es an einer selbständigen politischen Sprache und an wirksamen Formen politisch-moralischer Reflexion.

Als ein Hintergrund erschien der Niedergang der praktischen Philosophie, von dem Hennis und nach ihm andere, Habermas, Apel, Riedel (Habermas 1971; Apel 1972; Riedel 1972), gesprochen haben. Sie ist – sehr ähnlich der normativen Sprachwissenschaft und Sprachkritik – von einem naturwissenschaftlich orientierten Wissenschaftsbegriff unterminiert worden. Wir sind dann einige Beispiele politischer Textgattungen und Sprache durchgegangen, sporadisch, fragmentarisch: Portrait, Ge-

denkrede, Polemik und Kontroverse/Glosse, Streitschrift und Essay.

Der zweite Eindruck, einerseits: Wir finden Beispiele hervorragender politischer Sprache. Es wäre eine mögliche Aufgabe der Sprachkritik, hier zu sichten, hervorzuheben, vielleicht einmal eine Sammlung vorzüglicher Beispiele politischer Rede vorzulegen, vor allem Kriterien der Unterscheidung guter und schlechter politischer Rede zu erarbeiten. Es wäre zudem ein lohnendes Feld der textlinguistischen Arbeit, den jeweiligen Regelkodex der Gattungen von Politik und Metapolitik zu beschreiben – (der beste Zugang zu den Gattungsregeln ist immer das Fallbeispiel einer Regelverletzung) – und die typischen, für die jeweilige Gattung charakteristischen sprachlichen Formen zu analysieren.

Der zweite Eindruck, andererseits: Es bleibt bei der Vermutung einer Lücke, eines dünn besetzten Gebiets, ja, in mancher Hinsicht einer Sprachlosigkeit.

Dieser Eindruck entsteht offenbar vor allem dadurch, daß es zwar an Gattungen und Formen politischer und metapolitischer Kritik vielleicht nicht mangelt, daß aber diese vom Schweigen bis zur beredten Streitschrift reichenden Ansätze in einer dezentralisierten, diffusen Öffentlichkeit nicht durch das Brennglas einer im öffentlichen Bewußtsein institutionalisierten Kritik gesammelt und fokussiert werden. Im Gegenteil: die Öffentlichkeit ist von der leisen, sanften Diktatur der die Wissenschaft, Wirtschaft und Politik gleichermaßen durchgeisternden Amöben- oder Plastikwörter eingekullt. Alles verpufft, läuft ins Leere, stößt auf Watte, wird zum bloßen Ventil. Was wir meinen, könnte nicht treffender gesagt werden als in einem Passus von Günter Blöcker, der an dieser Stelle allerdings 1959 die literarische Kritik in der Bundesrepublik meinte (Blöcker 1962, S. 13):

Paradox ausgedrückt: wir haben Kritiker, aber wir haben keine Kritik. Das heißt: wir haben Kritiker, aber sie bleiben Einzelne, von denen jeder das Risiko der kritischen Existenz für sich allein tragen muß. Wir haben Kritiker, aber wir haben keine Kritik als Institution. Wobei ich unter Institution beileibe keine staatlich konzessionierte Einrichtung verstehe, sondern Kritik als selbstverständlichen und allseits anerkannten Bestandteil des öffentlichen Lebens und des öffentlichen Bewußtseins, als in die Gesellschaft eingebetteten, sie mittragenden und von ihr mitgetragenen Faktor, als eine aus eigenem Recht handelnde und auf die Allgemeinheit einwirkende Macht.

Ich habe versucht, den Umriss meines Themas zu zeichnen, fragmentarisch, unzulänglich – noch etwas unbestimmt – auch aus dem Wunsch, mich nicht sofort in den verbiesterten Positivismus einer Textsortenlinguistik zu verlieren.

Dieser Beitrag über Textgattungen der Metapolitik mündet in drei Fragen:

1. Welche Gattungen existieren gegenwärtig und welches ist ihr jeweiliger Regelkodex?
2. In welcher Qualität werden diese Gattungen erfüllt?
3. Welche von diesen Gattungen sind besonders geeignet, kritische Metapolitik als Institution (im Sinne Blöckers) zu begründen, und auf welchem Wege wäre ein solcher Gedanke zu fördern?

VI.

Ich komme zum Schluß, kehre zum Vergnügen an Sprache und literarischer Form zurück, in zwölf kurzen abschließenden Punkten.

Was wir von der Sprache und literarischen Form Jochmanns gemeint haben, ließe sich vermutlich auf die Gegenwart übertragen:

1. Form stützt das öffentliche Gedächtnis.
2. Sie erhält dem Geschriebenen einen Schein von Mündlichkeit.
3. Sie ist als Gattung eine Ordnungsform, Spielregel des Zugangs zur Realität, Instrument der Erkenntnis und Urteilsfindung.
4. Sie ist ein intellektuelles Vergnügen und daher gesellig.
5. Sie macht Empörung weltmöglich und daher diskutabel.
6. Sie ist eine scharfe, zugespitzte Waffe.

Im Zeitalter der Massenkommunikation kommen noch weitere Vorzüge hinzu, gewinnt Politik als Sprache und literarische Form noch eine andere Qualität. Ich fasse knapp zusammen in sechs weiteren Punkten:

7. Die Form ist distinkt gegenüber dem großen Stimmendurcheinander und ermöglicht Orientierung.
8. Sie ist ein Werk des Einzelnen, ein Erzeugnis „sozialer Einsamkeit“, wenn ich einen Ausdruck Thomas Manns aufgreifen darf (Thomas Mann 1968, S. 158), und auch dadurch ein Gegenmittel.
9. Die Schrift ist das Dauerhafteste von den drei Medien. Sie ist nicht gehört und verweht, gesehen und verwischt. Man hebt sie eher auf. Als geschriebene kann die Form am nachhaltigsten das öffentliche Gedächtnis besetzen.
10. Der Schreibende unterwirft sich inzwischen mehr als der Sprecher in Funk und Fernsehen dem Anspruch, die Stereotypie zu vermei-

den. Er nimmt sich Zeit, der Normierung zu widerstehen. Das Geschriebene lebt und atmet inzwischen oft mehr als das Gesprochene.

11. Die Gattungen und Formen politischer und moralischer Reflexion können verhindern, daß die Informationslandschaft als Landschaft von Tatsachen mißverstanden wird. Da sie einen höheren Realitätsgrad haben, zersetzen sie die naive Vorstellung, Informationen seien Abbildungen von Tatsachen. Ihre erklärte Subjektivität läßt die Obektivität der Informationslandschaft als falschen Schein erkennen.
12. Die Gattungen politischer und moralischer Reflexion können sich eignen, der Politik die Selbständigkeit zurückzugewinnen und sie zu befähigen, sich gegenüber der Allianz von Naturwissenschaft und Ökonomie zu behaupten und deren zerstörender Wirkung Grenzen zu setzen.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1981): Die Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Th. W. Adorno, Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 3).
- Apel, Karl-Otto (1972): Zum Problem einer rationalen Begründung der Ethik im Zeitalter der Wissenschaft. In: Manfred Riedel (Hrsg.): Rehabilitierung der praktischen Philosophie, 2 Bde., Freiburg: Rombach, Bd. 2, S. 13-32.
- Bahr, Egon (September 1984): Das Innere des Äußeren. Ein Gespräch mit Egon Bahr. In: Kursbuch 77, S. 97-110.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, Bd. 1365, NF 365).
- Belke, Horst (1973): Literarische Gebrauchsformen. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Bentele, Günter/Ruoff, Robert (Hrsg.) (1982): Wie objektiv sind unsere Medien? Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Blöcker, Günter (1962): Literaturkritik. In: Kritik in unserer Zeit. Literatur. Theater. Musik. Bildende Kunst. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 46-63.
- Burger, Harald (1984): Sprache der Massenmedien. Berlin und New York: de Gruyter (Sammlung Götschen, 2225).

- Camen, Rainer (1984): Die Glosse in der deutschen Tagespresse. Zur Analyse 'journalistigen' Raisonsnements. Bochum: Brockmeyer (Bochumer Studien zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 40).
- Dieckmann, Walther (1981): Politische Sprache, politische Kommunikation: Vorträge, Aufsätze, Entwürfe. Heidelberg: Winter.
- Dovifat, Emil/Wilke, Jürgen (1976): Zeitungslehre, 2 Bde. Bd. 1: Theoretische und rechtliche Grundlagen, Nachricht und Meinung, Sprache und Form. Bd. 2: Redaktion, die Sparten Verlag und Vertrieb, Wirtschaft und Technik, Sicherung der öffentlichen Aufgabe. 6., neubearb. Aufl. Berlin und New York: de Gruyter (Sammlung Götschen 2090 und 2091).
- Duwe, Freimut (Mithrsg.) (1977): Briefe zur Verteidigung der Republik, hrsg. von Freimut Duwe, Heinrich Böll, Klaus Staack. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (= Rororo 4191).
- Enzensberger, Hans Magnus (1988): Das Nullmedium oder Warum alle Klagen gegen das Fernsehen gegenstandslos sind. In: Mittelman und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 89-103.
- Habermas, Jürgen (1971): Kap. 1. In: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt/M. Suhrkamp, S. 11-87.
- Habermas, Jürgen (1974): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. 6. Aufl. Neuwied und Berlin: Luchterhand (= Ungekürzte Sonderausgabe POLITICA, Bd. 4, hrsg. von Wilhelm Hennis und Roman Schnur).
- Hennis, Wilhelm (1963): Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft. Neuwied und Berlin: Luchterhand (= POLITICA. Abhandlungen und Texte zur politischen Wissenschaft. Hrsg. von Wilhelm Hennis und Hans Maier, Bd. 14).
- Historikerstreit (1987): Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. 3. Aufl. München und Zürich: Piper (= Serie Piper, Bd. 816):
- Illich, Ivan (1976): Limits to medicine. Medical nemesis: the expropriation of health. London: Marion Boyars.
- Jochmann, Carl Gustav (1836/1837): Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke, 2 Bde., Hechingen: Verlag der Ribler'schen Hofbuchhandlung.
- Jochmann, Carl Gustav (1968): Über die Sprache. Faksimiledruck nach der Originalausgabe von 1828, mit Schlabrendorfs „Bemerkungen über die

Sprache" und der Jochmann-Biographie von Julius Eckardt hrsg. von Christian Johannes Wagenknecht. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (= Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des 19. Jahrhunderts).

Jochmann, Carl Gustav (1983): Politische Sprachkritik. Aphorismen und Glos-
sen. Hrsg. von Uwe Pörksen. Ausgewählt und kommentiert von Uwe
Pörksen und Siegfried Hennrich, Hubert Klausmann, Eva Lange, Jürgen
Schiewe. Stuttgart: Reclam.

Koszyk, Kurt/Pruys, Karl H. (Hrsg.) (1970): Wörterbuch zur Publizistik.
München-Pullach und Berlin: Verlag Dokumentation (Lizenzausgabe
mit Genehmigung des Deutschen Taschenbuchverlages).

Kraft, Werner (Hrsg.) (1967): Carl Gustav Jochmann, Die Rückseite der Poesie
und andere Schriften. Frankfurt/M.: Insel.

La Roche, Walther von (1987): Einführung in den praktischen Journalismus.
Mit genauer Beschreibung aller Ausbildungswege. Deutschland, Öster-
reich, Schweiz. 10., neu bearb. Aufl. München: List.

Literaturmagazin 21 (1988): Nicolas Born zum Gedenken. Heinrich Mann,
heute. Hrsg. von Martin Lüdke und Delf Schmidt. Reinbek bei Ham-
burg: Rowohlt.

Lüger, Hans Helmut (1983): Pressesprache. Tübingen: Niemeyer (Germanisti-
sche Arbeitshefte, Bd. 28).

Mann, Thomas (1968): Rede zur Gründung der Sektion für Dichtkunst der
preußischen Akademie der Künste. In: Ders.: Politische Reden und
Schriften, Bd. 2. Frankfurt/M. und Hamburg: Fischer Bücherei (Mo-
derne Klassiker 117), S. 156-159.

Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung
zum Unfrieden. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Edition Suhrkamp 123).

Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried (Hrsg.) (1971): Das Fischer Le-
xikon Publizistik. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Ortheil, Hanns-Josef (1986): Die Staatsschauspieler. In: Merkur 40 II, S. 779-
792.

Riedel, Manfred (Hrsg.) (1972): Vorwort. In: Ders. (Hrsg.): Rehabilitierung der
praktischen Philosophie, Bd. 1, Freiburg: Rombach (Sammlung Rom-
bach NF. Bd. 23), S. 9-12.

Rohner, Ludwig (1966): Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und
Ästhetik einer literarischen Gattung, Neuwied und Berlin.

Roloff, Eckart Klaus (1982): Journalistische Textgattungen. München: Oldenbourg (Reihe Studententexte für die Kollegstufe).

Schiewe, Jürgen (1989): Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin: Erich Schmidt (Philologische Studien und Quellen, H. 118).

Schöte, Joachim (1988): Die Entstehung und Entwicklung des deutschen Essays im 18. Jahrhundert. Diss. Freiburg i. Br.

Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reinhard Kaiser. Frankfurt/M.: Fischer (Titel der 1977 bei Alfred A. Knopf, New York, erschienenen Originalausgabe: „The Fall of Public Man“).

Straßner, Erich (Hrsg.) (1975): Nachrichten. Entwicklungen – Analysen – Erfahrungen. München: Fink (Kritische Information 31).

Weck, Roger de (1988): Das Buch als Basis für die Macht. Schreibende Politiker beeindrucken die Franzosen seit jeher. – Ein Aufsatz über 'Literatur und Politik in Frankreich' in der 'Zeit' vom 15. April 1988.

Walther Dieckmann, Josef Kopperschmidt und Erich Straßner danke ich sehr für mündliche und briefliche Anregungen nach dem Vortrag.

Gemeinsprache und Fachsprachen – Plädoyer für eine integrierende Sichtweise

1. Kulturgeschichtliche Gegensatz-Relation:
Fachlichkeit und Laienschaft
 - 1.1. Alltag als Lebensform
 - 1.2. Fächer als Organisationsform
 - 1.2.1. Formale Aspekte: Umfang und Anzahl
 - 1.2.2. Inhaltliche Aspekte: Merkmale der Fachlichkeit
 - 1.3. Fachlichkeit als Bezugsgröße für Laienschaft
 - 1.3.1. 'Fach' unter sprach- und kulturgeschichtlichem Aspekt
 - 1.3.2. 'Laie' unter sprach- und kulturgeschichtlichem Aspekt
 - 1.4. Integration in einer Skala 'Fachlichkeits'-Merkmale
2. Sprachsystematische Gegensatz-Relation:
Fachsprachlichkeit und Gemeinsprache
 - 2.1. Gemeinsprache und Fachsprachen
 - 2.1.1. Fächer und (ihre) Fachsprachen
 - 2.1.2. Laienwelt des Alltags und (ihre) Gemeinsprache
 - 2.1.2.1. Modellvorstellung: sektoral und relational
 - 2.1.2.2. Merkmale der Gemeinsprache
 - 2.1.2.3. Verständlichkeit und funktionale Modellvorstellung
 - 2.2. Beziehung von Gemeinsprache und Fachsprachen
in referentiellen Texten
 - 2.2.1. Konsequenzen gegen die Kategorie 'Gemeinsprache'
 - 2.2.2. Kritik an der Kategorie 'Gemeinsprache' in der
Fachsprachen-Forschung
 - 2.2.2.1. Sicht auf Sprachsystem: „Gesamtsprache“
 - 2.2.2.2. Sicht auf Textsorten und Sprachverwendungssituationen:
Kommunikative Reichweite von Fachsprache
 - 2.2.2.3. Sicht auf Varietäten: „Alltagssprache“
3. Integration in einer Skala der 'Fachlichkeits'-Merkmale
 - 3.1. Chancen und Perspektiven
 - 3.1.1. Traditionelle Methode: Sammeln und Zuweisen
 - 3.1.2. Ausweg: Skala der 'Fachlichkeits'-Merkmale
 - 3.1.3. 'Fachsprachlichkeit' als Eigenschaft der Skala
 - 3.1.3.1. 'Fachsprachlichkeit' als Orientierung
 - 3.1.3.2. Die gleitende Skala
 - 3.2. Instrumente und Methode
 - 3.2.1. Merkmale der Fachsprachlichkeit:
Vom Wort zum Text-in-Funktion
 - 3.2.2. Methodischer Gewinn

1. Kulturgeschichtliche Gegensatz-Relation: Fachlichkeit und Laienschaft

1.1. Alltag als Lebensform

Es gibt, so sagt eine bekannte Weisheit, wohl nichts Schwierigeres, als etwas anscheinend Einfaches und Alltägliches zu beschreiben und zu definieren. In der Tat bietet die Lebenspraxis immer wieder Gelegenheiten, die Gültigkeit dieser Beobachtung zu erfahren: Wie schmeckt ein Pfirsich, warum gibt die Kuh Milch, warum dampft kochendes Wasser, wieviele Haare hat ein Mensch, was ist 'Liebe', was ist 'schummrig', wieso wächst man – solche Fragen, meist aus Kindermund, sind eine Herausforderung an die Erklärungsfähigkeiten der Eltern; auch die Wissenschaften kennen da ihre Schwierigkeiten, wenn sie auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten ihrer Objekte hin angesprochen werden: Was heißt 'Elemente', 'Teilchen', was besagt 'Kranksein', was ist ein 'Wort', ein 'Satz', wieviele Sprachen gibt es, und wieviele Wörter hat eine Sprache?

Wenn aber das Alltägliche, das Selbstverständliche, nun selbst als solches befragt wird, erschwert sich das Antworten noch um ein Vielfaches. Auch hier bestätigt sich die bekannte Einsicht von Bertrand Russell, 1948 in „Human knowledge, its scope and limits“ (London) ausgesprochen, daß „die Sprecher beim normalen Sprechen nicht mehr Grund [haben], sich der Wortbedeutungen (und überhaupt der Strukturen ihrer Sprache) bewußt zu werden, als die Planeten Anlaß haben, sich auf ihren Umläufen der Keplerschen Gesetze zu erinnern“ (Hard 1970, S. 36). In der Tat ist es ein noch ungewohnter Aspekt, den Alltag als einen interessanten Bereich wahrzunehmen, den es als solchen zu hinterfragen lohnen könnte. Alltag lebt man, aber man beschäftigt sich nicht oder nur kaum mit ihm, geschweige daß man sich um ihn oder gar über ihn Gedanken machen würde.

Die breite Einstellung dem Alltag und seinen Alltäglichkeiten gegenüber ist – faßbar seit der Zeit des Sturm und Drangs – deutlich negativ besetzt: Man spricht vom „grauen Alltag“, vom „gewöhnlichen Einerlei des Lebens“ und meint das ereignislose Dasein, die Trivialität der Situationen und die Banalität des Sprechens, die Üblichkeiten des Handelns, eben nichts Besonderes im Lebensablauf.

Aus der Gegenwelt des Alltags heraus, nämlich aus der Welt der spezifischen Anforderungen, des differenzierten Handelns, der interessanten Abläufe, haben Ende der sechziger, verstärkt in den siebziger Jahren die Soziologen den Lebensbereich der interesselosen Routine, der unspezifischen Situationen und die Lebensform der „Verödung und Entfremdung“ (Weinrich 1985 [1981], S. 266) entdeckt. Der Alltag wurde zu einer Her-

ausforderung für den sezierenden Geist, für den klassifizierenden Wissenschaftler: Die Alltagsforschung entstand, als eine „Phänomenologie der Lebenswelt“ von Alfred Schütz zu einer empirisch-soziologischen Methode entwickelt und von Harald Garfinkel, Aaron Victor Cicourel und anderen zu einer „Ethnomethodologie“, einer „Soziologie des Alltagshandelns“, ¹ ausgebaut.

Auch die Juristen waren gezwungen, sich mit dem Phänomen des Alltäglichen auseinanderzusetzen, da sie den Begriff des Alltags als eine Bezugsgröße bei der Rechtsfindung benötigten: So orientiert sich das Warenzeichenrecht an Kategorien wie 'Allgemeine Meinung', 'Durchschnittskäufer' oder 'herrschende Verkehrsauffassung' zur Abwägung von Interessenkollisionen im Wettbewerb; so nimmt der juristische Kommentator sein Maß an dem „vernünftigen und redlichen Durchschnittskunden“, wenn über die Verständlichkeit von Vertragsbedingungen befunden werden soll. ²

Es sind gerade die pragmatischen Anforderungen, die den Blick auf den sonst kaum wahrgenommenen Alltag zwingen und es somit erreichen, daß sich für eine verschwommene Kategorie Konturen ausprägen und daß ein als undifferenziert empfundenes Dasein und routinehaftes, unspezifisches Handeln ein neues Profil bekommt:

So hatten im besonderen die Juristen aus der Branche der Haftpflichtversicherungen lebhaftes Interesse daran, die täglichen Anforderungen an eine Mutter, ihre üblichen Tätigkeiten und alltäglich erbrachten Leistungen im Haushalt kennenzulernen. ³ Denn vor der traurigen Bilanz, daß jährlich 8.000 Hausfrauen und Mütter bei Verkehrsunfällen verletzt und 800 getötet werden, galt es, für den jeweiligen Zuspruch von angemessenem Schadensersatz jenes allbekannte und gerade deshalb so unbekannte Betätigungsfeld 'Haushalt' auszuloten. Die Ergebnisse der Untersuchungen korrigieren zwingend die verbreitete Meinung, für Haushalt bedürfe es keines besonders ausgewiesenen Wissens, keiner speziellen Kenntnisse. Vielmehr umfaßt das „Anforderungsprofil“, wie es die Arbeitswissenschaftler erstellt haben, ein breites Spektrum differenzierter und qualifizierter Tätigkeiten, Entscheidungen, Planungs- und Organisationsarbei-

¹ Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Cicourel 1964, Garfinkel 1967, Goffman 1974, Hammerich/Klein 1978, Laermann 1975, Weingarten/Sack/Schenkein 1976, Weinrich 1985 [1981], S. 275 f., Wierlacher 1980.

² Kalverkämper 1983, S. 138.

³ Aktueller Bericht von ADAC motorwelt 1 (Januar), 1989, S. 48-51: „Wieviel ist eine Mutter wert?“

ten.⁴

Was allgemein und üblicherweise als Prototyp des unspezifischen Handelns, der normalen Tätigkeiten, des interesselos grauen Einerleis, der Routine ohne notwendige Kennerschaft gilt und entsprechend auch in Befragungen eingeschätzt wird,⁵ entpuppt sich, empirisch verfolgt, als eine dichte Überschneidung und Abfolge von – gerade gegenteilig – speziellen Arbeiten in den verschiedensten Bereichen und mit unterschiedlichen Zielsetzungen. Immerhin repräsentiert wohl jede dieser im Haushaltsalltag wechselnden Tätigkeiten, außerhalb der Grenzen von Wohnung und Haus, einen eigenständigen Beruf, eine spezialisierte Arbeit, eine fachlich ausgebildete Betätigung: Das Kochen macht professionell der Koch, das Backen hat als Beruf der Bäcker erlernt, das Putzen und Waschen führt sachgerecht der Reinigungsfachmann aus, die Erziehung ist beruflich Sache des Pädagogen, Gartenarbeit ist Teil der Tätigkeiten im Gärtnerberuf, usw. Allerdings die Arbeiten, die im Schnittpunkt solcher fachlicher Tätigkeiten liegen, nämlich die Hausarbeit, dann auch konsequenterweise als 'Beruf', als fachliche Tätigkeit einzustufen und entsprechend zu bezeichnen, fällt bis heute schwer.

Diese Einschätzung teilen die Hausarbeit und die Tätigkeiten im Umfeld universaler Lebensbedürfnisse mit Bereichen wie Hobby und Freizeit, Mode, Kunst, Umweltschutz, verschiedenen Sportarten (zum Beispiel Schwimmen oder Radfahren), Reisen, Essen und Trinken, Sexualität und wenigen anderen.⁶ Allerdings: Auch hier werden Handlungen durchgeführt, zielgerichtet, komplex, mit speziellen, oft sehr intensiv erworbenen Kenntnissen, für die es, gleichsam als manifesten Beweis, Sachbücher und Lernmedien, Ausbildungskurse und Fortbildungseinrichtungen gibt.

⁴ Aufgezählt werden Kleinkinder, Hausaufgaben, Freizeit, Pflege, Kontakte, Führung, Hausreinigung, Geräte, Kleingeräte, Spülen, Wäschereinigung, Anfertigung, Einkauf Lebensmittel, sonstige Einkäufe, Gartenarbeit. Es fehlen meines Erachtens noch: Umgang mit Behörden und Ämtern, Verkehr mit Institutionen wie Bank, Schule, Freizeiteinrichtungen für die Kinder, sowie Konsultationen von Ärzten für das Kind.

⁵ Im Rahmen einer gezielten Befragungs- und Fragebogenaktion zum 'Fach'-Begriff in verschiedenen Universitätsstädten (s. Anmerkung 7) habe ich auch zum Begriff des 'Alltags' Fragen gestellt, deren Beantwortung in die Darstellung hier einbezogen werden. Siehe auch Weinrich 1985 [1981], S. 266, 286 Anm. 6.

⁶ Aufzählung aus dem Ergebniskorpus der Fragebogen-Aktion. Ich beabsichtige, die Auswertung der Befragung zum 'Alltags'-Begriff in späterer Zeit zu veröffentlichen, und zwar in Verbindung mit den Resultaten der Fragebogen- und Befragungs-Aktion zu den Begriffen 'Fach' und 'fachlich' bzw. 'Fachlichkeit'.

Aber die öffentliche Meinung schätzt sie nicht als Tätigkeiten ein, denen eine berufliche oder fachliche Qualität zugesprochen werden könnte, vielmehr werden sie prinzipiell als allgemein, allbekannt, alltäglich, als unspezifisch eingestuft; daß diese Urteile ungerechtfertigt sind, legt die Ethnomethodologie nahe (zum Beispiel Goffman 1977), indem sie bei Alltagssituationen die „besonders hohe Komplexität des Zusammenwirkens historischer, ökonomischer und kultureller Faktoren“ (Picht 1989, S. 57) hervorhebt. „Bei näherer Betrachtung ist Alltag also keineswegs alltäglich“ (loc. cit.).

1.2. Fächer als Organisationsform

Während die Alltagskultur offenkundig nicht zum bewußten Alltagswissen selbst gehört, ist auf der anderen Seite die Öffentlichkeit rasch und recht mühelos imstande, die Frage nach Fächern und Berufen zu beantworten:

1.2.1. Formale Aspekte: Umfang und Anzahl

An der Spitze einer längeren Liste⁷ liegen – den Ersterfahrungen entsprechend – Schulfächer (Mathematik, Deutsch, Sprachen, Biologie, Physik, Sport, Chemie), danach Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Politikwissenschaften, Linguistik, Germanistik, Romanistik, Anglistik, Literaturwissenschaften und der medizinisch-naturwissenschaftliche Bereich.

Eine solche Aufzählung, von den Befragten auf weite Strecken übereinstimmend gewählt, erhellt natürlich auch den Konsens, die Sicherheit und die Selbstverständlichkeit, mit denen die Qualität, ein 'Fach', eine fachliche Tätigkeit zu sein, im öffentlichen Bewußtsein verankert ist. Vorweg haben die sogenannten Prestige-Berufe, die mit einem besonderen Nimbus und mit einer hohen Erwartungshaltung umgeben sind – oder sich umgeben haben? (eine Sozialgeschichte der Prestige-Berufe wäre noch zu schreiben) –, die Einschätzungen mitgeprägt, die insgesamt den Begriff des 'Faches' bzw. der 'Fachlichkeit' von Objekten, Sachverhalten und Handlungszusammenhängen ausmachen.⁸

Welche Fächer nun auf jeden Fall aufzuzählen seien, läßt sich verbindlich

⁷ Fragebogen-Aktionen in Freiburg, München, Köln und Hagen mit studentischen Probanden und mit Zufallspublikum (Fußgängerzone).

⁸ Zu diesem soziokulturell, europäisch-begrifflich und einzelsprachlich sehr interessanten Fragenkomplex habe ich gezielt Forschungen betrieben: Kalverkämper 1980b; 1989a; 1990.

nicht beantworten; nach welchem Maßstab sollte man auch die intuitiv sprudelnden Auflistungen der Befragten steuern oder gegebenenfalls korrigieren? Nach der Frequenz? – aber welche Gelegenheiten und welche Erscheinungsformen für das Auftreten des Fachlichen wären dann dazu zu wählen? Nach der Relevanz? – aber wie bemißt sie sich, und in bezug auf wen soll der Relevanzgesichtspunkt gelten? Schließlich: nach der Tradition?, und das heißt auch: nach aktuell geltender Meinung? Doch die streitet sich noch über die Anzahl von Fächern.

Vielleicht wären die erstaunlichen Übereinstimmungen in den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern eine Leitvorgabe: denn im Vergleich der fachlichen Markierungen ihrer Wortschätze stellt sich heraus, daß es offenbar einen Fächerkanon der Lexikographie gibt, mit 22 durchweg angesetzten Fächern oder Sachbereichen:⁹ Architektur, Anatomie, Astronomie, Botanik, Biologie, Chemie, Geologie, Geographie, Grammatik, Mathematik, Medizin, Militär, Mineralogie, Musik, Philosophie, Physik, Physiologie, Psychologie, Religion/Theologie/Kirche, Sprachwissenschaft, Technik/Technologie, Zoologie. – Oder man stützt sich auf Klassifizierungsversuche, die sich statistisch an Textkorpora ausrichten; oder die sich an der Menge der Buchtitel-Produktion orientieren; oder die eine spezifische theoretische Evidenz beanspruchen;¹⁰ oder die praktisch-organisatorisch (zum Beispiel im Buchhandel) erprobt sind.¹¹

Man kann natürlich auch der von Eugen Wüster, dem Nestor der Terminologielehre, begründeten Tradition folgen und seine Schätzung übernehmen, die auf ungefähr 300 Fachbereiche (wie Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft, Anatomie, Pharmazie u.a.) lautet.¹² Praxisbezogene Aktivitäten haben ihre eigenen Fächerkanones tradiert, so die datenverarbeitenden und dokumentationsintensiven Arbeiten in der Wissenschaft (Wissensdarstellung), in der Wirtschaft (Wissensverwendung und Wissensvermittlung) und in der Verwaltung (Wissensorganisation), bei de-

⁹ Kalverkämper 1989b. Diese Ergebnisse sind unmittelbar aus den Entscheidungen von deutschen, französischen, englischen und italienischen einsprachigen allgemeinen Wörterbüchern herausgefiltert, welche „diatechnischen Markierungen“ (Angaben zur Fach[sprachen-] zugehörigkeit) sie wählen und wie sie sie praktisch einsetzen.

¹⁰ Cf. Harald Weinrichs Vorschlag für ein neuartiges interdisziplinäres Wörterbuch (Weinrich 1976b; 1978).

¹¹ Zu diesen Versuchen s. Mentrup 1978b, spez. S. 213-221 mit ausführlichen Auflistungen und instruktiven Tabellen aus der einschlägigen Forschung.

¹² Wüster 1973; s. aktuell auch Felber/Budin 1989.

nen eine Fächer-Anzahl von 857 bis 3.000 Fächern errechnet¹³ und Fächerkataloge mit etwa 2.500 bis zu 7.000 Fächern verbindlich sind.¹⁴

1.2.2. Inhaltliche Aspekte: Merkmale der Fachlichkeit

So scheint es bislang nur möglich zu sein, Abgrenzungen von Fächern und Berufen zueinander – und somit ihre Anzahl und ihren jeweiligen Umfang – nur im einzelnen Bedarfsfall vorzunehmen und dabei Kriterien wie 'soziale Konvention', 'pragmatische Zwänge', 'sachliche Evidenzen', 'Normungsdruck', 'Komplexität des Objektbereichs', 'innerer Zusammenhalt von Handlungsabläufen', 'Lehr- und Ausbildungstraditionen' und mögliche weitere einzusetzen. Inhaltlich finden derartig geleitete Einstufungen als 'Fach' oder 'fachlich' breiten Konsens; das liegt darin begründet, daß es offenbar konstante Merkmale der Fachlichkeit gibt, die sowohl dem befragten Durchschnittsmenschen auf der Straße, als auch dem professionell mit und in Fächern Beschäftigten bewußt sind.

So gelten als Merkmale des Fachlichen

- die besondere Kenntnis in der (erwerbsmäßigen) Arbeit, wie man sie sich in Ausbildung, Lehre, Studium aneignet und dabei spezifische Handlungsabläufe, Umgangs- und Kommunikationsgewohnheiten, Arbeitsverteilungen und Zuständigkeiten kennenlernt; dies entwickelt ein Bewußtsein für Methoden und Arbeitsprozesse, für funktionierende Zusammenhänge der Tätigkeiten auf ein bestimmtes Produktionsziel hin;
- des weiteren das spezialisierte Wissen zu einem Sachgebiet und Handlungsraum; es verschafft tiefere Einsicht in sachliche Zusammenhänge und ermöglicht es, einzelne Gegebenheiten systematisch zu erfassen und einzuordnen.

Mit diesen Merkmalen – 'Fähigkeit', 'erworbene Kenntnis', 'Fertigkeit' und 'Wissen' – werden Tätigkeiten abgewogen und mit ihren Handlungsräumen als 'Fächer' eingestuft, werden lebenspraktische Arbeiten als 'Berufe' konventionalisiert, werden aber auch andererseits – daran gemessen und dazu gleichsam negativ definiert – Betätigungen wie Hausfrauenarbeit, wie das Sexualleben, wie Essen und Trinken, wie das Reisen als nicht-fachlich, als allgemein und alltäglich befunden.

¹³ Siehe Mentrup 1978a, spez. S. 224.

¹⁴ Cf. zum Beispiel Dahlberg 1974 oder Mentrup 1978b. Ich erspare mir hier Einzelaufzählungen und verweise bündelnd auf Grundlagenwerke wie Hoffmann 1985 oder Fluck 1985.

1.3. Fachlichkeit als Bezugsgröße für Laienschaft

Ein solches Einteilen von Handlungen in zwei Kategorien – fachliches Handeln einerseits und nicht-fachliches Handeln andererseits – entsteht nicht aus Zufällen. Kategorien sind, das wissen wir spätestens seit Aristoteles, relationale Ordnungsgrößen; sie werden eingesetzt 'in bezug auf' – *prós ti*¹⁵ –, ganz dem griechischen Etymon entsprechend, nach dem die *kategoría* 'Anklagepunkt', 'Beschuldigung' bedeutet, also von jemandem auf jemanden hin – auf den Kontrahenten nämlich – zielt. Auch dieser gegnerische, der Gegensatz-Aspekt liegt hierin beschlossen und verweist auf die moderne Erkenntnis der Neuropsychologen und der Psycholinguistik, daß die Basiskategorie unseres klassifizierenden Denkens (Assoziieren im Wortfeld) und Sprechens (Wortwahl in Sätzen und Texten) die semantische Opposition, die Antonymierelation, ist.¹⁶

Von daher scheint es somit durchaus plausibel, daß sich durch die Menschheitsgeschichte hindurch die kategorische Trennung in fachliches und nicht-fachliches Handeln festgesetzt hat und als solche unangetastet blieb.

1.3.1. 'Fach' unter sprach- und kulturgeschichtlichem Aspekt

Die ältere von beiden ist mit Sicherheit die Kategorie der Fachlichkeit. Ihre Ursprünge gründen in den Organisationsformen der Urgemeinschaften: Hier hatten das Teilen, der Anteil, das Zumessen von Jagdbeute und des Ertrages der Arbeit eine zentrale Funktion inne und prägten die Vorstellung vom genossenschaftlichen Ring aus, von der gegenseitig kreisenden Arbeitshilfe, vom Zaun aus Menschen, der nach außen hin schützt und nach innen hin bewahrt, vom hegenden Mannring. Der Altgermanist Jost Trier hat diese kultursoziologischen Verhältnisse aus Ringwörtern, wie *þing*, *conventus*, *communitas* und vielen anderen herauspräpariert¹⁷ und als dahinter verborgene Grundanschauung den Zaun erkannt, mystisch als gemeinschaftsbildender Menschenzaun, als Mannring, und in konkreter handwerklicher Umsetzung als Schutz aus eingerammten Balken, Verflechtungen und Lehmausschmierungen. Ganze Wortsippen haben von hier ihren Ausgang genommen, wie 'Seite' der geflochtenen Hauswand, aus der Wurzel **sej-*; wie 'Lehm', 'Leim', 'limes' und andere aus der Wurzel **lei-*; wie 'Werk', 'wirken',

¹⁵ Ich denke speziell an die „Kategoríai“ des Aristoteles, dort Stellen wie 5b, 16 ff., 20, 29 und weitere.

¹⁶ Hierzu zum Beispiel Raible 1981.

¹⁷ Trier 1951; 1981: speziell Aufsatz 10, 11, 12, 14.

franz. *guerche* und andere aus der sprachlichen Zaun- und Flechtwurzel **uerǵ-*; wie 'ritzen', 'reißen', engl. *write*, german. *writan* und andere aus der reichen Wurzel **uer-*. In diese Gemeinschaft gehört auch die indogermanische Wurzel **pāǵ-*, **pāk-*, aus der sich über griech. *pēgnýnai* 'festmachen', 'zusammenfügen', 'befestigen' und über gleichbedeutend lat. *pangere* und *pagus* 'Gau', 'Gemeinde' die romanischen Wörter für den Begriff 'Land' entwickelt haben: so franz. *pays*, span./port. *país*, ital. *paese*. Ihnen liegt der arbeitsweltliche Gehalt des hegenden Rings, die handwerkliche Vorstellung vom Einrammen, verflechtenden Zusammenfügen und von schützender Ausgrenzung noch zugrunde. Die Weiterentwicklung in den germanischen Sprachen – so altsächs. *fac*, angelsächs. *foec*, althochdt. *fah* – verweist ebenfalls auf die ursprünglichen handwerklichen Tätigkeiten: auf 'Abteilungen', 'Abgrenzungen', eben neuhochdeutsch auf 'Fächer', wie sie die Bauhandwerker, Fischer und Bauern für ihre beruflich-fachlichen Zwecke wie Fachwerkbau, Wehrbau, Fachkästen, Speicherkisten usw. einsetzten.

Mit den Fächern ging die Arbeitsteilung als eine kulturausprägende Kraft der historischen Gesellschaften einher, und Bauern, Fischer, Waffenhandwerker, Heilkundler, Jagdkundige, Bauhandwerker, zur See die Seefahrer, dann auch die Kundigen des Bergbaus und der Verhüttung von Erzen schafften die handwerklich-praktische Grundlage dafür, daß sich eine Kategorie des fachlichen Betätigten kulturgeschichtlich eigenständig hat herausbilden können. Es sei nicht vergessen, daß – im europäischen Kulturkreis – sich bereits in der Renaissance, dann aber systematisch und disziplinenbewußt im Aufklärungszeitalter, auch eine wissenschaftlich-theoretische Fachlichkeit entwickelt und der handwerklich-praktischen zugesellt hat.

1.3.2. 'Laie' unter sprach- und kulturgeschichtlichem Aspekt

Einer Kategorie, die die Tätigen in ihrer Arbeit umgrenzt, mit „Zäunen“ abschirmt und als Gruppe der fachlich Wissenden isoliert, erwächst dann – wie gesagt (1.3. Anfang) – die Gegenkategorie: der Nicht-Fachmann, der Laie.

Etymologisch gesehen ist er der Massenmensch in seinem unspezifischen, grauen Alltag; denn engl. *layman*, franz. *laïque*, ital. und span. *laico* gehen zurück auf griech. *laós*, attisch *leōs* 'Volk', 'Menge'. Lat. *laicus* verengt allerdings in kirchenlateinischer Zeit seine Bedeutung zu 'Nicht-geistlicher', dem somit der 'Geistliche' als Fachmann gegenüberstand. Für die Bedeutung 'Nichtkenner', 'Nichtfachmann' bot sich *profanus* an, und die Romania hat es mit franz. *profane*, ital. und span. *profano* im Sinne von 'ohne Kenner- und Könnerschaft' auch tradiert. Hier schei-

nen nun die Merkmale des Verzäunens, des schützenden Geflechts, des abwehrenden Hegerings als deutliche kulturosoziologische Gehalte aus historischer Zeit wieder durch; allerdings diesmal nicht vereinnahmend, als zum Fachlichen zugehörig (1.3.1.), sondern als Ausgrenzung, genau wie es *profanus* etymologisch angibt, nämlich als 'vor dem *fanum*', eben 'vor dem Heiligtum' verbleibend, als 'nicht geweiht', somit als 'nicht eingeweiht'.

Die sprach- und kulturgeschichtlichen Tatsachen belegen es also: Der Laie definiert sich negativ zum Fachmann; es ist nicht umgekehrt; vielmehr sind begrifflich der Fachmann und sein fachliches Können der Maßstab, an dem sich der Begriff des 'Laien' orientiert, wenn er – in negativer Bestimmung – mit 'Nichtfachmann' synonym gebraucht wird, wenn die Wörterbücher für 'Laie' angeben 'ungelehrt', 'etwas nicht gelernt habend', 'von etwas nichts verstehend', 'unvertraut mit einer Sache', 'nicht versiert', 'ohne Kenntnis'.

1.4. Integration in einer Skala der 'Fachlichkeits'-Merkmale

Diese Art zu definieren – und zwar negativ in bezug auf (!) eine gegebene Qualität ('fachlich') – erinnert uns zunächst an die Denkweisen, wie sie zuerst aus der strukturalen Phonologie bekannt geworden sind: In den dreißiger Jahren entwickelte Roman Jakobson im Umkreis des Moskauer und später dann des Prager Linguistischen Zirkels die Theorie der binären Korrelation zwischen zwei sprachlichen Elementen. Demnach unterscheiden sich im Deutschen die Phoneme /p/ und /b/ in ihrer Eigenschaft (*feature*)¹⁸ der Stimmhaftigkeit; sie ist das *principium comparationis* zwischen den beiden korrelierten Phonemen. In bezug darauf ist /p/ [-stimmhaft] , /b/ [+stimmhaft] ; der Phonologe sagt auch: /p/ ist merkmallös ('unmarkiert'), /b/ ist merkmallhaltig ('markiert'). Analog zur Phonologie fand dieser strukturelle Zugriff auch Eingang in die Morphologie der Grammatik sowie in die Lexikologie, wobei der streng binäre Rahmen der Phonologie aufgebrochen wurde. Wir können ihn auch noch weiter ausdehnen, und zwar auf die Beziehung der beiden

¹⁸ Jakobson (1974, S. 280) legt zu Recht Wert auf eine systematische Klarheit mit folgender Unterscheidung:

„1. das *principium comparationis*, die Oppositionseigenschaft (Wesenszug, *feature*) wie z.B. die phonologische Quantität, welche der Korrelation der Lang- und Kurzvokale zugrunde liegt, oder die grammatische Zeit, welche die Opposition von Präsens und Präteritum bestimmt;

2. das Merkmal des einen der beiden Opposita, welches der Merkmallosigkeit des anderen Oppositum entgegengesetzt ist – wie etwa die Länge (Dehnbarkeit) der Kürze (Nicht-Dehnbarkeit) und die Vergangenheit der Nicht-Zeit des Präsens [...] .”

Kategorien 'Fachmann versus Laie' zueinander:

Demnach wäre dann deren Beziehung geprägt von einer verbindenden Eigenschaft, nämlich dem Fachlichen, der Qualität der 'Fachlichkeit'. Die Kategorie 'Fachmann' ist dazu merkmalthaltig – oder sinnvoller gesagt: merkmaltreich (zu ihrem Reichtum gehört auch die Opposition in 'handwerklich-praktisch' und 'wissenschaftlich-theoretisch'); und die zum 'Fachmann' oppositive, negative Kategorie 'Laie' ist dazu merkmalarm oder besser: merkmalreduziert.

Das traditionell gesehene Verhältnis von 'Fachlichkeit' und 'Laienschaft' hat sich in dieser Betrachtungsweise somit grundlegend verschoben: Gegründet auf den hier vorgestellten sachhistorischen und kulturgeschichtlich-etymologischen Erkenntnissen, liegt es danach nahe, über die Aufhebung der üblicherweise gehandhabten Gegenüberstellung nachzudenken: statt der Polarität der beiden Kategorien sollte ihre Vereinbarkeit gesehen werden. Das einigende Band ist die Eigenschaft oder der Wesenszug (*feature*) der 'Fachlichkeit'. Auf diese Weise steht nicht mehr in ungleicher Gewichtung dem einen Laie-Sein eine Palette vielfältiger Fachlichkeiten gegenüber.¹⁹ Vielmehr wird die Kategorie des 'Laien', des 'Laienhaften', der 'Laienschaft' von dem Merkmal der 'Fachlichkeit', das ja der Kategorie des 'Faches' und des 'Fachlichen' eigen ist, mit-erfaßt; und zwar als die merkmalreduzierte Form der Fachlichkeit. Dies läßt es dann hinfällig werden, eine Gegensatzkategorie 'Laie' anzunehmen oder bestehen zu lassen; vielmehr wäre nun der kenntnisnegierende und alltagsorientierte Begriff der 'Laienschaft' in die Kategorie der 'Fachlichkeit' integriert: und zwar als deren Extrempunkt – oder besser noch: Endbereich –, was es nahelegt, die Qualität der 'Fachlichkeit' als gestuft, als auf einer Skala angeordnet aufzufassen. Am anderen Extrembereich dieser Skala wäre somit die „reine“ Fachlichkeit, die vollkommen ausgewiesene Könnerschaft, das durch und durch sachorientierte Experte-Sein angesiedelt, eben als merkmaltreichste Form der Fachlichkeit. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die ganze Welt des zielgerichteten Handelns, in all ihrer Vielfalt und ihren Nuancen. Begrifflich bieten die Sprachen hierzu sogar Orientierungsmarken, indem sie diese Stufung semantisch zum Ausdruck bringen: so in sehr feiner Differenzierung – die über Wortfeldanalysen und Kontextuntersuchungen herausgearbeitet werden müßte – Begriffe wie 'Professioneller', 'Experte', 'Spezialist', 'Kapazität', 'Fachmann', 'Meister seines Faches' und mögli-

¹⁹ Wie auch innerhalb der verschiedenen Fächer, also auf der Seite des Fachlichen, die gegenseitige Fachfremdheit nicht mehr von einem anderen Begriff von 'Laie' – nämlich zwei Fachleute (!) verschiedener Fächer sind füreinander Laien – durchzogen wird. Cf. Kalverkämper 1983, S. 143 f.

che andere; oder mit deutlicherer Stufung 'Interessierter' ('Liebhaber einer Wissenschaft, eines Fachgebiets'), 'Dilettant' (dies sogar mit negativer Konnotation), 'kundiger Laie', 'Amateur' ('Liebhaberwissenschaftler'²⁰); oder in der kompakten Abfolge von Nomenklaturen, die dem geltenden Ausbildungsweg 'vom Laien zum Fachmann', 'vom Alltag zur beruflichen Arbeit' folgt: so 'Schüler(in)' – 'Lehrling/Auszubildende(r)' oder 'Student(in)' – 'Geselle/Gesellin' – 'Meister(in)' – und andere. Über die jeweilige Position auf der 'Fachlichkeits'-Skala, auf die hin ein Handlungszusammenhang geortet werden kann, entscheidet dessen jeweiliger Reichtum oder jeweilige Armut an Merkmalen der Fachlichkeit.

2. Sprachsystematische Gegensatz-Relation: Fachsprachlichkeit und Gemeinsprache

2.1. Gemeinsprache und Fachsprachen

2.1.1. Fächer und (ihre) Fachsprachen

Ich will den gerade geäußerten Gedanken einer merkmalorientierten 'Fachlichkeits'-Skala anstelle einer Gegensatz-Beziehung zwischen 'Fach(lichkeit)' und 'Laiantum' zu jenem Mittel hinwenden, das es überhaupt erst ermöglicht, Fächer zu erstellen, ihnen als Größen der Welt und des Handelns Inhalte und Ziele zu geben, ihre Grenzen zu umreißen oder festzulegen, ihre Verhältnisse zu Nachbärfächern zu klären – nämlich zur Sprache. Dafür sei unterstrichen:²¹ Die Einteilung der außersprachlichen Welt, von Ausschnitten aus der Lebenswirklichkeit, sagen wir: der Objekte, Sachverhalte und Handlungszusammenhänge als 'fachlich' ist nur

²⁰ Der wissenschaftsgeschichtlich wichtigen und kulturhistorisch bereichernden Rolle des „Amateurismus“ – einem (wie das Laie-Sein) noch unerforschten Komplex – widmen sich mit interessanten Beiträgen die „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte“ 9, 1986, Heft 3 u. 4. – Die Zwischenstellung zwischen 'Laie' und 'Fachmann' ist für den Curioso, Virtuoso, den Amateur, Liebhaber, Dilettant, Autodidakt, Privatgelehrten, Fachfremden, Außenseiter annäherungsweise markiert: „der außerhalb institutionalisierter und etablierter Wissenschaft eine wissenschaftliche Leistung vollbringt, die in die etablierte Wissenschaft eingeht. Als Person kann er entweder außerhalb der wissenschaftlichen Profession bleiben, durch seine Leistung in sie aufgenommen oder zum Begründer einer neuen Wissenschaft oder wissenschaftlichen Disziplin werden“ (Toellner 1986, S. 143). Zur (historischen) Ortung auf der Skala zwischen 'Laie' und 'Fachmann' bieten sich zunächst drei Aspekte an (loc.cit.): die „individuelle Disposition“ („Sammler und Sucher, Erfinder und Entdecker, Grübler und Denker“), die „soziale Disposition“ („Stand und Stellung, Beruf und Tätigkeit, Geschlecht und Bildung“), die „prädisponierten Wissenschaften“ („inhaltliche oder methodische Novität, Attraktivität oder Utilität, Publizität oder Professionalisierungsgrad“). – Cf. auch Mann 1982.

²¹ Cf. Kalverkämper 1983, S. 130 f., 134, 137.

durch Kommunizieren darüber, nur mit Hilfe der Sprache möglich. Es gibt keine 'natürlichen' Fächer, keine Fächer *a priori*. Es ist die Sprache, die ein Fach konstituiert und die ihm zur Konventionalisierung verhilft; und mit der allein es nur möglich ist, das Fach zu verändern in seinen Inhalten, Grenzen und Zuordnungen zu anderen Fächern (Hierarchien). Selbst der des öfteren getroffene Unterschied zwischen 'Beruf' als erwerbsmäßiger Arbeitsverrichtung und 'Fach' als umfassenderer, durchaus mehrere, auch heterogene Berufe übergreifender Kategorie ist nicht im Sachlichen begründet, sondern nur semantisch, also sprachlich bestimmt.

Um so weniger ist es dann einzusehen, daß sich bis in die jüngere Zeit hinein die Meinung hält, Fachsprachen seien analog zu den Fächern zu unterscheiden, ihre Anzahl orientiere sich an der Anzahl der Fächer.²² Hier ist nämlich die Perspektive falsch, nämlich vom Fach auf seine Fachsprache hin, gerichtet, statt umgekehrt die Konstituierung eines Faches von der Sprache – wir können sie Fachsprache nennen – abhängig zu machen. Zudem bietet eine solche Eins-zu-Eins-Relation zwischen Fach und seiner Fachsprache keinerlei sinnvollen Anhaltspunkt, wenn man, wie bereits angesprochen (1.2.1.), bedenkt, wie unsicher und relativ die Anzahl von Fächern überhaupt ist; sollen wir etwa tatsächlich 300 oder etliche tausend Fachsprachen oder selbst auch nur so viele Fachwortschätze annehmen?

2.1.2. Laienwelt des Alltags und (ihre) Gemeinsprache

Und wenn die Fächer ihre Fachsprachen haben, dann, so wird weiter aus der tradierten Vorstellung von den zwei außersprachlichen Kategorien 'Fachlichkeit' und 'Laienhaftigkeit' abgeleitet, muß auch die laienhafte „Wirkwelt“ (Jost Trier) des Alltags ihre Sprache haben: nämlich die Gemeinsprache. Die traditionelle polare Ansicht hat sich somit von außen her auf die Kategorien der Sprachbeschreibung und Sprachgliederung aufgesetzt, was dazu führte, daß – analog zu 'Laientum' und 'Fachlichkeit' – eine prinzipielle Gegensätzlichkeit zwischen Gemeinsprache und Fachsprachen angenommen wurde.

2.1.2.1. Modellvorstellung: sektoral und relational

Sie prägte entscheidend die Modellvorstellungen über das Gefüge des Wortschatzes, an dem diese Gegensätzlichkeit ökonomischerweise, aber

²² Zum Beispiel Fluck 1985, S. 16; Möhn/Pelka 1984, S. 35; Wüster 1973. Die Diskussion hierzu wird unter dem Stichwort 'Horizontale Gliederung der Fachsprachen' geführt. Cf. auch Hoffmann 1985, S. 58-62.

eben deshalb auch beschränkterweise illustriert wurde: Innerhalb von Kreismodellen²³ wurde die Gemeinsprache als Zentrum angesetzt, um die sich dann in konzentrischen Ringen die nicht-gemeinsprachlichen, sprich: die fachlichen Wörter-Kategorien legen.

In den fünfziger Jahren, noch weit vor dem breiter aufkommenden Interesse an Fachsprachen in den endenden sechziger, in den siebziger Jahren, galt das sektorale Modell, wie ich es nennen möchte und es beispielhaft mit Kurt Baldingers Vorschlag (1952)²⁴ repräsentiert sehe, als angemessene Strukturierung. Die Übergangsgürtel und Durchlässigkeiten der Sektoren (allerdings nur der hier im Modell miteinander benachbarten!) sind dann in den sechziger Jahren neu umgesetzt worden, indem sie als Austauschprozesse und als Übergangsbewegungen aufgefaßt und entsprechend gezeichnet wurden: Der Versuch von Werner Reinhardt (1966),²⁵ der hier beispielhaft für Modelle angeführt sein soll, die ich als relationale Modelle bezeichnen möchte, trägt dieser erkannten Relativität mit konzentrischen und zentropetalen und zentrofugalen Pfeilen Rechnung. Zudem sind die Wortschatzringe selbst nicht mehr verabsolutierend (Baldinger), sondern vage und relativierend mit Größen wie 'stark' und 'wenig' gekennzeichnet. Die Opposition zwischen Gemeinsprache und Fachsprachen ist zwar durch Beziehungen gemildert, weil überbrückt (und zwar interessanterweise nur in einer Pfeilrichtung, nämlich von außen, von den Fachsprachen, nach innen, in die Gemeinsprache hinein, nicht auch umgekehrt), aber sie ist nicht aufgehoben.

Die Kategorie 'Gemeinsprache' ist gegenüber der in den Modellen vielfältig differenzierten Kategorie der 'Fachsprachen' eine zwar von diesen bedrängte, aber doch eine dort als homogen ausgewiesene und eigenständige Kategorie; sie ist dort eine zwar nur punktuelle, aber eine eben im 'Mittel'-Punkt angesiedelte Kategorie. Sie findet sich in den linguistischen Handbüchern, in den Sprachgeschichten, in den einschlägigen Arbeiten zur Lexikologie wie auch zur Lexikographie, selbst in den praxisorientierten Werken wie den Sprachlehrwerken und den Wörterbüchern (den sogenannten 'allgemeinen Wörterbüchern') als eine

²³ Die Bevorzugung von Kreismodellen ist nicht nur gestaltpsychologisch interessant. Es mag auch die Evidenz dahinter stehen, die die von der Prager Schule Mitte der sechziger Jahre entwickelte Theorie von Zentrum und Peripherie des Sprachsystems für sich beanspruchen darf.

²⁴ Baldinger 1952, S. 90. Abgedruckt auch in Heller 1970 sowie in Drozd/Seibicke 1973, S. 96 bzw. 102 und – leicht verändert – in Baldinger 1982. Cf. Wolf 1979.

²⁵ Abgedruckt auch in Heller 1970 sowie in Drozd/Seibicke 1973, S. 96 bzw. 102 und in Fluck 1985, S. 19.

Klassifikationsgröße für die Sprache; ihrerseits wiederum leitet sie sich, wie gerade gesagt (2.1.2.), aus der außersprachlichen Kategorie des 'Laien' ab.

Dies ist eine arbeitspraktische, eine wissenssoziologische Rechtfertigung für die Kategorie 'Gemeinsprache' (1.1., 1.3.2.). Mit ihr hängen alle anderen Aspekte ursächlich zusammen, die man in Definitionsversuchen ausdrücklich oder in Vorannahmen implizit findet und die oft auch Konkurrenz- oder Modifikationsbezeichnungen für 'Gemeinsprache' zur Folge haben wie 'Allgemeinsprache', 'Alltagssprache', 'Einheitsprache', 'Standardsprache', 'Umgangssprache', '(öffentliche) Verkehrssprache' und andere. Grundsätzlich gemeint ist „jenes Instrumentarium an sprachlichen Mitteln, über das alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft verfügen und das deshalb die sprachliche Verständigung zwischen ihnen möglich macht“ (Hoffmann 1985, S. 48).

Es ist nun sicherlich müßig, hier noch weitere ähnlich lautende Definitionen und Beschreibungen im einzelnen vorzustellen; eine lange Tradition seit Grimm, die allseits bekannt sein dürfte, tut sich hier auf; wobei man allerdings sehen sollte, daß bei der Vätergeneration der Germanistik – so zum Beispiel im Grimmschen Wörterbuch (Grimm 1897, S. 3270) oder bei Hermann Paul (1880, Kap. 23) – die 'Gemeinsprache' als übergeordnete und damit, wie Paul sagt, als nicht reale, als ideale Kategorie über den Mundarten angesiedelt wird; ein Gegensatz zu Fachsprachen wurde so gar nicht gesehen. In diesem Verständnis, als ausdrücklicher Zusatz „ohne Mundarten oder Fachsprachen“, wird 'Gemeinsprache' bis in die moderne Zeit geführt, so im „Duden-Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Duden 1980) oder im „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ (Klappenbach/Steinitz 1976).

2.1.2.2. Merkmale der Gemeinsprache

Aber weiter wiederkehrende Gesichtspunkte für die Definition von 'Gemeinsprache', stets eingeschränkt auf 'Gemeinwortschatz', sind in der Forschung zu denen der Anbindung an die Laien und der diatopischen, also mundartlichen Neutralität (2.1.2.1.) hinzugekommen: so die Frequenz – 'Gemeinsprache' als die häufigsten Wörter – sowie die Rekurrenz – als die am meisten wiederkehrenden Wörter (wozu natürlich auch der gesamte Morphembestand der Grammatik gehört) –; damit zusammenhängend auch der Umfang und Inhalt (Funktion) – 'Gemeinsprache' kommt vor im Alltag, im familiären Ablauf, im lockeren Verkehr mit den Mitmenschen, in zwangloser Unterhaltung, ist also allen Sprechern einer Sprachgemeinschaft eigen –; sowie, eng damit verbunden, die Anzahl der zugehörigen Sprachelemente. Dieser ist ein sehr vager Gesichtspunkt, da

weder die Zählkriterien (ob Morpheme und Lexeme einzeln gezählt werden, wie Komposita zähltechnisch gehandhabt werden, usw.), noch die Begrenzungskriterien, noch die Auswahlkriterien diskutiert oder offengelegt sind. Hier wirkt sich das angesprochene Dilemma (1.1.) belastend aus, weder theoriegesichert noch praktisch am Einzelfall – und sei dies nur intuitiv – entscheiden zu können, was 'gemein', 'Alltag', 'nicht fachspezifisch' ist, und dementsprechend auch nicht das Sprachmaterial – hier nun die Wörter – als 'gemeinsprachlich' methodisch sauber einstufen zu können. Und so kommt es, daß die Statistiker Größenordnungen nennen von 500.000 (wie bei dem sechsbändigen Duden-Wörterbuch 1976-1981) über 400.000 und 300.000 Wörter, was verschiedene Linguisten vertreten und breiten Konsens findet, bis zu 220.000 Wörter (wie im sechsbändigen Brockhaus-Wahrig 1980-1984) und sogar nur 150.000 Wörter (wie im „Neues Wörterbuch“ 1980 von Lutz Mackensen).

Der individuelle Aktiv-Allgemein-Wortschatz eines Erwachsenen wird auf 2.000 bis zu 20.000 Wörter, also auf durchschnittlich 10.000 Wörter geschätzt; der latente Aktivwortschatz dazu beläuft sich auf etwa 40.000 Wörter. Der individuelle Passiv-Allgemein-Wortschatz eines Erwachsenen soll angeblich 180.000 Wörter umfassen. Im Wechsel zu einer Fremdsprache schrumpft der Umfang an gemeinsprachlichem Bedarf ganz rapide: Etwa 2.000 fremdsprachliche Wörter für den aktiven Gebrauch und 8.000 für das Allgemeinverstehen sind errechnet worden. Hier bleibt dann natürlich zu fragen, wo die Gründe für eine derartige Verengung liegen und woraus sich, sollte sie tatsächlich zutreffen, eine solche Diskrepanz erklärt.

Diese Zahlen, die im einzelnen doch sehr vage bleiben und bei der Einschätzung eines Wortes als 'gemeinsprachlich' im jeweiligen Einzelfall überhaupt nicht weiterhelfen, dürften als Gesichtspunkt für eine nähere Bestimmung der Kategorie 'Gemeinsprache' wenig Wert, noch nicht einmal einen Orientierungswert beanspruchen.

2.1.2.3. Verständlichkeit und funktionale Modellvorstellung

Schließlich gilt es, sich noch einem letzten Gesichtspunkt zu widmen, nämlich der für 'Gemeinsprachlichkeit' als unabdingbar deklarierten und deshalb für sie meist ausdrücklich genannten „allgemeinen“ Verständlichkeit. Dies ist, im Gegensatz zu den anderen angeführten Gesichtspunkten für traditionell verstandene Gemeinsprachlichkeit, eine grundsätzlich relationale Qualität. Sie führt, wie die bereits genannte Einheit 'Kategorie' (1.3.), direkt zurück in die griechische und lateinische Antike, die die Verständlichkeit – *perspicuitas* – auffaßt als eine Wort- und Textqualität – oder in den Worten der Antike: als eine stilisti-

sche und rhetorische Tugend –, die an Sprecher und Hörer wechselseitig gebunden ist und nur in konkreten Kommunikationssituationen entschieden wird.²⁶ Wir wissen, daß sich daraus für situationsenthobene – also: für schriftlich-literarische – Texte und für religiöse Traditionstexte dann zwangsläufig ein Suchen nach Verständlichkeit, also der Wunsch nach Interpretation, eine (literarische) Hermeneutik (und theologische Exegetik) also, entwickelt hat.

Gemeinsprache oder – wie es ja traditionellerweise praktisch immer gemeint ist – der gemeinsprachliche Wortschatz kann als solcher also gar nicht die absolute Qualität einer 'allgemeinen Verständlichkeit' innehaben – schon diese beiden kombinierten ganz relationalen Begriffe belegen die Unmöglichkeit –; und so kann sie erst recht nicht – als ein besonderes Charakteristikum – verständlicher sein als die Fachsprachen. 'Verständlichkeit' ist eine Textqualität, und als solche hat sie Gültigkeit für alle Arten von Texten und ist prinzipiell abhängig von den Beteiligten jeder funktionierenden Kommunikation: von Sprecher/Schreiber, Hörer/Leser, von der Sprache (als Texte oder in Texten) und von der jeweiligen Situation. Somit ist auch die vorangenommene 'Allgemeinheit' eine relationale Größe, die sich sowohl auf die sozialen Gruppen, Strukturen und Rollen bezieht, als auch auf eine wie auch immer geartete (geschweige erarbeitete) Situationen-Typologie. In der konkreten Kommunikation wird diese Relativität festgelegt, die 'Allgemeinheit' wird in der jeweiligen Situation mit den jeweils beteiligten Partnern zur Individualität, reduziert eben von Faktoren wie Alter, Geschlecht, Herkunft, Lebenslauf, sozio-kulturellem Hintergrund, Intelligenz, Lerngeschichte und Bildung oder Vorkenntnissen.

So verwundert es schon, daß gerade mit diesem komplexen Gesichtspunkt der textuell und sozial variablen Verständlichkeit der bislang letzte Versuch unternommen wurde, und zwar von Klaus Heller (1970),²⁷ um das Verhältnis von Gemeinsprache – er verwendet den Ausdruck 'nicht fachbezogene Lexik' – und Fachlexik in ein Modell zu bringen. Ich bezeichne derartige Modelle als funktionale Modelle, da sie in die Kommunikations-

²⁶ Quintilian 1972-1975, spez. I,6,43; IV,2,36 u. 63-65; VIII,2; VIII,3,15. – Verarbeitet in Kalverkämper 1988a, 1988b; hier auch Anbindungen an die verschiedenen Wort- und Textqualitäten, die eine sich seit einiger Zeit zu Wort meldende Stilistik der Wissenschaftssprache, eine Fachsprachen-Stilistik, fordert (zum Beispiel Hans-Martin Gauger, Els Oksaar, Uwe Pörksen, Harald Weinrich); als Orientierung cf. Kalverkämper/Weinrich 1986, Teil II: „Wissenschaftsdeutsch – gutes Deutsch?“, oder Deutsche Akademie 1981-1982 zu „der öffentliche Sprachgebrauch“.

²⁷ Abgedruckt auch in Drozd/Seibicke 1973, S. 96 bzw. 102 sowie in Fluck 1985, S. 20.

situation hineinweisen, aus der allein heraus entschieden wird über Graduierungen von Verständlichkeit und Spezialisierung, über Zugehörigkeit eines Wortes zu einem bestimmten Fachbereich, über den Status eines Wortes als Fremdwort oder als '„gemeinsprachlicher“ Anglizismus' oder als 'fachlicher Anglizismus' oder als neues Wort oder weiteres.

Es muß allerdings gesagt werden, daß mit einem funktionalen Modell allein noch nicht das Phänomen 'Gemeinsprache' systematisch erklärt, geschweige die Verhältnisse zwischen den Kategorien 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' erfaßt sind. Das läßt sich auch nicht anders leisten als mit umfassenden empirischen Arbeiten. Und diese sollten induktiv vorgehen, so daß sie mit wenig belastender theoretischer Vorgeprägtheit die Texte – mündliche oder schriftliche, und aus möglichst vielfältigen Textsorten – auf ihre Fachsprachlichkeit hin untersuchen. Als Ballast wäre es dann anzusehen, wenn nun weiterhin von einer Zweiteilung in 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' ausgegangen würde:

2.2. Beziehung von Gemeinsprache und Fachsprachen in referentiellen Texten

2.2.1. Konsequenzen gegen die Kategorie 'Gemeinsprache'

Meine bisherigen kritischen Ausführungen dürften gezeigt haben, gegen wen des Gegensatzpaares sich der Vorstoß richtet: gegen die Kategorie der 'Gemeinsprache'. Sie hat sich schon terminologisch als Allerweltskategorie herausgestellt im Sinne von:

- darin findet sich alles außer das Fachsprachliche;
- sie ist keinesfalls so homogen, wie es behauptet (zum Beispiel Drozd/Seibicke 1973, S. 86) und in Wortschatzmodellen dargestellt wird (2.1.2.1.);
- sie leistet nicht die Trennschärfe zu den Fachsprachen, die ihr mit einem Bündel angeblich charakteristischer Gesichtspunkte zuge-dacht wird (2.1.2.);
- sie ist in entscheidenden Punkten eine ausschließlich relativ bestimmte Größe, nämlich bei dem textuellen Merkmal der 'Verständlichkeit' (2.1.2.3.) und bei dem außersprachlichen Merkmal ihrer Gebundenheit an 'Laien' (2.1.2.);
- schließlich, aus diesem letzteren abgeleitet und im Einklang mit den vorigen gewichtigen Kritikpunkten, rechtfertigt sie ihre Existenz als linguistische Kategorie aus außersprachlichen Gegebenheiten, nämlich den Laien, heraus (2.1.2.), und diese sind, wie gesagt (1.4.), relativ ('Laien in bezug auf'), und sind, was ich eingangs entwickelt habe (1.3.2.), an den 'Fach'-Begriff gebunden.

Eine faßbare sprachliche (!) Kategorie 'Gemeinsprache' kann es somit nicht geben, jedenfalls nicht in einer Seinsweise oder in einer Vorkommensart, die es gestattet, sie im Umfang zu begrenzen, sie inhaltlich zu präzisieren und sie in ihren Funktionen zu erkennen. Warum soll dann eine linguistische (!) Kategorie 'Gemeinsprache' eigenständig weiterbestehen bleiben, wenn sie doch für eine nicht vorhandene sprachliche (!) Kategorie keine systematischen, analytischen oder deskriptiven oder auch nur heuristischen Aufgaben erfüllen kann? Wenn für 'Gemeinsprache' die wissenschaftliche Definition keine Klarheit und Einheitlichkeit schafft, eben weil diese in der sprachlichen Wirklichkeit selbst nicht gegeben ist, sollte man konsequenterweise auf eine entsprechende Kategorie verzichten.

2.2.2. Kritik an der Kategorie 'Gemeinsprache' in der Fachsprachen-Forschung

Die erarbeitete Konsequenz, die sich gegen die Kategorie 'Gemeinsprache' wendet, kann – trotz der gemeinhin im (intuitiven) Konsens üblichen Gegenüberstellung von 'Gemeinsprache' hier und 'Fachsprachen' dort – nicht ganz ungewöhnlich klingen. Gerade nach der ersten Phase der sich etablierenden Fachsprachen-Forschung, nämlich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, war schon ein kritisch ablehnendes Bewußtsein gekeimt:

2.2.2.1. Sicht auf Sprachsystem: „Gesamtsprache“

So betont Lothar Hoffmann in seinem Markstein setzenden Buch „Kommunikationsmittel Fachsprache“ von 1976 zwar noch mit dem Blick des Sprachstatistikers insbesondere auf die Morpheme der einzelsprachlichen Grammatik, es treffe nicht zu, „daß die Gemeinsprache eine Fiktion wäre. Sie existiert; ohne sie wäre sprachliche Kommunikation nicht denkbar. Aber sie ist eine Abstraktion, wenn auch eine Abstraktion niederer Ordnung“ (1985, S. 48; [1.A. 1976, S. 163]). Aber schon aus der Beschäftigung mit den spezifischen Auffälligkeiten der Fachsprachen heraus wertet er dann später, daß „es keine allgemeinsprachliche Kommunikation gibt“ (1985, S. 127; [1.A. 1976, S. 263]) und es theoretisch wie praktisch „kaum möglich“ ist, die Zugehörigkeit von Sprachelementen zu einer vorangenen Gemeinsprachlichkeit zu bestimmen: „es [gibt] eigentlich keinen Platz mehr für gemeinsprachliche Kommunikationsakte“ (1985, S. 50; [1.A. 1976, S. 165]).²⁸ Als Konsequenz

²⁸ Die Aufhebung einer starren Gegenüberstellung von 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' findet sich programmatisch wiederholt, wenngleich nicht als Problem entwickelt oder mit Lösungsangebot, in These 15.1 der „Leipziger Thesen zur fachsprachlichen Forschung“ von 1977: Hoffmann 1988 [1977] ,

schlägt Hoffmann (1985, S. 51 f.; [1.A. 1976, S. 169]) vor, im übergeordneten Rahmen einer allumfassenden „Gesamtsprache“ eine „möglichst vollständige Einteilung der gesamten sprachlichen Kommunikation in eine bestimmte Anzahl von Kommunikationsbereichen mit ihren jeweiligen Subsprachen“ anzustreben.

2.2.2.2. Sicht auf Textsorten und Sprachverwendungs-Situationen: Kommunikative Reichweite von Fachsprache

Im Jahre 1978 habe ich mich dann selbst aus textlinguistischer und textpragmatischer Sicht kritisch gegen die Annahme einer Kategorie 'Gemeinsprache' gewandt.²⁹ Es wollte mir nicht einsichtig sein, woraus sich der immer wieder angenommene Primat der Gemeinsprache rechtfertigt, auf den hin die anderen Sprachvarietäten – hier die Fachsprachen – eingeschätzt und betrachtet werden: Als Gegenkategorie zu 'Fachsprachen' steht sie zu ihnen in einem völlig disproportionalen Verhältnis ('Eins' zu 'Vielfach und noch mehr'). Als eine Schnittmenge mit Merkmalen wie 'allgemein bekannt', 'alltäglich verwendet', 'hochfrequent', 'verständlich', 'Sprachbestand des Durchschnitts der Individuen einer Sprachgemeinschaft' (2.1.2.) müßte es eigentlich möglich sein, die Reichweite und die Inhalte – Quantität und Qualität also – der Gemeinsprache erfassen zu können. Aber genau dies läßt sich, wie aufgezeigt, weder im Sachlichen noch im Sprachlichen in der wünschenswerten Weise leisten. Da sind die Fachsprachen wesentlich präziser zu beschreiben und zu erfassen, was ihr Inventar, ihre sprachlichen Merkmale, ihre Funktion, ihren Bezug auf den außersprachlichen Referenten (als 'fachlich' eingestufte Objekte, Sachverhalte und Handlungszusammenhänge), ihre Verwender (Fachleute) betrifft. Es sind eben nicht die Grenzen der Gemeinsprache in einem Sprachmodell, die den Beginn der fachsprachlichen Zone bestimmen – ein solches Modell ist schon in seiner gestalterischen Anlage falsch bedacht. Denn es ist ein steriles Modell isoliert genommener Lexik, das die kommunikative Dimension außer acht läßt und somit die Reichweite des Sprechens „for special purposes“ (Kalverkämper 1978, S. 431) nicht sieht. Eingebrauchte Grauzonen, Übergangsgürtel, Austauschfelder sind für das Selbstverständnis solcher Modelle nur lästig, weil in der Abstraktheit des Modells vage und unscharf. Stattdessen – so war (und ist) das Votum aus textpragmatischer Sicht – sind die Unsicherheiten in der Zuweisung gemeinsprachlicher oder fachsprachlicher Qualität neu zu interpretieren, und zwar als kommunikative Chancen (Kalverkämper 1979, S.

S. 21.

²⁹ Kalverkämper 1978, 1979, 1980a.

65 f.): als Residuen im fachsprachlichen Kommunizieren (Kalverkämper 1982, S. 112-117), als Entscheidungen des (Fach-)Autors in Hinblick auf seinen Rezipienten ('Fachsprachen-Hermeneutik': Kalverkämper 1988). Nicht die Grenzen und die Übergänge – so die Schlußfolgerung daraus –, also nicht ausschließlich die Eigenständigkeiten von Fachsprachen und ihre Vermischung mit der angeblichen Gemeinsprache sind vorrangig weiterführende Ziele linguistischer Forschung, sondern die kommunikative Reichweite von Fachsprache, ihre Einbettung in Texte-in-Funktionen: Aus dieser Position heraus ergeben sich dann konsequent jene Fragen, die zeigen, wie brüchig die Gegenüberstellung von 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' ist und wie wenig die konzessionsbereite Annahme von Mischungen und Übergängen an Erklärungs- und Bestimmungswert bietet: Ist – zum Beispiel – das Wort *Hammer* gemeinsprachlich oder fachsprachlich? Oder das Wort – und es handelt sich ja in den bisherigen methodischen Zuweisungen stets um wortbezogene Entscheidungen – *Fünfcylinder*, *Satellitenübertragung*, *Sweat Shirt*? Oder ist – zum Beispiel – das Gespräch einer Hausfrau mit einer Nachbarin über die angemessene Wahl von Pflegemitteln für die Terrasse mit Marmorboden gemeinsprachlich? Oder fachsprachlich? Ist es fachlich (sachbezogen), aber nicht fachsprachlich? (Kalverkämper 1978, S. 425-427). – Oder, als weiteres Beispiel, sind Zweck- oder Gebrauchstexte wie Reiseprospekte, Nachrichtensendungen, Polizeiberichte, Reportagen, Spielanleitungen usw. fachsprachlich oder fachsprachlich-gemeinsprachlich vermischt oder gemeinsprachlich-fachsprachlich durchsetzt oder überhaupt nur gemeinsprachlich?³⁰ Gezielte Textanalysen³¹ in diesem Fragenkreis der Uneindeutigkeit von Zuweisungen als traditionellerweise 'gemeinsprachlich' oder 'fachsprachlich' haben es nahegelegt, neben der Konsequenz, daß man bei dem üblichen Gegensatzpaar auf die 'Gemeinsprache' verzichten sollte, jenen Versuch einer methodischen Umsetzung zu entwickeln, den ich im späteren vorstellen möchte (3.).

2.2.2.3. Sicht auf Varietäten: „Alltagssprache“

Zunächst aber sei noch der Überblick mit einem weiteren Befürworter einer „Abschaffung des Ausdrucks „Gemeinsprache“ als Teil eines komplementären Begriffspaares zur Beschreibung sprachlicher Systeme“ (Hartmann 1980, S. 32) abgeschlossen: Dietrich Hartmann (1980) setzt als Leitorientierung den 'Varietäten'-Begriff ein, der insbesondere

³⁰ Kalverkämper 1978, S. 438-442; 1979, S. 67 f.; 1980a, S. 13-16; 1982; 1983, S. 142-157.

³¹ Kalverkämper 1982, 1987, 1988a, 1990.

die mitschwingende Auffassung vom Sprachsystem als einem homogenen Ganzen³² unterlaufen soll. Danach unterscheidet er die schriftlichen und mündlichen Varietäten der Gesamtsprache nach fachsprachlichen und nach Alltagssprachlichen³³ Varietäten (1980, S. 34). Der Begriff 'Gemeinsprache' ist somit verschwunden, und die neue Kategorie – situationsspezifisch-alltagssprachlich – findet ihren Stellenwert innerhalb eines sprachtheoretischen Rahmens. Es ist selbstverständlich, daß die Kategorie der Varietäten – neben den situationsspezifischen noch die sozialen und (bei den mündlichen) die regionalen Varietäten – enge Kontaktnahmen und Interferenzen untereinander nahelegt. Deshalb sind für einen solchen Ansatz gerade die Einflüsse – fachsprachliche auf alltagssprachliche – von besonderem Interesse. Vor dem Hintergrund eines allgemein noch dürftigen Forschungszugriffs und einer bislang nur sehr schmal erarbeiteten Erkenntnislage setzt sich Hartmann (1980, S. 37-42) für verstärkte empirische Untersuchungen und vorrangige methodische Zielsetzungen ein.³⁴

³² So zum Beispiel bei Drozd/Seibicke 1973, S. 86. Allerdings hat es bei der anstehenden Problematik – Gemeinsprache gegenüber Fachsprachen – ein solches Homogenitätsprinzip für die textpragmatische Sichtweise schon *per definitionem* nicht gegeben: Eindeutig Kalverkämper 1982, S. 105-109, Hess-Lüttich 1987, S. 177-201.

³³ Mit der Ersetzung von 'gemein-' durch 'alltags-' ist zunächst einmal nicht viel gewonnen; die bekannten außersprachlichen Schwierigkeiten werden durch neue ersetzt: siehe 1.1.

³⁴ Der breite Aufgabenkatalog programmatischer Arbeitsperspektiven für die Fachsprachen-Forschung, den Hartmann in seiner Einschätzung zusammenstellt, steht nicht im Einklang mit jener Einschätzung Lothar Hoffmanns (1988 [1982], S. 34), nach der bis zum Ende der achtziger Jahre alle prinzipiellen Fragen der Fachsprachen-Forschung angesprochen und im wesentlichen geklärt sein sollen. Auch nach meiner Meinung gibt es noch zu viele Aporien, intuitive Entscheidungen und methodologische Probleme – von denen eines der wichtigsten und grundlegenden der vorliegende Beitrag behandelt –, um sich aus linguistischer Sicht bereits zufriedengeben zu wollen. Diese Sichtweise findet auch darin ihre pragmatische Bestätigung, daß in der längeren letzten Zeit neue Aufgabenbereiche auf die Fachsprachen-Forschung zugekommen sind; ich denke an die neue semiotische Ausrichtung einer „Fachsprachen-Onomastik“, wie sie, im Rahmen der Leipziger Schule, von Rosemarie Gläser und Mitarbeitern betrieben wird (zum Beispiel Gläser 1986); ich denke an Weiterentwicklungen im Rahmen der Terminologiearbeit, die auf neue Herausforderungen von Gesellschaft und Technologie reagieren (Überblick zum Beispiel bei Felber/Budin 1989); ich denke weiterhin an Bemühungen, die kognitiven Prozesse zu erarbeiten, wie sie sich bei der intensiven Einbindung von Sachgebieten in die verschiedenen Gruppen der Fachleute und Sachwissenschaftler ergeben und bestimmend auf Sprechen und Handeln einwirken; ich denke ferner an jene Ansprüche, die von außen an die Fachsprachen-Forschung und ihre Erkenntnisse gestellt werden, so bei der Technology Assessment-Forschung (Technikfolgen-Abschätzung), so bei dem gesellschaftlich sehr relevanten Problemkreis um 'Verständlich-

3. Integration in einer Skala der 'Fachsprachlichkeits'-Merkmale

3.1. Chancen und Perspektiven

3.1.1. Traditionelle Methode: Sammeln und Zuweisen

Was die Handbücher, Sprachgeschichten, Wörterbücher und Grammatiken zum Verhältnis von 'Gemeinsprache' und Fachsprachen bieten, gleicht bislang – gerade auch wegen der sprachtheoretisch noch unbefriedigenden Methodik und der analysepraktisch noch bescheidenen empirischen Grundlagen – mehr oder weniger umfangreichen Mustersammlungen, Wöterauflistungen und Zusammenstellungen von (meist lexikalischen) Beispielen. Dies sei mit allem Respekt festgestellt; denn es bedarf zu solchen linguistischen Kärnerarbeiten geduldigen Beobachtens und Zusammentragens durchaus jener ausgeprägter Tugenden, die Harald Weinrich (1976, S. 347) bei den Sammlern und Ordnenen ausmachte.

Allerdings, so meine ich, kann es nicht wissenschaftlich zufriedenstellen, allein festzuhalten, daß es Fachgebiete gibt, „von deren Handeln heutzutage fast jeder, unmittelbar oder mittelbar, betroffen ist (z.B. Verkehrstechnik, Haushaltsgerätetechnik, Postwesen, Bankwesen, Steuerwesen, Medizin, Datenverarbeitungstechnik) oder für deren Handeln ein breites Interesse besteht (zum Beispiel Sport, Fotografie, Fernsehen, Touristik) bzw. ein starkes Interesse beansprucht wird (zum Beispiel Raumfahrt, Kerntechnik, Informatik, Videotechnik)“ (Möhn/Pelka 1984, S. 142); wozu dann Beispiele als mehr oder weniger reichhaltige, prinzipiell offene Aufzählungen von isolierten Wörtern geboten werden.

Neben solchen sachlich-fachlich bedingten Anreicherungen der 'Gemeinsprache' werden auch die Metaphorisierungen von Fachwörtern im gemeinsprachlichen Gebrauch der privaten und öffentlichen Alltagskommunikation angeführt und dann mit umfangreichen Korpora nach den bildspendenden Fachgebieten abgesteckt: das sind heutzutage besonders die Fächer 'Technik', 'Naturwissenschaften', 'Wirtschaft(swissenschaften)', 'Sport' und 'Militär'.

keit' und die damit verbundenen Gesichtspunkte von Verständnis (Bildung, Allgemeinbildung) und Verständigung (soziale Interkommunikation) (Kalverkämper 1988b), so auch bei der Sprachvermittlung in allen Perspektiven – gerade in letzter Zeit mit wachsendem Interesse bei 'Deutsch als Fremdsprache' –, wo die Fach- und Wissenschaftssprachen wegen des neuen Kommunikationsbedarfs immer stärker in das Interesse der Didaktik und Methodik und Sprachenpolitik rücken.

3.1.2. Ausweg: Skala der 'Fachsprachlichkeits'-Merkmale

Doch so sehr man im einzelnen Forschungsbeitrag einer derartigen Methodik zu folgen bereit sein mag, sollte man doch prinzipiell kritisch bedenken: Wen der Einfluß der Fachsprachen auf die sogenannte 'Gemeinsprache' interessiert – und dies ist, wie Weinrich (1976b, S. 368) sagt, „ein zentrales Problem unserer Gesellschaft“ –, kann sich nicht damit zufriedengeben, Wörter zu sammeln und Fächer im Konsumalltag zu orten. Schon die verbreitete Weise, solche Entwicklungen zu beschreiben, verstellt den Blick auf die eigentlichen Phänomene, die sich da vollziehen: Es trifft eben nicht zu, daß sich 'Fachwörter in die Gemeinsprache hineindrängen', daß sie 'hinüberwandern' und 'sich ansiedeln'.³⁵ Solche Anthropomorphismen sind typische Fälle von „Deagentivierung“, deren Wirken und Wirkung Peter von Polenz (1981) sprachkritisch untersucht hat. Sie täuschen eine Bewegung, eine Aktivität vor, die auf jene Aufzählungen von Wörtern abfärben soll, die der Lexikograph oder sprachbeschreibende Autor nur intuitiv erkundet, nur subjektiv als solche Wanderwörter eingeschätzt hat.³⁶

Sucht man aber nach dem eigentlichen 'Agens' solcher „Beeinflussungen“ oder „Wanderungen“, so findet sich der konkrete jeweilige Text, es finden sich die Kommunikationspartner, zwischen denen er ausgetauscht wird, es findet sich die umfassende Kommunikationssituation. Wenn wir tatsächlich den jeweiligen, den konkreten Sprachgebrauch berücksichtigen würden und methodisch beachteten und dazu die traditionelle Kategorie 'Gemeinsprache', wie vorgestellt (2.2.), als Gegenkategorie zu den Fachsprachen beiseite ließen, dann könnte sich die Parallelität zu jenen Überlegungen offenbaren, die ich bereits zu den außersprachlichen Kategorien 'Fachlichkeit' und 'Laienschaft' angestellt habe (1.3.): Dort war ja der Begriff des 'Laienhaften' mit guten Gründen in den des 'Fachlichen' überführt worden, und zwar als dessen (skalenartig gestuft-) merkmalsreduzierte Form.

Und nun auch hier, im Bereich des Sprachlichen, sollte man den komplementären Begriff zu 'Laienschaft' und 'Alltag', nämlich die 'Gemeinsprache', dementsprechend aufheben und ihn – ganz parallel zu den me-

³⁵ Cf. entsprechende Kritik in umfassenderem Zusammenhang bei Kalverkämper 1982, S. 115-117; 1983, S. 145-147. Cf. 3.2.2., Punkt 3.

³⁶ Bei dieser Sichtweise bleibt als eine Herausforderung die Frage, wieviel fachlichen Bezug denn ein Wort verloren haben muß, wieviel Fachsprachlichkeit es abgeben muß, um als 'gemeinsprachlich' gelten zu können; oder kann es sogar die Qualität der 'Gemeinsprachlichkeit' bei so viel vorhergegangenen 'Verlust' dann als einen 'Gewinn' verbuchen? Cf. 3.2.2., Punkt 3.

thodologischen Überlegungen zum Außersprachlichen ('Fach[lichkeit]') – in den Partnerbegriff, also die Fachsprachlichkeit, integrieren. Demnach wäre alles Kommunizieren über die Gegenstände, Sachverhalte und Handlungszusammenhänge – kurz: über „die Welt“ – als fachsprachlich anzusehen, und zwar ebenfalls in gestufter – hier nun: sprachlicher – Merkmalhaftigkeit. Streng fachliches Kommunizieren zwischen Fachleuten wäre somit äußerst merkmalarreich, ein Gespräch von Hausfrau zu Hausfrau über die angemessene Waschmitteldosierung oder eine Nachfrage und Antwort zum richtigen Zeitabstand beim Füttern von Jodperlen für den Wellensittich wären merkmalarm.

3.1.3. 'Fachsprachlichkeit' als Eigenschaft der Skala

3.1.3.1. 'Fachsprachlichkeit' als Orientierung

Die grundsätzliche Eigenschaft (*feature*, 1.4.) der Skala ist die 'Fachsprachlichkeit', wie sie sich in den einzelnen Texten der Lebenspraxis (zwischen „Alltag und Beruf“) verdeutlicht; und zwar in gestufter Weise zwischen den Polen '(extrem) merkmalarreich' und '(extrem) merkmalarm'.³⁷ Das *tertium comparationis* ist damit zugunsten der 'Fachsprachlichkeit' festgelegt; von ihr aus bestimmt sich jene Sprache-in-Texten, die bislang intuitiv als 'Gemeinsprache' eingeschätzt wurde, als (merkmal-)arm, als (merkmal-)reduziert, also als Verringerung derjenigen Merkmale, die in Fachsprachen reich, vielfältig, komplex, auffällig vorhanden sind. Die Perspektive bei der Besetzung der Skala mit Merkmalen verläuft, da es sich um (gestufte) Merkmale der 'Fachsprachlichkeit' handelt, somit in einer Richtung: von den Fachsprachen als Orientierungsbereich hin zu der sogenannten 'Gemeinsprache'. Diese Sichtweise rechtfertigt sich aus etlichen Gründen:

1. Zunächst – und schon argumentationsmächtig genug – sind die kulturgeschichtlichen Tatsachen ins Gedächtnis zu rufen (1.1., 1.3.1.): der sachbezogen-fachlich-berufliche Handlungsraum als primäre „Wirkwelt“ des intentional tätigen Menschen. Ihr Bild hat sich im Laufe der Kultur-, Sozial- und Bildungsgeschichte seit den Anfängen der Menschheit, dann, besser greifbar, seit Altertum und Mittelalter beständig gewandelt; eine noch im 17. Jahrhundert recht einheitliche Arbeitswelt hat sich inzwischen mit neuen oder veränderten Wissensgebieten, Arbeitsbereichen und Tätigkeitsfeldern zu einer arbeitsteiligen, hochspezialisierten,

³⁷ Eine sprachliche Qualität 'merkmallos' gibt es in Texten-in-Funktion genauso wenig, wie es die außersprachliche Qualität der 'Nicht-Fachlichkeit' in Situationen mit Bezug auf Gegenstände, Sachverhalte oder als Handlungszusammenhänge nicht gibt. (Bestes Beispiel ist hierzu der eingangs erwähnte 'Alltag': 1.1.).

„expertokratischen“ Lebensweise entwickelt. Das hat im 18. Jahrhundert dazu geführt, daß sich ein Begriff von 'Fach' herauskristallisiert, dem sich ein Begriff von 'Alltag' zugesellt, der sich allerdings – wie das Spektrum „alltäglicher“ Tätigkeiten der modernen Zeit belegt (1.1.) – entgegen den üblichen Einschätzungen durchaus nicht als 'unfachlich' konturiert.

2. In diesem Sinne ist zudem daran zu erinnern, daß das Laie-Sein ebenfalls aus der Sicht des Fachmanns begrifflich erfaßt wird (1.3.2.), nämlich *per negationem* ('Nicht-Fachmann') und eben nicht eigenwertig positiv. In Situationen, in denen das Wissensgefälle – auch dieser Begriff ist negativ-perspektivisch vom Fachwissen aus besetzt – typisch ist, nämlich in Lernsituationen, zeigt sich, „daß dem kleinen Kind die Sprache der Erwachsenen als eine Fachsprache entgegentritt“ (Weinrich 1976d, S. 110); Weinrich folgert daraus, „daß alle Lernprozesse“ – und was könnte oder sollte nicht hierunter fallen, wo doch, wie gesehen (1.1.), selbst der Alltag sich als ein solcher entpuppt hat – „über die Aneignung einer Fachsprache laufen“ (loc.cit.).

3. Als eine ausgreifende Sichtweise ist begrifflich und terminologisch nur die eine Richtung 'von dem Fach aus hin zur Allgemeinheit', 'von der Fachsprache aus hin zur sogenannten Gemeinsprache' erfaßt: nämlich als 'fach-extern', als 'popularisieren' (lat. *populum!*), 'vulgarisieren' (lat. *vulgus!*), 'laisieren'. Für die Gegenrichtung gibt es nicht derartige kompakte Begriffe.

4. Hiermit zusammenhängend verstehen sich auch die Ansprüche der gesellschaftlichen Gruppen untereinander in einseitiger Richtung: von den Kenntnisreichen, den Fachleuten, Experten, Spezialisten hin zu den Kenntnisarmen, den Uneingeweihten. Der hierbei verwendete Begriff 'Transfer' trifft genau diese Richtung der Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten; der vergleichbare Begriff vom 'Wissensgefälle', dem kein komplementärer für die andere Richtung gegenübersteht (s. Punkt 2.), läßt ebenfalls keinen Zweifel offen, daß es die Fachleute sind, die auf der exponierten, der „reichen“ Stelle angesiedelt sind, von der aus alles andere tiefer, arm, 'außerhalb', 'vor dem Eingeweihten' liegend – 'profan' im angesprochenen Sinn (1.3.2.) – erscheint. Aus der Sorge um eine funktionierende demokratische Gesellschaft heraus, in der 'Wissen' eine sozial kontrollierte Macht bleiben muß und das Verständnis der (fachlichen) Sache durch eine Verständlichkeit der Sprache gewährleistet ist, hat sich seit Mitte der siebziger Jahre die griffige Formel von der „Bringschuld“ etabliert. Auch hierbei ist die einseitig gerichtete Aktivität, die Handlungsinitiative, die Macht des Auswählens deutlich mitgemeint: Die Fachleute sollen sich, in sozialer Verantwortung und in wissenschaftsethisch begründetem Anspruch an sich selbst, dem interessierten,

engagierten Laienpublikum, dem mündigen und aufgeweckten Bürger gegenüber öffnen. Hierzu hat sich dann etliche Zeit später ein Gegenbegriff tatsächlich eingestellt: nämlich die „Holschuld“, die diese fachinteressierte Öffentlichkeit ihrerseits bei den kooperationsbereiten Fachleuten – insbesondere den Fachwissenschaftlern – einlösen muß. Aus dem einseitigen 'Gefälle' mit Orientierung am Fachmann könnte sich somit ein gesellschaftlicher Dialog unter Partnern entwickeln.³⁸

5. Für die merkmalorientierte Skala das Maß an der Fachsprachlichkeit – und eben nicht an der sogenannten 'Gemeinsprache' – zu orientieren, rechtfertigt sich auch aus der inzwischen anerkannten sprachsystematischen Tatsache, daß die Fachsprachen und die sogenannte 'Gemeinsprache' nicht, wie ehemals angenommen, eigenständige Charakteristika aufweisen, vielmehr die Fachsprachen ihre Mittel durch Abwahl, durch Selektion aus dem „Gesamtbestand der Sprache“ (Hoffmann 1985, S. 47) gewinnen und für ihre speziellen Zwecke in besonderer Weise bereithalten und einsetzen. Diese Sprachmittel in ihrer textgebundenen Gemeinschaft signalisieren 'Fachsprachlichkeit', sie markieren die fachbezogene Funktion des Textes und der Kommunikationssituation, sie bestimmen mit ihrem gestuften Merkmalreichtum die Einschätzung des Textes als (mehr oder weniger) Fachtext.³⁹ Daraus rechtfertigt sich dann auch die Beobachtung, daß „sich das Inventar einer Fachsprache dank der Begrenzung ihres Wirkungsbereiches leichter vollständig erfassen läßt“ – es ist eben markierter⁴⁰ und somit auffällig – als das der sogenannten 'Gemeinsprache', bei der ja „nicht eindeutig feststeht, in welchen kommunikativen Bereichen oder Situationen davon Gebrauch gemacht wird“

³⁸ Zu diesem Umkreis Kalverkämper/Weinrich 1986: insbes. S. 163-168, Kalverkämper 1988b.

³⁹ Recht augenfällig werden solche Merkmale dann, wenn sie als Mittel der Parodie eingesetzt werden: Eine besondere Tradition der Text-Variation hat das Märchen vom Rotkäppchen (Ritz 1986): Rotkäppchen „auf Mathematisch“, „auf Theologisch“, „auf Linguistisch“, „aus der Sicht eines Chemikers“, „auf Amtsdeutsch“; zu letzterem eine Kostprobe von Thaddäus Troll: „Im Kinderanfall unserer Stadtgemeinde ist eine hierorts wohnhafte, noch unbeschulte Minderjährige aktenkundig, welche durch ihre unübliche Kopfbedeckung gewohnheitsrechtlich Rotkäppchen genannt zu werden pflegt. Der Mutter besagter R. wurde seitens ihrer Mutter ein Schreiben zustellig gemacht, in welchem dieselbe Mitteilung ihrer Krankheit und Pflegebedürftigkeit machte, worauf die Mutter der R. dieser die Auflage machte, der Großmutter eine Sendung von Nahrungs- und Genußmitteln zu Genesungszwecken zuzustellen. [...]“ (loc.cit., S. 106).

⁴⁰ Und diese Markiertheit bezieht sich auf pragmatisch-sachliche, soziologische, situative, sprachliche und textsortenspezifische Merkmale.

(Hoffmann 1985, S. 52).⁴¹

6. Und noch ein weiteres gewichtiges, ein textuelles Argument soll es rechtfertigen, daß als Maßstab für eine integrierende Skala die (gestufte) Fachsprachlichkeit gewählt wird: nämlich das der Vielfalt an fachlichen (besser: fachsprachlichen) Textsorten (Gattungen). Man sollte sich die Frage beantworten, welche Textsorten im Konsens als tatsächlich sogenannte 'gemeinsprachliche' gelten können. Aufgezählt werden – so bei einer Straßenbefragung und bei einer Fragebogenaktion⁴² – 'Alltagsgespräch', 'Reden in der Familie', 'Unterhaltung', 'Plauderei', 'Schwätzchen', 'Gequatsche'; nur sind diese Textvorkommen nicht Angehörige von Textsorten, sondern sie sind Kommunikationsarten.⁴³ Sie lassen sich nämlich nicht mit den fünf textexternen Faktoren vollständig erfassen, die zur Konstituierung von 'Textsorten' – neben einer Hierarchie textinterner Faktoren – vonnöten sind:⁴⁴ 'Sprachliche Grundfunktion' (Ausdruck, Darstellung, Appell), 'Typ von Kommunikationsprozeß' (alltäglich, öffentlich/rechtlich, wissenschaftlich, literarisch), 'Bereich der Gegenstände und Sachverhalte' (Raum- und Zeitbezug), 'Gemeinsame Kommunikationssituation zwischen Sprecher und Hörer' (vorhanden, teilweise vorhanden, verschieden), 'Kommunikationsrichtung' (Monolog, Dialog). Dementsprechend läßt sich auch die „kommunikative

⁴¹ In diesem Sinne auch Weinrich (1976c, S. 36) im Umkreis der Austinschen Sprechakththeorie: „Wenn [...] wohl für immer unklar bleiben wird, wo in der Gemeinsprache die Grenzen des Versprechens liegen, so ist doch in der Sprache des Rechts immer schon festgelegt, was ein Heiratsversprechen ist und was nicht. Auch bei der Taufzeremonie, um auf Austins Leitbeispiel zurückzukommen, ist durch das Kanonische Recht genau bestimmt, welche Formen ein Taufgelöbniß haben muß, um gültig zu sein. Die im Bürgerlichen oder Kanonischen Recht fixierten Gültigkeitsregeln geben dem Sprechakt des Versprechens jene scharfen Konturen, die er in der Umgangssprache eben nicht hat.“

⁴² Siehe Anmerkung 7.

⁴³ Wie „Telekommunikation, Rundfunksendung, Buch, Zeitungsartikel“ (Gülich/Raible 1975, S. 155). – Oder die Ausprägungen von phatischer Kommunikation – homileische Diskurse, Small talk – im Hausflur, über den Gartenzaun hinweg, im Omnibus usw., die die (durchaus wichtige) Funktion haben, soziale Kontakte sprachlich zu ermöglichen und aufrecht zu erhalten.

⁴⁴ Cf. Gülich/Raible (1975, S. 145): „Textvorkommen, die intuitiv als Manifestationen bestimmter Textsorten angesehen werden, die aber nicht durch alle Gruppen, sondern nur durch eine Teilmenge der Gruppen textexterner Merkmale zu beschreiben sind, sind keine Manifestationen von Textsorten, sondern Kommunikationsarten.“

Von den ersten drei Merkmalgruppen sind sie bei zweien nicht spezifizierbar (loc.cit., S. 155): bei „sprachliche Grundfunktion“ und bei „Bereich der Gegenstände und Sachverhalte“.

Funktion"⁴⁵ sogenannter 'gemeinsprachlicher' „alltäglicher“ Textvorkommen nicht festlegen. Und überhaupt konvergieren die fünf semiotischen Qualitäten, die für Textsorten bzw. (literarische) Gattungen gelten,⁴⁶ nicht im Lebensraum des Alltags, nicht im Kommunikationsumfeld der sogenannten 'Gemeinsprache': Wie gerade über die textexternen Faktoren gesehen, leistet es die (a) „Kommunikationssituation“ nicht, eine gemeinsprachliche Textsorte zu „determinieren“; und es gibt keine (rhetorische, sprachnormierende, formale) „Konvention“ (b) des Vertextens; über den (c) „Komplexitätsgrad“ läßt sich wegen fehlender Rahmenvorgaben nichts aussagen; eine (d) „Abgeschlossenheit“ läßt sich mangels Begrenzungskriterien und hierarchischer Ordnungen nicht feststellen; die Interpretation der sogenannten 'alltäglichen Kommunikation' in der sogenannten 'Gemeinsprache' ist, da es keine vorsteuernde Rezeptions- (und Produktions-) Richtlinien gibt, durchaus nicht einer (e) „Einschränkung“ unterworfen.

Ganz anders dagegen im fachlichen Handeln und fachsprachlichen Kommunizieren: Hier gilt, daß es „zur Klärung der Textsortenproblematik kein günstigeres Terrain als das der Fachsprachen“ gibt (Hoffmann 1988 [1982], S. 26). Ihr Reichtum an unterschiedlichsten Zweck- oder Gebrauchs- oder expositorischen Texten ist außerordentlich; in ihnen offenbart sich die eng ineinander greifende Beziehung von Handeln und Sprechen, von Sprache-in-Funktion, oder noch spezieller: von Fachsprache (oder Fachtexten)-in-Funktion: Anleitung, Gutachten, Lehrbuch, Protokoll, Rezension, Kommentar, Zeugnis, Rundschreiben, Bewerbung, Reklamation, Urteil, Vertrag, Anordnung, Gebrauchsanweisung, Handbuch, Lohnzettel, Fertigungsvorschrift, Stellenausschreibung, Rezept, Patentschrift, Schadensmeldung, Nachrichten, Wetterbericht, usw.⁴⁷

Vor diesem Hintergrund wird es nicht verwundern, daß die fachsprachlichen Texte, eben nicht die – sollte man eine solche Kategorie überhaupt annehmen – 'gemeinsprachlichen' Texte und ebenso auch nicht die literarischen Texte, ein bestimmender Faktor in der Sprach- und Textgeschichte sind: „Das Fachschrifttum war das weitaus meistverbreitete und das heißt meistgelesene Schrifttum in jenen Jahrhunderten,

⁴⁵ Cf. Gülich/Raible (1975, S. 146, 155 [Zitat]): „Die Spezifizierung eines Textvorkommens nach allen fünf Gruppen textexterner Merkmale ergibt die sogenannte „kommunikative Funktion“ des Textvorkommens.“

⁴⁶ Ich orientiere mich mit den fünf Punkten (a) bis (e) an Raible 1980, S. 324-338.

⁴⁷ Cf. zum Beispiel Fluck 1985, S. 207-214, Gläser 1979, S. 83-178, Möhn/Pelka 1984, S. 71-128.

als die Schriftsprache entstand" (Eis 1967, S. 55) und übte wegen des wesentlich breiteren Lesepublikums aller „Stände vom Kaiserhof bis zur Schäferhütte" (loc.cit.) – Rezipienten der höfischen Dichtung waren ja auf den Adelsstand beschränkt – eine machtvolle Wirkung aus. Es dürfte sich somit auch aus der Perspektive der Textetradition rechtfertigen, die Fachsprachlichkeit als jenes Maß zu wählen, das die gestufte Skala, die die Gegensatzpole 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' integrativ auflösen soll, bestimmt.

3.1.3.2. Die gleitende Skala

Die Vorstellung von einer gleitenden Skala soll also die traditionelle Meinung von den Antipoden ablösen. Auch verkappte Dichotomien gehören dann nicht hierhin: so die Lösung von Heller (1970) oder von Drozd/Seibicke (1973, S. 82 f.), einfach die theoretischen Aporien und die auch im Praktischen nicht lösbaren Schwierigkeiten dadurch umgehen zu wollen, daß – betrachtend von den recht gut zu sichernden Fachsprachen (3.1.3.1., Punkt 5.) aus – der Rest als „Nichtfachsprache" gilt. Damit ist ja, bis auf eine terminologische Stringenz hin zu 'positiv fachsprachlich' und 'negativ fachsprachlich', kaum etwas gewonnen. Auch der Ersatz von 'gemeinsprachlich' durch 'alltagssprachlich' (Hartmann 1980) bringt kaum Vorteile (2.2.2.3.). Die störende Gegensatz-Relation bleibt bestehen.

Schon ein aufmerksames Betrachten der sogenannten Alltagskommunikation (zum Beispiel Hannappel/Melenk 1984) bestätigt, daß es angemessener ist, ein skalar sich verschiebendes Anreichern oder Abnehmen von Merkmalen der Fachsprachlichkeit festzustellen, wenn über Objekte, Sachverhalte und Handlungszusammenhänge gesprochen wird, also wenn die Kommunikation referentiell gewichtet ist.⁴⁸

⁴⁸ Das ist auch die traditionelle „Domäne", wenn das übliche Paar 'Gemeinsprache' gegenüber 'Fachsprachen' bemüht wird. – Mit dem Hinweis auf die referentielle Funktion (Symbolfunktion) ist also nicht vergessen oder gar bestritten, daß in der Kommunikation auch andere Funktionen – die expressive (Symptom) und die appellative (Signal), wenn man Karl Bühler folgt (1965, S. 24-33) – verwirklicht werden; die 'Sprache der Liebenden', das 'Gespräch mit der Telefonseelsorge', das 'Betteln um ein bestimmtes Geburtstagsgeschenk' – sie sind nur verschwindend gering referentiell gerichtet und gehören nicht in jenen Spannungsbereich zwischen – traditionell gesprochen – Gemein- und Fachsprache. Daß es auch hierbei Übergänge gibt, mag sich gerade an jenen expressiven und appellativen Kommunikationssituationen zeigen, auf die die Gesellschaft oder bestimmte Gruppen mit organisierendem Zugriff, mit Konventionen und Normvorgaben Einfluß ausüben: So zum Beispiel bei der 'Sprache des Gebets', 'Sprache der Kondolenz', das 'Sich Entschuldigen' und andere. – Cf. auch Steger (1988) zur Komplexität der „Binnengliederung" von Sprachsystemen – aus der ich also,

Von der einfachen, fachsprachlich extrem merkmalarmen Frage *Welche Kamera haben Sie da?* kann sich da ein Gespräch über Spiegelreflex und Filmqualitäten bis hin zur Optik entwickeln; von der Aussage *Das Weißbrot schmeckt hier nicht.* kommt man über die Brotsorten zur Backkultur bis hin zu Ernährungsgewohnheiten und ihre physiologisch-medizinische Einschätzung; der erstaunte Ausruf *Sie lesen ja Umberto Eco!* ist geradezu angelegt auf ein Weiterspinnen des Fadens in die fachliche Dichtigkeit der Literaturkritik und die Diskussion der neueren literarischen Strömungen; das Bedauern über eine Daumenverletzung kann das Gespräch auf das Thema Gesundheit allgemein bringen und es weiter mit dem Sprechen über die medizinische Versorgung bis hin zur Forschung anreichern; ein Sprung im Geschirr mag Anlaß dazu sein, sich über Vor- und Nachteile von Porzellan gegenüber Steingut auszutauschen und im Gespräch über die qualitativen Vorzüge und formgebenden Besonderheiten verschiedener Porzellanmanufakturen noch fachlicher zu werden bis hin zur Mikrowellentauglichkeit. Die Hausrenovierung, der Heizöleinkauf, das „sachgemäße“, „fachgerechte“ Prüfen von Kiwi-Früchten im Obstladen – sie sind wie jede andere Situation Anlaß dazu, die begleitende Kommunikation fachsprachlich zu verdichten. Es hängt an den Möglichkeiten und den Interessenlagen der Kommunikationspartner in ihrer Situation, wo dieser Prozeß jeweils endet. Daraus läßt sich die Einsicht ableiten, daß sich die referentielle Kommunikation zwischen fachsprachlich (extrem) merkmalararm über fachsprachlich merkmalangereichert zu fachsprachlich (extrem) merkmalarreich verdichtet, und – in anderer Richtung – sie sich auflockert. Ein skalares Gleiten ist somit die angemessene modellhafte Vorstellung. Sie ermöglicht es dann auch, Beanstandungen zu relativieren, die sich auf möglicherweise nicht stimmige Zuweisungen von Wörtern oder syntaktischen Strukturen zu 'gemeinsprachlich' oder zu 'fachsprachlich' beziehen: Denn vielfach – ich zitiere trotz der Anthropomorphismen (3.1.2.) – „ist es ohne weiteres nicht ersichtlich, ob ein sprachliches Element aus der Fachsprache in die Alltagssprache oder von dort in die Fachsprache bzw. mehrere Fachsprachen gewechselt ist“ (Hartmann 1980, S. 46, Anm. 26). So sieht von Hahn (1981, S. 4) den „Verdacht verstärkt, daß die Grammatikographie lange Zeit, durch nicht ausdrücklich oder nicht genau genug vorgenommene Korpusdefinitionen, eine ganze Zahl fachsprachlicher Strukturen (etwa Funktionsverbgefüge) fälschlich als gemeinsprachlich ausgewiesen hat“.⁴⁹

nochmals betont, nur die Ordnungsbegriffe 'Gemeinsprache' und 'Fachsprachen' beachte und als Erscheinungsformen integrativ in Beziehung setze, andere mögliche also außer acht lasse.

⁴⁹ Ähnlich skeptisch in von Hahn 1983, S. 111 f.

Korpora und empirische Analysen (2.2.2.) – diese dürften in der Tat der geeignete Schlüssel sein,⁵⁰ um Zugang zu einer nicht-polarisierten Auffassung zu erlangen. „Alle fruchtlosen Bemühungen festzustellen, welche Mittel für die Fachsprachen allein charakteristisch sind und welche sie der Gemeinsprache entlehnen, hätten ein Ende“ (Hoffmann 1985, S. 49). Die Lösung sehe ich darin, eine skalar geordnete 'Fachsprachlichkeit' von referentiellen Texten-in-Funktion anzunehmen (2.2.2.2.). Dies würde helfen, den bislang noch recht starren Blick auf das Sprachsystem und seine innere Organisation (2.1.2.) zu lösen; bereichernd sollte sich dies für Analysen im Bereich der Sprachverwendung auswirken, wie es ja schon aus textpragmatischer Sicht gefordert wurde und für die Fachsprachen-Forschung umgesetzt worden ist.⁵¹

3.2. Instrumente und Methode

3.2.1. Merkmale der Fachsprachlichkeit:

Vom Wort zum Text-in-Funktion

Die bisherige Wissenschaftsgeschichte der Fachsprachen-Forschung umfaßt inzwischen – rechnet man ziemlich eigenständig gebliebene Versuche als „Wirtschaftslinguistik“ in den dreißiger Jahren (zum Beispiel Ewald E.J. Messing) nicht hinzu – etwa zwanzig, fünfundzwanzig Jahre. Sie sind von Anfang an geprägt von dem Bestreben, die Charakteristika der Fachsprachen zu erkennen: Zunächst auf der Ebene der Lexeme (Termini), dann der Syntax, später – Ende der siebziger Jahre – auf der Ebene der Texte, und inzwischen, mit den achtziger Jahren, in der Komplexität der fachsprachlichen Kommunikation überhaupt (Fachtext-in-Funktion, Kommunikationsverfahren). Methodisch sind dazu verschiedene Ansätze entwickelt und Modelle erstellt worden: funktionalstilistische, statistische, normende, strukturalistische, textpragmatische Wege werden in-

⁵⁰ Ich habe dies in meinen Arbeiten zur Fachsprachen-Forschung stets gefordert (und an konkreten Textanalysen vorgeführt): speziell in Kalverkämper 1980a, 1982, 1983, 1987. Eine pauschale Meinung, wie sie von Hahn (1983, S. 3, 119 f.) vorträgt, es gebe lediglich ein „Forschungs-Fordern“, nicht ein „Forschung-Machen“ in der Fachsprachen-Literatur, erst recht, was die Textstrukturen betreffe (S. 119 f.), läßt sich mit einer tieferen Kenntnis der tatsächlichen Forschungssituation – auch zu jener Zeit! – als ungerechtfertigt widerlegen.

⁵¹ Kalverkämper 1983 mit „Fach-Text-in-Funktion“, Herausarbeiten der Vernetzung in Relationen, Bestimmen von Fachtext-Linguistik als „sortenbezogene Sprachverwendungs-Linguistik“. Hoffmann (1988 [1985]) stellt konsequent die Fachsprachen-Forschung in den wissenschaftssystematischen Rahmen der Angewandten Sprachwissenschaft.

zwischen angeboten. Was sie an Erkenntnissen erbracht haben, mag im einzelnen nicht immer 'typisch' oder 'eindeutig' oder 'sicher' fachsprachlich sein; Gründe wie Schwächen in der Methodik, ihren Prämissen, Inkonsistenzen bei der Analyse, Fehlen einer empirischen Basis oder Schmalheit des Korpus mögen durchaus Unsicherheiten oder Ungenauigkeiten geschaffen haben. Aber gemeinschaftlich genommen liegt dennoch ein umfangreiches und in sich komplexes Arsenal an Ergebnissen zur Spezifik von Fachsprachen vor, das inzwischen über alle Ebenen der Sprachbeschreibung – von den Graphemen und Phonemen über die Lexik und Syntax zum Text und der Kommunikationssituation – reicht. Ich darf hier diese Merkmale der Fachsprachlichkeit als inzwischen breitest bekannt voraussetzen, zumal sie sich in den einschlägigen Handbüchern und Überblicksbeiträgen der Fachsprachen-Forschung zusammengestellt finden. Schlaglichtartig und um die Vielfalt und Signalkraft der Merkmale anzudeuten, seien hier nur einige Auffälligkeiten angeführt.⁵²

- Terminologisierung, Internationalismen
- Komposition, Derivation
- Kasus-Vitalität (Genitiv in den deutschen Wissenschaftssprachen!)
- Funktionsverbgefüge
- Passiv-Bevorzugung
- Partizip, Infinitiv, Gerundiv
- Tempus-Dominanz (Präsens)
- Personen-Wahl (3. Person)
- Relationsadjektive
- Nominalisierung
- Deagentivierung
- Thema-Rhema-Verteilungen
- Entropie
- Textbaupläne (Makrostrukturen)
- Textstrukturen, Textkohärenzen, Textgliederungen (Teilganze, Hierarchien, Einbettungstiefen)
- Textsorten-Spektrum
- Situationsbindungen (Textpragmatik)
- Meta-Informationen (Reflexivität)
- Text-Bild-Relationen.

Im Bereich des Wortschatzes ist die fachsprachliche Verdichtung durch Anreicherung entsprechender (lexikalisch-) fachsprachlicher Merkmale

⁵² Ich beschränke mich, um keinen bibliographischen Apparat aufzubauen, auf orientierende Werke: Drozd/Seibicke 1979, Felber/Budin 1989, Fluck 1985, bes. S. 47-59, Gläser 1979, von Hahn 1983, S. 83-126, Hoffmann 1985, Kalverkämper 1983.

gerade mit kontrastiven Arbeiten – die noch von einer Dualität 'Gemeinsprache' versus 'Fachsprache' ausgehen – herausgefiltert worden.⁵³ Die dabei gewonnenen Erkenntnisse legen es allerdings geradezu nahe, eher an eine skalenartige Organisation von fach(sprach)lichen Merkmalen zu denken, als zwei Erscheinungsweisen – wie dort noch als 'gemeinsprachlich' und 'fachsprachlich' (geographisch, technisch, u.a.) – zu verabsolutieren. Denn ohne die Kontexte, in die derartige Wörter eingebettet sind, verbleiben die Zuweisungen im Bereich der Intuition, des Evidenz-Angebots (2.2.2.2.; 3.1.2.). So erkennt Große (1979), der ausgeht vom Modell „der Bildung neuer Fachsprachen, die sich satellitenartig um das Corpus der Gemeinsprache ansiedeln“ (S. 209), daß für das einzelne Wort „die Zuordnung zu einer Fachsprache schwer[fällt]“: „Soll man ein Wort wie *Krise* der Philosophie, der Medizin, der Politik oder der Wirtschaft zuordnen; wohin gehört *Formel*: zur Mathematik oder zur Chemie? Oder sind beide Wörter überhaupt nicht den fachsprachlichen Lexika zuzuordnen?“ (S. 213). Genau dies sind die Fragen, die das methodologische Dilemma aufzeigen (2.2.2.2.): die „Abgrenzungsschwierigkeiten, die jedem begegnen, der versucht, zwischen Fach- und Gemeinsprache zu unterscheiden“ (Große 1979, S. 213). Der methodisch allein geeignete Raum für derartige Untersuchungen, die ja auch von Tragweite für die Lexikographie⁵⁴ und für die Sprachdidaktik,⁵⁵ also für Ziele der Angewandten Linguistik, sind, können nur die Texte und ihre Kommunikationssituationen sein. Nur in Texten-in-Funktion zeigen sich die Merkmale der Fachsprachlichkeit,⁵⁶ und zwar in ihrer jeweils gestuft vorkommenden

⁵³ Ich denke zum Beispiel an Ischreyt (1965, spez. S. 231-253): „Genormte Terminologie in der Gemeinsprache“; oder an die eindrucksvolle Studie von Hard (1970), die bislang keine vergleichbaren Fortsetzer gefunden hat (was wohl nicht zuletzt daran liegt, daß die hohe Zeit onomasiologischer und begriffsgeschichtlicher Fragestellungen – die ausgehenden fünfziger und sechziger Jahre – erst einmal verblaßt ist). Als interessante Themen böten sich hierzu auch aktuelle Leitbegriffe wie 'Fach', 'Beruf', 'Prestige', 'Arbeit', 'Bildung', 'Kultur', 'Freizeit', 'Alltag' und andere an (nicht ganz in diesem Sinne des Oszillierens zwischen 'gemein-' und 'fachsprachlich' cf. aber zum Beispiel: Europäische Schlüsselwörter 1964-1967).

⁵⁴ Als Hinweis hier nur Mentrup 1978a und Wiegand 1988.

⁵⁵ Als Hinweis nur Wimmer 1979, Hoffmann 1988: Kap. IV. – Das Gesagte gilt auch für den Aspekt 'Deutsch als Fremdsprache', der sich immer stärker zu 'Fachdeutsch als Fremdsprache' differenziert; die DaF-Lehrwerke müssen auf den inzwischen drängend spürbaren Bedarf reagieren, wohlweislich erkennend, daß Fachsprachen „eine der wichtigsten Erscheinungsformen der deutschen Sprache unter dem Gesichtspunkt des Unterrichts sind“ (Ickler 1984, S. 28); cf. auch Beier/Möhn 1984, Buhlmann 1982.

⁵⁶ Orientierend seien nur angegeben Gläser 1988, Hoffmann 1988, Kalverkämper 1983, Möhn/Pelka 1984.

Determinationskraft von '(extrem) merkmalarm' bis hin zu '(extrem) merkmalsreich'.

3.2.2. Methodischer Gewinn

Die angestellten Überlegungen haben in das Spannungsfeld vom Wort zum Text-in-Funktion geführt, das sich als eine nach Komplexitätsgraden gestufte Skala beschreiben läßt. Indem es nun in ein weiteres Spannungsfeld – zwischen der sogenannten 'Gemeinsprache' und den Fachsprachen – eingebracht werden sollte, wurde zugleich dessen Auflösung deutlich: In der Gegensatzbeziehung zwischen 'Gemeinsprache' und Fachsprachen hat sich – gerade für referentielle Texte – die Kategorie 'Gemeinsprache' als eine nicht taugliche offenbart. Daraus lassen sich nun für die fachsprachlichen linguistische Methodik vier Gesichtspunkte als Gewinn verbuchen:

1. Es sind nicht mehr vier Kategorien – nämlich 'Fach(lichkeit)' und 'Laie(n)schaft' sowie 'Fachsprache(n)' und 'Gemeinsprache' –, sondern nur noch zwei Kategorien gegeben: nämlich einerseits das außersprachliche Phänomen 'Fach' (mit seiner ihm jeweils eigenen arbeitsweltlichen bzw. wissenschaftlichen oder technologischen Qualität 'Fachlichkeit'); und andererseits das sprachliche Phänomen 'Fachsprache(n)' (mit den jeweils zugehörig signalisierten Qualitäten der 'Fachsprachlichkeit'). – Dies ist ein Gewinn für die Beschreibungsökonomie.

2. Die fachsprachlichen Signale sind an den jeweiligen Text gebunden. In ihm entscheidet sich, welche Möglichkeiten – von '(extrem) merkmalsreich' bis zu '(extrem) merkmalarm' – umgesetzt worden sind. Zugleich ist dadurch der Produzent des Textes mit einbezogen, der fachsprachlich gestuft-merkmalsreich oder -merkmalreduziert seinen Text verfaßt hat; und auch der Textrezipient ist miteinbezogen, wie ihn der Autor mit seinem Text und den in ihm verwirklichten Signalen der Fach(sprach)lichkeit anzieht, ihn in seinen Verstehensmöglichkeiten antizipiert hat.⁵⁷ – Diese textpragmatische Sichtweise, die sich abkehrt von einer starr systematischen Einteilung mit begrenzten Gegensatzkategorien (s. Punkt 1.), ist ein Gewinn für die Beschreibungskomplexität.

Schematisierung der Fakten von 1. und 2.

Die Gegensatzverhältnisse (Punkt 1.) und ihre Auflösung in graduell

⁵⁷ Ich verweise hierzu nochmals auf das Konzept einer 'Fachsprachen-Hermeneutik': Kalverkämper 1988a; zu dem gerade angesprochenen Zusammenwirken siehe dort auch die neuorientierende Konzeption von 'Verstehen' und 'Nicht-Verstehen' von (Fach-)Texten in fachexterner, also auf Laien bezogener Kommunikation (speziell S. 161-165, insbes. S. 164).

gestufte Skalen (Punkt 2.) lassen sich in ihren gegenseitigen Bezügen schematisch darstellen:

3. Die Zuweisung eines Wortes im traditionell gesehenen Spannungsfeld zwischen der sogenannten 'Gemeinsprache' und den Fachsprachen (hier dann: einer bestimmten Fachsprache) geschieht nicht mehr intuitiv, sondern nunmehr angemessen, weil über die textuell verankerten sprachlichen Merkmale beschreibbar, aus den Texten-in-Funktion ableitbar. Es mag ja immerhin schon der Widerspruch verwundern, der darin steckt, wenn üblicherweise von 'Fachwörtern in der Gemeinsprache' geredet wird: Wenn sie nämlich als in der 'Gemeinsprache' „angesiedelt“ (3.1.2.) eingestuft werden, dann können sie ja wohl kaum mehr Fachwörter, sondern eben 'Gemeinsprache'wörter sein – wie auch immer man dies er-messen will; wenn sie aber als Fachwörter weiterhin identifiziert werden, können sie nicht als in die sogenannte 'Gemeinsprache' „hinüber-gewechselte“ und dort heimische eingeschätzt werden. In dem größeren Rahmen der Frage nach der Einflußnahme von Fachsprachen auf die

sogenannte 'Gemeinsprache' besagt dies konkret: Welche Eigenschaften muß ein Fachwort oder eine fachsprachliche Struktur in der sogenannten 'Gemeinsprache' noch oder wieder oder neu innehaben, um als „Einfluß“ erkannt werden zu können? Man kann sich hierzu nicht auf philologische Beobachtungen, auf historische Betrachtungen, auf möglicherweise sogar etymologische Bemühungen berufen. Diese sind methodisch diesem Problem nicht gewachsen, wie die bisherigen Arbeitsweisen und Wege der Zuweisung belegen – gerade sie sind ja auch Zielpunkte der Kritik des vorliegenden Beitrags. – Die Hinwendung zum Text-in-Funktion und seinen sprachlichen (sowie anderen semiotischen – außersprachlichen –) Signalen einer (gestuften) Fach(sprach)lichkeit, die die „Mischungsverhältnisse“ von 'Gemein-' und Fachsprachlichkeit genauso erfaßt wie die „reine“ Fachsprachlichkeit der jeweiligen Texte, ist ein Gewinn für die Beschreibungsstringenz.

4. Wenn man die beiden Kategorien der (außersprachlichen) 'Fachlichkeit' und der (sprachlichen) 'Fachsprachlichkeit' mit ihren Skalen von '(extrem) merkmalarreich' bis zu '(extrem) merkmalararm' miteinander in Beziehung setzt, ergeben sich Korrelationen, die sich als textsortenrelevant, vielleicht als textsortenspezifisch herausstellen können:

So könnte ein fachlich merkmalarreicher Handlungszusammenhang, zum Beispiel der Zusammenbau eines Motors, fachsprachlich merkmalarreduziert vertextet sein, was sich je nach Stufungsgrad als Vorlesung an der Technischen Hochschule, als Lehrbuchtext für Fünftsemester oder aber für Examenskandidaten, als Einführung für interessierte Kinder und Schüler ausweisen würde. – Dies ist ein Gewinn für die Beschreibungsklassifikation.

Konsequenzen aus 3. und 4.

Ich habe mit meinen Überlegungen, die aus der Kritik an der traditio-

nellen Gegensatz-Relation erwachsen sind und sich für eine integrierende Methodik einsetzen, die dazu notwendigen Instrumentarien vorgestellt:

- Zum einen die Merkmale der Fachsprachlichkeit: 3.1.3.;
- zum anderen die Ordnung der Merkmale als Skala: 3.1.2.

Was noch der Lösung harrt, ist die Hierarchie der Merkmale auf der Skala. Wieviele (a) und welche Merkmale (b) müssen im Text gegeben sein (c), um ihn als fachsprachlich merkmalsreich, als einen Fachtext, erkennbar werden zu lassen? Wie sind die Merkmale im Text verteilt (d)? Lassen sich Korrelationen zwischen Quantität (a'), Qualität (b'), Rekurrenz (c') und Distribution (d') erkennen und als Hierarchie auswerten? An der Beantwortung dieser Fragen muß noch (weiter) gearbeitet werden. Daß sie beantwortbar sind, macht schon die tägliche Erfahrung mit jeglicher Art von Texten deutlich; sie setzt jeden einigermaßen sensiblen Kommunikanten instand, recht souverän darüber entscheiden zu können, ob in einer gegebenen Situation dieser Text „mehr“ fachlich „wirkt“, jener Text dagegen weniger fachsprachlich ist. Zunächst gilt es wohl, die absehbare Komplexität in den Griff zu bekommen und eine texte- und textsortenbezogene Bestandsaufnahme der relevant beteiligten Merkmale anzustreben – im Sinne der alten Logik, die die vorkommenden Unschärfen über kombinatorische Definitionen (die Form der *definitio per proprietates*) auszugleichen versuchte und im Idealfall sogar zur definitorischen Präzision führte.

Literatur

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1973): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. – 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens. Wiesbaden. (5. Aufl. 1981).

Baldinger, Kurt (1952): Über die Gestaltung des wissenschaftlichen Wörterbuchs. In: Romanistisches Jahrbuch 5, S. 65-94.

Baldinger, Kurt (1982): Séance de clôture: Le Colloque dans le cadre de la lexicologie historique du français. In: Höfler, Manfred (Ed.): La lexicographie française du XVIe au XVIIIe siècle. Wolfenbüttel, S. 149-158.

Beier, Rudolf/Möhn, Dieter (1984): Fachtexte in fachsprachlichen Lehr- und Lernmaterialien für den fremdsprachlichen Unterricht – Überlegungen zu ihrer Beschreibung und Bewertung. In: Special Language / Fachsprache 6, S. 89-115.

Bühler, Karl (1965): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. 2. unveränd. Aufl. Stuttgart. (1.

Aufl. 1934).

Buhlmann, Rosemarie (1982): Analyse und Beurteilung fachsprachlicher Lehrwerke: Kriterien und ihre Problematik. In: Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Lehrwerkforschung – Lehrwerkkritik. Deutsch als Fremdsprache. München, S. 122-164. (Werkstattgespräche [Goethe-Institut, München]).

Cicourel, Aaron Victor (1964): Method and Measurement in Sociology. New York. (Dt. Übers.: Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt 1970).

Dahlberg, Ingetraut (1974): Grundlagen universaler Wissensordnung. Probleme und Möglichkeiten eines universalen Klassifikationssystems des Wissens. Pullach bei München. (DGD [Deutsche Gesellschaft für Dokumentation] – Schriftenreihe. 3).

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung [Darmstadt] (1980-1982): Der öffentliche Sprachgebrauch. Stuttgart. I: Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearb. v. Birgitta Mogge. 1980. – II. Die Sprache des Rechts und der Verwaltung. Bearb. v. Ingulf Radtke. 1981. – III: Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearb. v. Birgitta Mogge/Ingulf Radtke. 1982.

Drozd, Ludomir/Seibicke, Wilfried (1973): Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandsaufnahme – Theorie – Geschichte. Wiesbaden.

Duden (1980): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Hrsg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim-Wien-Zürich.

Eis, Gerhard (1967): Mittelalterliche Fachliteratur. 2. durchges. Aufl. Stuttgart. (Realienbücher für Germanisten. Abt. D: Literaturgeschichte).

Elias, Norbert (1978): Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich/Klein (1978), S. 22-29.

Europäische Schlüsselwörter (1964-1967): Europäische Schlüsselwörter. Wörtervergleichende und wortgeschichtliche Studien. Hrsg. v. Sprachwissenschaftlichen Colloquium (Bonn). München. – II: Kurzmonographien, I: Wörter im geistigen und sozialen Raum. 1964. – III: Kultur und Zivilisation. 1967.

Faulseit, Dieter (1975): Das Fachwort in unserem Sprachalltag. Leipzig.

Felber, Helmut/Budin, Gerhard (1989): Terminologie in Theorie und Praxis. Tübingen. (Forum für Fachsprachen-Forschung. 9).

- Fluck, Hans-Rüdiger (1985): Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 3. aktual. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodologie. Englewood Cliffs (N.J.).
- Gläser, Rosemarie (1979): Fachstile des Englischen. Leipzig. (Linguistische Studien).
- Gläser, Rosemarie (Hrsg.) (1986): Eigenname und Terminus. Beiträge zur Fachsprachenonomastik. Leipzig. (Namenkundliche Informationen [Karl-Marx-Universität] . Beiheft. 9).
- Gläser, Rosemarie (Hrsg.) (1988): Fachtext als Instrument und Resultat kommunikativer Tätigkeit. Leipzig. (Berichte der Sektion Fremdsprachen [Karl-Marx-Universität] . 3).
- Goffman, Erving (1974): Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience. New York. – (Dt. Übers.: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt 1977).
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1897): Deutsches Wörterbuch. 4. Band, 1. Abteilung, 2. Teil. Leipzig.
- Grosse, Siegfried (1979): Beobachtungen zum fachsprachlichen Vokabular im Leitartikel einer Tageszeitung. In: Mentrup (1979), S. 209-217.
- Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (1975): Textsorten-Probleme. In: Linguistische Probleme der Textanalyse. Jahrbuch 1973 [des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim] . Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart. 35), S. 144-197.
- von Hahn, Walther (Hrsg.) (1981): Fachsprachen. Darmstadt. (Wege der Forschung. 498).
- von Hahn, Walther (1983): Fachkommunikation. Entwicklung – Linguistische Konzepte – Betriebliche Beispiele. Berlin-New York. (Sammlung Göschen. 2223).
- Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hrsg.) (1978): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen.
- Hannappel, Hans/Melenk, Hartmut (1984): Alltagssprache. Semantische Grundbegriffe und Analysebeispiele. 2. überarb. Aufl. München. (UTB. 800).

- Hard, Gerhard (1970): Die „Landschaft“ der Sprache und die „Landschaft“ der Geographen. Semantische und forschungslogische Studien zu einigen zentralen Denkfiguren in der deutschen geographischen Literatur. Bonn. (Colloquium Geographicum. 11).
- Hartmann, Dietrich (1980): Über den Einfluß von Fachsprachen auf die Gemeinsprache. Semantische und variationstheoretische Überlegungen zu einem wenig erforschten Zusammenhang. In: Gnutzmann, Claus/Turner, John (Hrsg.): Fachsprachen und ihre Anwendung. Tübingen. (TBL. 144), S. 27-48.
- Heller, Klaus (1970): Der Wortschatz unter dem Aspekt des Fachwortes – Versuch einer Systematik. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, 19, S. 531-544. – Auch in: von Hahn (1981), S. 218-238.
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang/Möhn, Dieter/Weinrich, Harald (Hrsg.) (1978): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart. 45).
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (1987): Angewandte Sprachsoziologie. Eine Einführung in linguistische, soziologische und pädagogische Ansätze. Stuttgart.
- Hoffmann, Lothar (1985): Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung. 2. völlig neu bearb. Aufl. Tübingen. (Forum für Fachsprachen-Forschung. 1). (1. Aufl. Berlin 1976).
- Hoffmann, Lothar (1988): Vom Fachwort zum Fachtext. Beiträge zur Angewandten Linguistik. Tübingen. (Forum für Fachsprachen-Forschung. 5).
- Hoffmann, Lothar (1988 [1977]): Leipziger Thesen zur fachsprachlichen Forschung. [1977] . In: Hoffmann (1988), S. 19-22.
- Hoffmann, Lothar (1988 [1982]): Probleme und Methoden der Fachsprachen-Forschung. [1982] . In: Hoffmann (1988), S. 23-34.
- Hoffmann, Lothar (1988 [1984]): Vom Fachtext zur Fachtextsorte. [1984] . In: Hoffmann (1988), S. 131-144.
- Hoffmann, Lothar (1988 [1985]): Der Platz der Fachsprachen-Forschung in der Angewandten Sprachwissenschaft. [1985] . In: Hoffmann (1988), S. 35-48.
- Ickler, Theodor (1984): Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung in das Studium. Tübingen. (Germanistische Arbeitshefte. 29).

- Ischreyt, Heinz (1965): Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik. Institutionelle Sprachlenkung in der Terminologie der Technik. Düsseldorf. (Sprache und Gemeinschaft. Studien. IV).
- Jakobson, Roman (1974): Zur Notwendigkeit einer sachlichen und terminologischen Unterscheidung. In: Jakobson, Roman: Aufsätze zur Linguistik und Poetik. Hrsg. u. eingel. v. Wolfgang Raible. München. (Sammlung Dialog. 71), S. 279-280.
- Kalverkämper, Hartwig (1978): Die Problematik von Fachsprache und Gemeinsprache. In: Sprachwissenschaft 3, S. 406-444.
- Kalverkämper, Hartwig (1979): Der Begriff der Fachlichkeit in der Fachsprachen-Linguistik – Tradition, Kritik und Methoden-Ausblick. In: Fachsprache. Sonderheft 1: „Zweites Europäisches Fachsprachensymposium, Bielefeld 24.-26.9. 1979“. Wien, S. 51-71.
- Kalverkämper, Hartwig (1980a): Die Axiomatik der Fachsprachen-Forschung. In: Fachsprache 2, S. 1-20.
- Kalverkämper, Hartwig (1980b): Das Wortfeld der Fachlichkeit im Französischen. Ein Beitrag der Wortfeldforschung zur Methodologie der Fachsprachenlinguistik. In: Sprachwissenschaft 5, S. 415-496.
- Kalverkämper, Hartwig (1982): Fachsprachen und Textsorten. In: Høedt, Jørgen/Lundquist, Lita/Picht, Heribert/Qvistgaard, Jacques (Eds.): Proceedings of the 3rd European Symposium on LSP, Copenhagen, August 1981: „Pragmatics and LSP“. Copenhagen, S. 105-168.
- Kalverkämper, Hartwig (1983): Textuelle Fachsprachen-Linguistik als Aufgabe. In: Schlieben-Lange, Brigitte/Kreuzer, Helmut (Hrsg.): Fachsprache und Fachliteratur. Göttingen. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 13, Heft 51/52), S. 124-166.
- Kalverkämper, Hartwig (1987): Vom Terminus zum Text. In: Sprissler, Manfred (Hrsg.): Standpunkte der Fachsprachenforschung. Tübingen. (Forum Angewandte Linguistik. 11), S. 39-78.
- Kalverkämper, Hartwig (1988a): Fachexterne Kommunikation als Maßstab einer Fachsprachen-Hermeneutik. Verständlichkeit kernphysikalischer Fakten in spanischen Zeitungstexten. In: Kalverkämper, Hartwig (Hrsg.): Fachsprachen in der Romania. Tübingen. (Forum für Fachsprachen-Forschung. 8), S. 151-193.
- Kalverkämper, Hartwig (1988b): Verständlichkeit, Verständnis und Verständigung im Fadenkreuz: der Wissenschaftstransfer. In: Kodikas/Code, Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics 11, S. 311-325.

- Kalverkämper, Hartwig (1989a): Merkmale eines europäischen 'Fach'-Begriffs. In: Fachsprache – Fremdsprache – Muttersprache. (Schriftenreihe der Sektion Angewandte Sprachwissenschaft und des Instituts für Deutsche Fachsprache an der Technischen Universität Dresden). Heft 9/10: VII. Internationale Konferenz „Angewandte Sprachwissenschaft und fachsprachliche Ausbildung“ an der Sektion Angewandte Sprachwissenschaft der Technischen Universität Dresden, 6.-8. September 1988, Teil 1 (Plenarvorträge). Dresden, S. 74-94.
- Kalverkämper, Hartwig (1989b): Diatechnische Markierungen im allgemeinen Wörterbuch. In: Hausmann, Franz Josef/Reichmann, Oskar/Wiegand, Herbert Ernst/Zgusta, Ladislav (Hrsg.): Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Berlin-New York. (HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 5,1). Artikel 58, S. 680-688.
- Kalverkämper, Hartwig (1990): Der Begriff der 'Fachlichkeit' im modernen Italienischen. Lexikalische Systematik und textuelle Integration. In: Quaderni di Semantica. Rivista internazionale di semantica teorica e applicata 11, S. 83-119.
- Kalverkämper, Hartwig/Weinrich, Harald (Hrsg.) (1986): Deutsch als Wissenschaftssprache. 25. Konstanzer Literaturgespräch des Buchhandels, 1985. Tübingen. (Forum für Fachsprachen-Forschung. 3).
- Klappenbach, Ruth/Steinitz, Wolfgang (Hrsg.) (1976): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Band 5. Berlin.
- Laermann, Klaus (1975): Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs. In: Kursbuch 41, S. 87-105.
- Mann, Gunter (1982): Dilettant und Wissenschaft. In: Ziegler, Willi (Hrsg.): Biologie für den Menschen. Frankfurt am Main. (Aufsätze und Reden der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft. 31), S. 49-72.
- Mentrup, Wolfgang (1978a): Überlegungen zur lexikographischen Erfassung der Gemeinsprache und der Fachsprachen. In: Henne/Mentrup/Möhn/Weinrich (1978), S. 48-77.
- Mentrup, Wolfgang (1978b): Korpora und Belegsammlungen. In: Henne/Mentrup/Möhn/Weinrich (1978), S. 195-232.
- Mentrup, Wolfgang (Hrsg.) (1979): Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache [Mannheim] . Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart. 46).
- Möhn, Dieter (1981[1968]): Fach- und Gemeinsprache. Zur Emanzipation und Isolation der Sprache. [1968] . In: von Hahn (1981), S. 172-217.

- Möhn, Dieter/Pelka, Roland (1984): Fachsprachen. Eine Einführung. Tübingen. (Germanistische Arbeitshefte. 30).
- Paul, Hermann (1880): Prinzipien der Sprachgeschichte. Freiburg. (9. unveränd. Aufl. Tübingen 1975).
- Picht, Robert (1989): Kultur- und Landeswissenschaften. In: Bausch, Karl-Richard/Christ, Herbert/Hüllen, Werner/Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen. (UTB. Große Reihe). Kap. 9, S. 54-60.
- von Polenz, Peter (1981): Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bungarten, Theo (Hrsg.): Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München, S. 85-110.
- Quintilianus, Marcus Fabius [1972-1975] : Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hrsg. u. übers. v. Helmut Rahn. I: Buch I-VI (1972); II: Buch VII-XII (1975). Darmstadt. (Texte zur Forschung. 2, 3).
- Raible, Wolfgang (1980): Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und textlinguistischer Sicht. In: Poetica 12, S. 320-349.
- Raible, Wolfgang (1981): Von der Allgegenwart des Gegensinns (und einiger anderer Relationen). Strategien zur Einordnung semantischer Information. In: Zeitschrift für romanische Philologie 97, S. 1-40.
- Reinhardt, Werner (1966): Produktive verbale Wortbildungstypen in der Fachsprache der Technik. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 10, Heft 2, S. 183-195.
- Ritz, Hans (1986): Die Geschichte vom Rotkäppchen. Ursprünge, Analysen, Parodien eines Märchens. 2. Aufl. München. (Heyne Allgemeine Reihe. 6603).
- Seibicke, Wilfried (1959): Fachsprache und Gemeinsprache. In: Muttersprache, 70-84. – Auch in: von Hahn (1981), S. 40-66.
- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. 'Alltagssprache' – 'Fachsprache' – 'Standardsprache' – 'Dialekt' und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 16, S. 289-319.
- Toellner, Richard (1986): Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 9, S. 137-145.

- Trier, Jost (1951): *Lehm. Etymologien zum Fachwerk*. Marburg. (Münstersche Forschungen. 3).
- Trier, Jost (1981): *Wege der Etymologie*. Nach der hinterlassenen Druckvorlage mit einem Nachwort hrsg. v. Hans Schwarz. Berlin. (Philologische Studien und Quellen. 101).
- Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenkein, Jim (Hrsg.) (1976): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt. (Suhrkamp Taschenbücher Wissenschaft. 71).
- Weinrich, Harald (1976a): *Sprache in Texten*. Stuttgart.
- Weinrich, Harald (1976b): *Die Wahrheit der Wörterbücher*. In: *Probleme der Lexikologie und Lexikographie. Jahrbuch 1975 des Instituts für deutsche Sprache [Mannheim]*. Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart. 39), S. 347-371.
- Weinrich, Harald (1976c): *Um einen linguistischen Handlungsbegriff*. In: Weinrich (1976a), S. 21-44.
- Weinrich, Harald (1976d): *Von der Alltäglichkeit der Metasprache*. In: Weinrich (1976a), S. 90-112.
- Weinrich, Harald (1978): *Plädoyer für ein interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache*. In: Henne/Mentrup/Möhn/Weinrich (1978), S. 11-30.
- Weinrich, Harald (1985): *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart.
- Weinrich, Harald (1985 [1981]): *Fremdsprachen für den Alltag und der Alltag des Fremdsprachenunterrichts*. [1981]. In: Weinrich (1985), S. 265-289.
- Wiegand, Herbert Ernst (1988): *Was eigentlich ist Fachlexikographie? Mit Hinweisen zum Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen*. In: Munske, Horst Haider/von Polenz, Peter/Reichmann, Oskar/Hildebrandt, Reiner (Hrsg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin-New York, S. 729-790.
- Wierlacher, Alois (1980): *Ästhetik des Alltags – Ansichten eines vernachlässigten Konzepts*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 6, S. 1-7.
- Wimmer, Rainer (1979): *Das Verhältnis von Fachsprache und Gemeinsprache in Lehrtexten*. In: Mentrup (1979), S. 246-275.

Wolf, Lothar (1979): Fachvokabular und Sprachgemeinschaft. In: Höfler, Manfred/Vernay, Henri/Wolf, Lothar (Hrsg.): Festschrift Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag, 17. November 1979. Band II. Tübingen, S. 917-933.

Wüster, Eugen (1973): Kaleidoskop der Fachsprachen. In: Drozd/Seibicke (1973), S. VIII-X.

Sprache im Fernsehen

Podiumsgespräch mit Reinhard Appel, Uwe Förster und Erich Straßner

Moderation: Hans Bickes

HANS BICKES

Einleitende Bemerkungen¹

An die Stelle der Rede vom „Homo sapiens“ und vom „Homo ludens“ könnte diejenige vom „Homo televidens“ treten. Es gibt offenbar eine folgerichtige Weiterentwicklung vom „Homo ludens“ hin zum „Homo televidens“: Wo die Freizeit wächst, nimmt auch die Neigung zu, zuviel fernzusehen.²

1986 galten für die Bundesrepublik beispielsweise die folgenden Zahlen:³

- 30 Prozent der Erwachsenen sehen pro Woche knapp 30 Stunden fern;
- 30 Prozent der Kinder sehen pro Woche knapp 20 Stunden fern;
- in 30 Prozent der Haushalte in der Bundesrepublik läuft das Fernsehgerät ca. 36 Stunden pro Woche.

Bei den 12- bis 13jährigen dominiert das Fernsehen, verglichen mit sonstigen Medien, absolut. Über 80 Prozent der täglichen Medienkontakte entfallen aufs Fernsehen und nur 30 Prozent auf das gedruckte Wort. Eineinhalb Stunden täglich verbringt die Gruppe der 25- bis 29jährigen vor dem Fernseher, 45 Minuten werden für gedruckte Medien aufgebracht. Und auf 100 Haushalte kommen 138 Fernsehgeräte.

Sehr lebendig und anschaulich hat der amerikanische Medienkritiker Neil Postman vorgeführt, daß das geschriebene Wort eine tragende Säule der Kultur unseres Zeitalters und unserer Zivilisation ist. Innerhalb weniger Jahrzehnte sind die Schrift- und Druckmedien ihrer herausgehobenen Stellung in der Welt der Kommunikation, insbesondere der Massenkommunikation, enthoben worden und müssen sich ihren Platz mit Funk und Fernsehen und neuerdings auch anderen elektronischen Medien teilen. Es

¹ Der Charakter des mündlichen Vortrags ist beibehalten worden.

² Relativ zu definierten Bezugsgrößen, vgl. MEDIA PERSPEKTIVEN, Bd. 4: „Die Vielseher“, Metzner Verlag, Frankfurt am Main, 1985.

³ Vgl. Bodo Franzmann, „Bücher: mehr Unterhaltungsimagen“, BuchMarkt 3/1986, S. 171-183.

stellt sich die Frage, inwieweit es angesichts dieser Entwicklung zu tiefgreifenden Änderungen unseres kulturellen Selbstverständnisses kommt und inwieweit sich unsere Weltsicht den neuen Medien anpaßt – bzw. bereits angepaßt hat. Es ist ferner zu prüfen, inwiefern es gelungen ist, die Tradition des gesprochenen und geschriebenen Wortes in einer angemessenen Form in die audiovisuell ausgerichteten jüngeren Medien zu integrieren.

Zweifel daran sind angebracht, daß die germanistische Sprachwissenschaft methodologisch auf die Analyse der neuen „Bildmedien“ und ihrer gesellschaftlichen Auswirkungen, insbesondere im Bereich sprachlicher Kultur, hinreichend vorbereitet ist. Das Anwendungsfeld linguistischer Methoden *par excellence* waren und sind die gesprochene und die geschriebene Sprache. Phonetik, Phonologie, Syntax, Semantik und Pragmatik sind hier gut erforscht. Mit dem Instrument der Sprachkritik ist es im Rahmen handlungstheoretisch und kognitionspsychologisch orientierter Linguistik möglich, über den Strukturaspekt des Sprachsystems hinaus auch Intentionen der Sprachproduzenten offenzulegen. Ihre Motive und Strategien zur Durchsetzung ganz bestimmter Interessen werden durchsichtiger. Der wissenschaftliche Diskurs über den Diskurs hat so die politische Dimension zurückgewonnen, eine Dimension, die ihm in der strukturalistischen Epoche fremd zu werden drohte.

Nun unterläuft jedoch der fordernde und emotional vereinnahmende Eintritt des visuellen Elementes in die Kommunikationswelt den engen Sprachbegriff einer aus literaturwissenschaftlicher Tradition erwachsenen Germanistik; allenfalls die Semiotiker und Kommunikationstheoretiker waren auf die Ära der heute allgegenwärtigen Bildsprache vorbereitet. In der germanistischen Sprachwissenschaft hat man – abgesehen von Ausnahmen – relativ spät auf die durch die moderne Kommunikationselektronik verursachten Revolutionen reagiert. Viele Linguisten, die in der Tradition de Saussures und Martinets stehen, bezweifeln, daß im Hinblick auf die Montage von Bildern zu filmischen Sequenzen bereits von einer (eigenständigen) Form von Sprache gesprochen werden kann⁴ und ob die Zuständigkeit der Sprachwissenschaft in diesem Bereich anzuerkennen ist. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen, die den Zusammenhang zwischen Bildsprache und Wortsprache im Detail analysieren, sind deshalb nach wie vor selten, ebenso jene, die den Beitrag

⁴ Klaus Heger, Heidelberg, wehrte sich bsp. in einem Gespräch nach der Podiumsdiskussion gegen die Verwendung der Bezeichnung „Bildsprache“, unter Hinweis auf das Kriterium der „double articulation“. Eine gegenteilige Auffassung wird bereits 1962 von J.W. Peters in der Zeitschrift „Publizistik“, Heft 4, S. 195-204 dargelegt.

des Klangs, der Musik zu den zeichenhaften Prozessen im Medium Fernsehen aufarbeiten. Ein integrativer Ansatz, der von einem ganzheitlichen, audiovisuellen Kommunikationsprozeß ausgeht, ist jedenfalls erst in Anfängen zu erkennen. Dabei gilt natürlich in der Fernsehkommunikation in besonderem Maße, daß der Kommunikationsprozeß als ganz anders, mehr ist als die Summe der ihn konstituierenden Einzelprozesse auf sprachlicher, auf bildlicher und auf klanglicher Ebene.

Bei der Diskussion des Themas „Sprache im Fernsehen“ zu berücksichtigen ist sicherlich auch die besondere Situation des Produzenten-Rezipienten-Verhältnisses, welche den Hintergrund der audiovisuellen Zeichenprozesse bildet und die dazu berechtigt, von Massenkommunikation zu reden – Adorno hätte vielleicht lieber von einer „Kommunikationsindustrie“ gesprochen. Und Adorno hätte wahrscheinlich befürchtet, daß die Kommunikationsmuster, die diese Kommunikationsindustrie täglich hervorbringt, das Individuum und seine diskursive Autonomie mißachten. Nicht abwegig ist ferner die Vermutung, daß eine vorgefertigte, von den Medien millionenfach verstärkte audiovisuelle Form einer den ganzen Menschen erfassenden Sprache den Verlust an Individualität beschleunigt und eine industriell vorgefertigte Identität begünstigt. Durch das Fernsehen wird eine Gesprächswelt aufgebaut, die über weite Strecken Scheingespräche enthält: zwischen wenigen (von bestimmten Interessen geleiteten) Produzenten einerseits und Millionen von passiven, der Möglichkeit der gleichrangigen Gegenrede beraubten Rezipienten – oder besser: Konsumenten – andererseits. Das Gespräch, das nach Hölderlin „wir Menschen sind“⁵, gerät, kommunikationstheoretisch gesehen, so im Grunde zum Monolog. Wie dieser „Monolog“ zustande kommt, nach welchen Kriterien die Auswahl des Dargestellten getroffen wird – sei es im Bereich der Information oder der Unterhaltung (sofern beide überhaupt noch getrennt werden) –, bleibt größtenteils der Phantasie des Rezipienten überlassen. Die Asymmetrien in der Kommunikationsstruktur Fernsehanstalt – Zuschauer können auch durch noch so lebendige Talkshows unter Mitwirkung ausgewählter (von wem?) Bürger nur bedingt abgemildert werden, sie liegen in der Natur des Mediums selbst begründet.

⁵ Vgl. die dritte Fassung der Christushymne „Versöhnender ...“

Sprache im Fernsehen – Fünf Thesen

Fernsehen ist ein Medium der Kommunikation, für das aber nicht das im Alltag übliche dialogische Prinzip gilt, die direkte Kontaktaufnahme und Auseinandersetzung der Kommunikationspartner. Das Fernsehen serviert dem passiven Zuschauer Informierendes, Belehrendes und Unterhaltendes, das innerhalb eines großen Produktionsapparates mit großem Aufwand hergestellt wird. Bei den Beteiligten gilt Fernsehen im hohen Maße als ein Bild-Medium, weshalb die Idealvorstellung dahin geht, daß aller Inhalt über das Bild transportiert werden müsse. Die Ideologie des für sich selbst sprechenden Bildes, von dem in der Tele-Illustrierten vom 30. Dezember 1988 der frühere Hauptabteilungsleiter 'Aktuelles' beim ZDF, Karlheinz Rudolph, bei der Vorstellung seiner Sendung 'Album '88: Bilder eines Jahres' wieder schwärmte, führte dazu, daß im Produktionsprozeß den Bildern wesentlich mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird als dem Text, der im allgemeinen als 'begleitend' bezeichnet wird. Die Dominanz der technischen Apparatur und ihrer Sachzwänge wird auch verdeutlicht in dem Satz aus einem Lehrbuch: „Im journalistischen Bereich des Fernsehens wird der Text zum Bild gefertigt“ (Peter Ruge, Produktionspraxis des Fernsehjournalisten, Mainz 1973, S. 167). Dabei übersehen Theoretiker wie Praktiker, daß die Bedeutung der abgefilmten konkreter Dinge nur verständlich wird in Beziehung auf meist abstrakte, d.h. unsichtbare Zusammenhänge, und daß es dann Sache des Textes ist, einen Prozeß des bildlichen Verstehens in Gang zu setzen, die Hintergründe, Voraussetzungen und mögliche Folgen deutlich und verständlich zu machen.

These 1: Obwohl dem Text, d.h. der Wortsprache im Fernsehen die Leitfunktion bei der Aufnahme des Angebotenen zukommt bzw. zukommen müßte, wird dieser gegenüber dem Bild deutlich vernachlässigt. Die Fertigung des Textes zum fertigen Film bzw. zur Magnetaufzeichnung verursacht im journalistischen Bereich die Text-Bild-Schere, das Auseinanderklaffen von bildlicher und sprachlicher Information.

Das Verstehen eines Bildstreifens setzt voraus, daß sich die Informationen und Wertigkeiten der einzelnen Einstellungen über die Schnittpunkte hinweg zu einem Informations- oder Wertgebilde verbinden, d.h. erst die Montage ermöglicht die sinnvolle Abfolge, das Erkennen des roten Fadens, der sich durch den ganzen Beitrag zieht. Auch bei Texten werden die einzelnen Informations- und Wertkomplexe jeweils nacheinander deutlich. Eine sprachliche Informationsfülle wird in Einzelheiten dargeboten, aufgebaut, zusammengefaßt. Es wird ein bedeutungsbestim-

mendes Grundgerüst des Textes konstruiert, das als Grundlage für die Aufnahme des Gesamts der Information dient. Für diese Aufnahme ist entscheidend, daß die Textstruktur dem konventionellen Schema entspricht, am besten der Erwartungs- und Gebrauchsstruktur des Normalzuschauers bei der Verwendung gesprochener Sprache. Gerade hier haben Rezeptionsanalysen ergeben, daß informierende Texte im Fernsehen bei den Zuschauern meist nicht ankommen, weil sie alle Merkmale der geschriebenen Sprache besitzen, perfekte und somit hochkomplexe Texte sind und auch sein wollen. Die Forderung nach einer Annäherung der Texte an die Struktur der gesprochenen Sprache wie an die wesentlich einfachere Gebrauchsstruktur normaler Sprachnutzer wird bei den Medienpraktikern gleichgesetzt mit der Forderung nach einer Primitivsprache. Es geht aber einmal um die Anpassung der Sprache an das Medium, das die akustische Aufnahme und das sofortige Verstehen sowie die Verknüpfung mit dem Bild voraussetzt, zum anderen um die an den Zuschauer, der von der Kommunikationssituation her in hohem Maße benachteiligt ist durch viele Störfaktoren, vor allem aber durch den enormen Konzentrationszwang bei sonstiger Passivität.

These 2: Die im Fernsehen vor allem im Informationsbereich übliche Sprache ist eine elitäre Sprache in Duktus und Stil. Sie ist Schreibsprache bzw. Lesesprache statt Sprech- bzw. Hörsprache. Sie erreicht damit nicht alle möglichen interessierten Adressaten, kann deshalb nicht als Informations- und Bildungsinstrument gerechtfertigt werden.

Die im Fernsehen verwendete Sprache ist als Mischsprache zu charakterisieren. Sie ist abhängig von Ressorts, Programmbereichen, Themen, vor allem natürlich von den sie Gebrauchenden, den Journalisten, Textern, Autoren, Sprechern, Schauspielern usw. Je nach Sendungsart, Sendungsinhalt und den angepeilten Zielgruppen erscheinen neben der Standardsprache auch regionale, soziale und funktionale Varietäten. Schon die Nachrichtensendungen enthalten Bauteile unterschiedlicher sprachlicher Struktur: Sprechermeldungen werden von Redakteuren nach Agenturvorlagen erstellt und von Sprechern, besonders telegenen 'Redakteuren im Studio' oder von Moderatoren verlesen. Filmberichte werden in der Redaktion betextet, oft mit Fakten belegt, die nicht mit den Bildern übereinstimmen. Reporter- oder Korrespondentenberichte sind zwar meist einheitlich konzipiert, werden aber aus Zeitmangel gekürzt oder in Ausschnitten gesendet. Kommentare sind reine Zeugen des Schreibtisches und eines anderen Mediums. Interviews laufen wegen der Zeitknappheit meist als ritualisierte Frage-Antwort-Handlungen ab. Moderatorentexte sind vorfabriziert, werden eher forsch als moderat vorgetragen, genügen deshalb nicht ihrer Aufgabe, dem Zuschauer eher spontan eine Anleitung zum Verstehen des bildlichen und verbalen

Informationsangebots zu bieten wie ihn beim Leiten durch die Sendung Einordnungshilfe zu leisten.

In den Nachrichtensendungen dominiert die Bildinformation wie die Wiedergabe bzw. Weitergabe von Meinung. Dabei handelt es sich um die Meinung exponierter Persönlichkeiten, im besonderen die von Vertretern von Regierungen, von Parteien, weiteren staatstragenden Institutionen, seltener die von Bürgern ohne Funktion. Mit den Meinungen übernehmen die Journalisten in den Redaktionen, die Korrespondenten und Reporter die Sprachformen, in die diese gehüllt werden, machen sie zu ihren eigenen. Kritische Medienvertreter haben das längst erkannt und geben es zu wie Klaus Bresser, der Chefredakteur des ZDF, der feststellt: „... daß wir, die Journalisten, die Sprache der Politik kritiklos übernommen haben, daß wir all diese Verschleierungen, diese Phrasen und Posen nachvollziehen“ (ZEIT). Es sind die Wörter, die Uwe Pörksen neuerdings 'Plastikwörter' benennt, die abstrakten Begriffe, die ungeheuer beweglich gehandhabt und beliebig kombiniert werden können, die Konsens unter den Amtsträgern und Funktionären stiften, über die Journalisten hinweg den reibungslosen Durchmarsch zu den Konsumenten garantieren, die für diese zur imaginären Größe werden, je weniger sie ihre Inhalte und die Aussage ihrer Kombinationen durchschauen. Diese Plastikwörter, die politisch-ideologischen Floskeln und Klischees finden sich im gesamten Bereich des Fernseh-Informations-Angebots, in den Magazinen allerdings weniger sprachlich verdichtet als in den Nachrichten. Dafür wird in den längeren Interviews wie in Diskussionsrunden umso deutlicher, wie stark sich die fragenden Journalisten bereits den Funktionären sprachlich angepaßt haben, ja diesen deren eigenes Vokabular, deren Floskeln und Phrasen bereits vorgeben.

These 3: Das Fernsehen hat im Informationsbereich die verschleiernde und verhüllende Sprache der Amtsträger, Funktionäre, Politiker etc. bereits so stark akzeptiert und angenommen, daß eine Rückwirkung erfolgt, indem diese Sprache bestätigt und damit verfestigt wird. Für die mit dieser Sprache konfrontierten Konsumenten ist die Gefahr groß, daß das in der Übernahme manifestierte 'verkürzte Denken' der Journalisten auch auf sie übergreift.

Da im Fernsehen die Unterhaltung meist einen Vorrang gegenüber der Information hat, das Fernsehen überhaupt oft als 'Unterhaltungsmedium' bezeichnet wird, kommt der Sprache in diesem Wirkungsbereich besondere Aufmerksamkeit zu. Von nahezu allen Fernsehkritikern wird die Fernseh-Unterhaltung als primitiv, banal oder trivial abgetan. Wichtig ist, daß die meisten Unterhaltungssendungen, vor allem die Unterhaltungs-Shows, streng formalisiert sind, zum Teil sogar ritualisiert. Diese Formalisierung der Abläufe setzt sich fort in der formelhaf-

ten Sprache der Showmaster, meist auch in der ihrer Kandidaten. Die Banalität der Plots, die triviale Eindeutigkeit auf der Handlungsebene der Spielchen und Aufgaben erfordert geradezu den simplen Text, wenn dieser auch eine Anreicherung mit Späßchen oder sogar Ironie zuläßt. Im Blindversuch können Probanden im allgemeinen leicht Texte bestimmten Showmastern zuordnen, weil diese über Standardfloskeln verfügen, seltener über sprachliche Originalität. Stereotyp ist auch die Gewohnheit der Showmaster, in Gesprächen immer wieder auf sich selbst und ihre Profession als Thema zurückzuverweisen. Weiter werden Kandidaten oder Gesprächspartner meist, ausgehend vom Namen oder von der Berufsangabe, mit gängigen stereotypen Anschauungen in Verbindung gebracht, etwa dem Hausfrauen- oder Pauker-Stereotyp, die sprachlich nach allen Nuancen hin ausgebreitet werden.

These 4: Im Unterhaltungsbereich des Fernsehens dominiert der simple Text, allerdings als notwendige Folge der simplen Handlungsabläufe. In dieser Art von Kommunikationsvergnügen vollziehen sich zur Zeit Veränderungen, da mit dem Abtreten der alten, zwar auch dem Gesetz der Trivialität verpflichteten Showmaster ein Generationswechsel in Gang gekommen ist, der zugleich einen Sprach- und Stilwechsel zeigt und vom Sprachwitz hinführt zum Klamauk mit 'Zunder, Zoten und Schadenfreude'.

Während es im Fernsehen in den Bereichen der Information, der Bildung und der Unterhaltung, mit Einschränkungen im Sportprogramm, nicht gelungen ist, dem Medium angemessene Sprach- und Stilformen zu entwickeln, lassen sich solche im Spielbereich vermuten. Sie sind allerdings bisher weder untersucht noch beschrieben worden. Wie für den Film liefert für das Fernsehspiel ein Drehbuch den Plan, dem die Realisation folgen muß. Die sprachliche Vorgabe, der fertige Dialog, nimmt als ein beherrschendes Mittel auf die Realisation Einfluß. Sie bestimmt weitestgehend die Vermittlung an den Zuschauer und die Interpretation durch ihn. Der Dialog ist fiktiv innerhalb des Spiels. Er ist ein Mittel einseitiger Kommunikation mit dem stummen Zuschauer. Sein Sinn konstituiert sich nicht aus der Interaktion der handelnden Personen, sondern nur mittelbar aus der Rekonstruktion der Mitteilung, die Autor, Regisseur und alle an der Gestaltung Beteiligten mit der Gesamtheit aller ins Bild gesetzten und gesprochenen Interaktionsabläufe beabsichtigen. Die sprachlichen Formulierungen zielen deshalb nicht auf die Partner im Stück, sondern direkt auf den Zuschauer. Da die Texte meist von Literaten, von Sprachkünstlern gestaltet werden, die zudem dieses direkte Zielen auf den Zuschauer erkannt haben, ergibt sich die direkteste Verbindung der verwendeten Sprache zu diesem, damit auch die intensivste Wirkung.

These 5: Im Bereich des Fernsehspiels ist es gelungen, eine dem Medium und der Spielform, den Erfordernissen seiner Dramaturgie und Ästhetik angemessene Sprache zu finden. Diese Sprache zielt direkt auf den Zuschauer und entfaltet bei ihm die intensivste Wirkung. Leider ist die Zahl derer, die diese Wirkung genießen, winzig im Vergleich zu der, auf die Sprache in den übrigen Programmbereichen negativ einwirkt.

Sprache im Fernsehen. Die Erwiderung des Journalisten auf die Thesen von Erich Straßner

Zu These 1 von Professor Straßner,
im Fernsehen werde der Text, d.h. die Wortsprache gegenüber dem
Bild „deutlich vernachlässigt“:

Ohne die Gefahr einer Vernachlässigung zu bestreiten, möchte ich doch der These aufgrund der Praxis widersprechen, wobei ich mich besonders auf die Nachrichtensendungen beziehe – sie sind das kontinuierlich am meisten eingeschaltete Programm, denn 15 Millionen Zuschauer sehen es täglich.

Straßner These geht z.T. auch von falschen Voraussetzungen aus. Wenn er beispielsweise die Jahresabschluß-Sendung, „Album 88“, als einen Beweis für die „Ideologie eines für sich selbst sprechenden Bildes“ anführt, so hat er just bei dieser Sendung danebengegriffen, denn Karlheinz Rudolph hat bei diesem „Jahresrückblick“ besonderer Art bewußt den Titel „Album“ gewählt, um die bildwirksamsten Filmberichte zusammenstellen zu können. Er hätte dieses Programm auch „Bilderbogen“ nennen können. Rudolph hat bewußt in Kauf genommen, daß dieser Rückblick für die politische Abfolge des Jahres unvollständig ist. Wofür es keine Bilder gab, das hat er nicht erwähnt. Und wenn es schöne, interessante oder auch komische Bilder gab, dann hat er sie, unabhängig von der politischen Bedeutung, ins Album genommen. Den Verteidigungsminister Scholz beispielsweise nahm er nur ins „Album“, weil es das hübsche Bild gab, wie Scholz aus der Gulaschkanone Essen „faßt“ und er – Rudolph – dazu eine witzige Bemerkung machen konnte. Derartige Bildszenen als Bild-„Ideologie“ zu verdächtigen, ist absurd.

Übrigens ist der „Album“-Autor Karlheinz Rudolph in Zeitungen, die einen an den wichtigsten Ereignissen orientierten Jahresrückblick erwarteten, prompt – im Vergleich zur ARD – kritisiert worden. Keine Chronik, sondern einen unterhaltenden Rückblick habe er geboten, wenn auch gerade sein Sprachreichtum, seine Fähigkeit, zum Bild das richtige, ergänzende Wort zu finden, außerordentlich gelobt worden sind. Ich möchte mich diesem Lob anschließen und sehe gerade in Karlheinz Rudolph einen Anwärter für den Medienpreis der deutschen Sprache, denn er ist ein Meister des präzisen, sparsamen, schnörkellosen Wortes. Er liebt die Sprache, er jongliert geistreich mit dem Wort.

Aber Rudolphs „Album 88“ ist als unterhaltendes Bild-Programm ein Beispiel dafür, daß die These von Prof. Straßner für Nachrichtensendungen gar nicht stimmen darf, weil wir sonst staatsvertragswidrig handeln würden, denn der ZDF-Staatsvertrag verpflichtet uns, wie es heißt, „den Fernsehteilnehmern in ganz Deutschland einen objektiven Überblick über das Weltgeschehen, insbesondere ein umfassendes Bild der deutschen Wirklichkeit zu vermitteln“. Es liegt auf der Hand und Sie können es täglich verfolgen, daß es von vielen wichtigen mitteilenswerten Ereignissen oder Erklärungen gar keine Bilder gibt. Weil wir ein optisches Medium sind, bemühen wir uns natürlich um Bilder, oft unzulänglich, manchmal vielleicht zu krampfhaft. Dann kommen die sattem bekannten, oft kritisierten Bilder zustande, in denen Herr Genscher zum tausendsten Mal zu sehen ist, wie er aus dem Flugzeug oder dem Auto aussteigt. Wenn er nicht anders zu erwischen ist, muß halt dieses Routine-Dokument herhalten, um zu belegen, daß er wirklich am Ort ist, wie er aussieht, was er für ein Gesicht macht etc. Uns paßt das auch nicht, aber nur eine Wortmeldung mit unbewegten Standbildern erscheint uns im Fernsehen zu dürftig. Das wäre Antifernsehen. Wir haben uns schon reduziert und Karlheinz Rudolph, der sich drei Monate lang die Bilder der Nachrichtensendungen betrachtet hat, bemerkte neulich, wir seien in der „heute“-Sendung bildärmer und wortlastiger geworden. Vielleicht ist das auch schon ein Ergebnis der Kritik an der Bild-Dominanz.

Wie wollen Sie auch ein so wichtiges Ereignis wie etwa die Morddrohung Chomenis gegen Ruschdi und was in diesem Zusammenhang sonst noch alles passiert ist, im Fernsehen vermitteln? Natürlich in erster Linie über das Wort, über den Text. Man kann Porträts der betroffenen Personen, Demonstrationen und Sitzungen zeigen. Weil der Text dominiert, gibt es hier oft eine Text-Bild-Schere, von der ich aber behaupte, daß sie das Verständnis der Bedeutung der Information nicht stört, nicht ablenkt, sondern eher vertieft.

Im genannten Beispiel ist die Nachricht freilich so gravierend, erschütternd, daß die Dominanz des Textes gewahrt bleibt. Ich räume ein, daß dies in vielen Fällen nicht zutrifft, und ich habe meinen Kollegen Ekkehard Gahntz gebeten, der eine zentrale Rolle in der Nachrichtenredaktion spielt und auch für die Ausbildung junger Redakteure zuständig ist, zur Bild-Text-Schere aus seiner Erfahrung Stellung zu nehmen. Er schreibt mir:

„Die Bild-Text-Schere ist in der Tat ein Grundproblem des Fernsehhandwerks, die Verstöße sind täglich unübersehbar. Wenn Bild und Text nicht zueinander passen, wenn eins vom anderen ablenkt, dann ist der Zuschauer überfordert. Was Auge und Ort getrennt aufnehmen, bringt er im Kopf nicht mehr zusammen.

Wer einen Film betextet, der muß sich stets vor Augen halten: das Bild dominiert. Bilder werden blitzschnell umfassend wahrgenommen, lösen in Sekundenbruchteilen Empfindungen, Gedanken, Assoziationen aus. Aussagen im Text brauchen dazu viel länger. Der Text muß sich also bewußt dem Bild unterwerfen, er muß wie beim Punktschweißen in kurzen Abständen immer wieder am Bild festgemacht werden. In der Praxis läßt sich die Bild-Text-Schere aber sehr oft nicht ganz schließen. Denn der Text soll das Bild ja nicht nur beschreiben, sondern auch ergänzen, einordnen, relativieren. Dort, wo optische Eindrücke die Gewichte zu verschieben drohen, muß das Wort gegenhalten, muß der Text nicht sichtbare Hintergründe vermitteln – und sofort droht die Gefahr der Schere.

Weitere Schwierigkeit: Sehr oft ist von einem Ereignis keine runde Reportage zu bekommen; die Redaktion muß sich also mit Fremdmaterial aus verschiedenen Quellen behelfen. Die Filmagentur oder das ausländische Network liefert die Bilder, die nötigen Informationen aber kommen getrennt von den Wortagenturen – beides oft widersprüchlich oder bruchstückhaft. Daraus nun eine schlüssige Bild/Text-Kombination zu fertigen, bedarf schon hoher Handwerkskunst.

Vieles von dem, was Straßner den Nachrichtensendungen ankreidet, ist auch den Redaktionen bewußt und anerkannt. Warum aber werden diese goldenen Regeln des Fernsehhandwerks so oft vernachlässigt?

Das hängt mit den Rahmenbedingungen der Nachrichtenarbeit zusammen. Das weltweite Informationsnetz wird immer dichter, die Bilderflut immer unübersehbarer, die Schreibgeschwindigkeit der Ticker ist doppelt so hoch wie vor zehn Jahren, der Papierausstoß entsprechend höher, die Zahl der täglichen Nachrichtensendungen nimmt durch die Ausweitung des Programms noch zu. Der Nachrichtenredakteur ist stärker denn je der Gefahr ausgesetzt, zum Informationsbeamten zu werden, der seine Texte wie Akten am Fließband erledigt.

Ein Nachrichtenredakteur muß alle Themen bearbeiten, vom Weltereignis bis zur Wettermeldung. Er soll also in allen Sätteln gerecht sein. Die Folge: Er weiß von allem etwas, aber über kaum etwas weiß er gründlich Bescheid. Ist er da nicht überfordert, wenn er die Bestimmungen der Steuerreform mal eben in die einfache Alltagssprache übersetzen soll?

Und noch eins: Die Nachricht wird weithin als die Grundstufe journalistischer Betätigung angesehen. Als Krone des Journalismus gilt hierzulande die Auslandsreportage oder der Kommentar. So sitzen gerade in den Nachrichtenredaktionen oft junge Kollegen, die selber ihren Sprachstil noch gar nicht gefunden haben. Wo sollen sie die Kraft hernehmen, fremde Texte in Windeseile umzuprägen? Zu selten auch lassen sich Preisträger der Akademien für Sprache und Dichtung zur Nachrichtenarbeit herab – und auch die Schulen und Universitäten bilden – so scheint es – immer weniger sprachmächtige Stilisten heran. Eine Fähigkeit, die auch außerhalb von Nachrichtensendungen zu verkümmern droht, weil das Papier als Kommunikationsträger immer mehr der Elektronik weicht.

So weit Ekkehard Gahntz. Als politischer Journalist möchte ich zur These 1 von Professor Straßner abschließend darauf hinweisen, daß die meisten Informationen aus Politik und Wirtschaft filmisch nicht darstellbar sind. Weil wir aber die Informationen anschaulich und einprägsam vermitteln wollen, versuchen wir als optisches Medium mit Bildern, Karten, Grafiken und Schriften die Verständlichkeit zu verbessern. Die oft kritisierten O-Töne (Originaltöne) haben zumindest den einen Vorteil, daß es keine Text-Bild-Schere gibt. Weiterer Vorteil des O-Tons: Die von Straßner bemängelte Schriftsprache wird vermieden.

Übrigens, je komplizierter Sachverhalte sind, desto schwerer (und zeitaufwendiger!) ist es, sie in Sprechsprache umzuformulieren. Der von Prof. Straßner zitiert „Normalverbraucher“ hat wahrscheinlich einen zu geringen Wissensstand, als daß er auch in Sprechsprache formulierte komplexe Sachverhalte sofort und ohne Erklärung verstehen könnte.

Beispiel: Wer weder weiß, was die EG ist, noch was Agrarsubventionen sind, wird eine noch so einfach formulierte Meldung über deren angestrebten Abbau nicht verstehen können. In den Nachrichtensendungen können solche Erklärungen – auch aus Zeitgründen – nicht jedesmal neu gegeben werden.

Meine Gegenthese zu Professor Straßner lautet also: Text ist kein Selbstzweck, ebensowenig wie das Bild. Text und Bild sind Träger von Informationen. Bildgerecht texten heißt nicht Vernachlässigung einer dieser Elemente, sondern sinnvolle gegenseitige Ergänzung.

Zu These 2 von Professor Straßner,

„die im Fernsehen übliche Sprache erreiche nicht alle möglichen interessierten Adressaten, weshalb das Fernsehen nicht als Informations- und Bildungsinstrument gerechtfertigt werden könne“.

Ich halte diese These – pardon – für starken Tobak, für eine Provokation, für unbewiesen und in dieser allgemeinen Formulierung für falsch. Die Tatsachen sprechen eine andere Sprache.

Fast alle Fernsehzuschauer beziehen nach meinen Informationen ihre täglichen Erst-Nachrichten in ersten Linie nicht aus den Zeitungen, nicht aus dem Hörfunk, sondern aus dem Fernsehen. 15 Millionen sind es täglich im Durchschnitt, die „heute“ und „Tagesschau“, „heute-journal“ und „Tagesthemen“ einschalten. Ein klarer Vorsprung der öffentlich-rechtlichen Fernsehsysteme ergibt sich auch im Kabelbereich, wo uns die „Privaten“ sonst sehr zu schaffen machen; gerade auch bei den sonstigen Informations- und Bildungssendungen. Aber in den Nachrichtensendungen ist unsere Akzeptanz bei den Zuschauern ungebrochen. Ja, im Ge-

genteil: Die Experimente der Privaten, uns in den Nachrichtensendungen den Rang abzulaufen, indem sie „locker vom Hocker“ in Sprechsprache versuchten, die Nachrichtensendungen neu, d.h. für die Zuschauer attraktiver zu gestalten – diese Versuche sind aufgegeben worden, und man hat sich uns wieder angepaßt. Glauben Sie, das ist erfolgt, weil wir – wie Herr Straßner behauptet – als Informationsinstrument versagt haben?

Aber so sehr ich mich gegen pauschale Vorwürfe wende, so sehr will ich mich selbst davor hüten, die Sprache im Fernsehen pauschal zu verteidigen. Es gibt etliches zu kritisieren, aber es gibt auch Gründe, weshalb manche Fehler schwer zu vermeiden sind.

Ich habe meinen Kollegen Ekkehardt Gahntz von der Hauptredaktion „Aktuelles“ im ZDF gebeten, mir auch hierzu aus seiner täglichen unmittelbaren Erfahrung seine Ansichten zu unserem Thema zu vermitteln, und er schreibt:

Wer nur die Fernsehredakteure kritisiert, der macht es sich zu einfach. Seine Kritik greift zu kurz, denn sie sind ja nur das letzte Glied einer ganzen Informationskette. Sie sind – verglichen mit dem Warenfluß – die Einzelhändler, die sehr oft unvollkommene Produkte von Großhändlern und Herstellern beziehen. Die Hersteller, das sind die vielen Politiker und Funktionäre, die sich oft hinter sprachlichen Nebelwänden unangreifbar zu machen versuchen. Ihre Aussagen werden nun vom „Großhandel“ übernommen, nämlich von den Nachrichtenagenturen, deren Korrespondenten unter Zeit- und Konkurrenzdruck gar nichts anderes übrig bleibt, als Kommunique und Statements einfach zu übernehmen.

Und wäre es nicht auch gefährlich, die Aussagen eines Politikers sprachlich in die Mangel zu nehmen und dabei möglicherweise zu verändern oder gar zu verfälschen? Muß nicht vieles in der politischen Diskussion als Zitat wortgetreu weitergereicht werden? Auch das Unzulängliche? Meinen Sie denn, Bundeskanzler Kohl hätte sich die Floskel, „in diesem unserem Lande“, abgewöhnt, wenn wir sie ihm nicht immer wieder vorgehalten hätten? „Es gilt das gesprochene Wort.“ Diese Formel hat auch für den Nachrichtentransport seine Bedeutung.

Dies alles gilt natürlich vor allem für die reine Nachricht. Es gilt nicht für den Reporter, der seine Wahrnehmungen möglichst plastisch mit eigenen Worten zu schildern hat.

Eine Kollegin von mir, Frau Dr. Lehmann, hat sich auf meine Bitte einmal die Mühe gemacht, unter großem Zeitaufwand einen x-beliebigen, aber für unsere Nachrichtensprache typischen Satz so unterschiedlich zu formulieren, daß ihn die Zuschauer mit verschiedenem Bildungsniveau verstehen, also aus der „elitären“ Sprache in die Sprechsprache.

Zunächst die „elitäre“ Version aus der SZ:

Die Bundesregierung hat am Mittwoch einer deutlichen Verschärfung der Außenwirtschaftskontrollen zugestimmt und beschlossen, die Beteiligung von Deutschen an der Herstellung biologischer und chemischer Waffen im Ausland mit drastischen Freiheitsstrafen zu bedrohen.

In der Sprechsprache, wie sie „Lieschen Müller“ benutzen und sicher auch verstehen könnte, würde der Satz dann so lauten:

Also, die Regierung will jetzt richtig durchgreifen und viel schärfer gucken, welche deutschen Firmen im Ausland mitmischen, um dort Waffen bauen, und zwar solche, die durch Chemie oder irgendwelche Mikroben Menschen töten. Wer so etwas tut, soll ins Gefängnis. Ja, das hat die Regierung am Mittwoch beschlossen.

Als „Mittelding“ zwischen einer „elitären“ Sprache und der von „Lieschen oder Heinrich Müller“ könnte ich folgende Version anbieten:

Die Regierung hat am Mittwoch zugestimmt, daß viel strenger kontrolliert werden soll, wer welche Waren ins Ausland liefert. Außerdem wurde beschlossen, deutsche Bürger, die daran beteiligt sind, chemische und biologische Waffen im Ausland herzustellen, mit hohen Gefängnisstrafen zu bedrohen. Chemische Waffen tragen giftige Stoffe, z.B. Gase, in sich und verseuchen dadurch Menschen, Tiere und Pflanzen. Biologische Waffen dagegen sind mit lebenden Organismen bestückt, z.B. Viren oder Bakterien, die bei allen Lebewesen, die von ihnen infiziert werden, Krankheiten oder den Tod bewirken können.

So etwa könnte unsere Nachrichtensendung für Kinder, „logo“, diese Meldung formulieren. Aber für die 19.00-Uhr-„heute“-Sendung ist das auch keine Lösung, zumal wir nicht jedesmal erklären könnten, was C- oder B-Waffen sind. Nachrichten sind keine Volkshochschule!

Ich fasse zusammen:

Die Kritik Straßners läßt außer acht, welche Entwicklung die Sprache in den Nachrichtensendungen genommen hat. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit für „Hörer“ legen wir Wert auf einen logischen und klaren Aufbau jeder Meldung und auf einfache Sätze ohne Verschachtelung. Außerdem bemühen wir uns, möglichst „volksnah“ zu formulieren. Maßstab ist die Alltagssprache, die aber in den Nachrichtensendungen nicht ohne Einschränkung angewandt werden kann.

Grenzen werden gesetzt durch die gebotene Präzision der Formulierungen (die Umgangssprache ist eben nicht immer genau) und auch durch das Gebot, Nachrichten und Kommentare zu trennen. Allein dieses gesetzliche Gebot prägt in erheblichem Umfang Stil und Inhalt von Nachrichten und damit auch die Nachrichtensprache. Allzu volkstümliche Redewendungen können Sachverhalte verfälschen. Schmückendes

Beiwerk, wie gefällige Adjektive, bringen schnell durch die Hintertür den persönlichen Kommentar in die Nachricht. Außerdem stören überflüssige Formulierungen den Nachrichtenfluß. Hier sind also sprachlichen „Lockerungsübungen“ in Nachrichtensendungen unverrückbare Schranken gesetzt.

Zu These 3 von Professor Straßner,
nach der „das Fernsehen die verhüllende Sprache der Politiker über-
nehme, so daß ein 'verkürztes Denken' der Journalisten auch auf die
Konsumenten, auf die Bürger übergreife“.

Es wird Sie nicht wundern, daß ich auch diese These – bei allem Respekt – nicht akzeptiere, obwohl ich dankbar bin, daß Straßner den Finger auf eine Wunde legt, und ich gerne mit ihm zusammen überlegen möchte, wie man auf diese Entwicklung heilend einwirken kann.

Zunächst wehre ich mich dagegen, das Fernsehen zum alleinigen Sündenbock für Fehlentwicklungen in der Sprache zu stempeln. Sie sollten das Fernsehen vor allem nicht überfordern. Ich bin ein alter Zeitungsmann und bedauere, daß für die Masse der Zuschauer das Fernsehen als das „vertrauenswürdigste“ Medium gilt, denn ich bin davon überzeugt, daß ohne Zeitungen, ohne das geschriebene, differenzierte Wort die Informationen aus dem Fernsehen unzulänglich bleiben. Wir liefern das Neueste in Kürze. Wer es genau wissen will, kann auf die Zeitung nicht verzichten. Wir ergänzen uns. Wir wecken Appetit. Den Hunger muß man woanders stillen. Daß durch das Fernsehen die Auflagen der Zeitungen zurückgingen, wie befürchtet wurde, ist ein Märchen geblieben. Die Zeitungsauflagen sind im Gegenteil kräftig gestiegen.

Die Gefahr, daß die Bürger vom „verkürzten Denken“ der Fernsehjournalisten infiziert werden könnten, halte ich angesichts der vielen Medien für nicht so groß wie der Herr Professor, dem ich übrigens auch widersprechen möchte, wenn er den Kommentar als medienfremd bezeichnet. Erstens sind wir durch den Staatsvertrag auch zur Meinungsbildung verpflichtet, und Meinung kann man vor allem dadurch bilden, daß man eine Meinung anbietet. Zweitens wäre es nach meinem journalistischen Selbstverständnis eine wesentliche Einschränkung der Meinungsfreiheit, wenn man ausgerechnet im verbreitetsten Informationsmedium den Kommentar unterlassen oder sogar untersagen würde. Manche Politiker wollen das. Sie werden sich hoffentlich nicht durchsetzen.

Daß man Kommentare deutlich formulieren und nicht nur als Analyse nutzen sollte, steht auf einem anderen Blatt. Auch die Verallgemeinerung von Professor Straßner, daß Moderatorentexte vorfabriziert seien,

stimmt nicht ganz, denn in live-Situationen muß man in der Regel auch die Moderation frei formulieren. Ruprecht Eser vom „heute-journal“ ist ein gutes Beispiel für einen Fernseh-Moderator, der auf vorfabrizierte Texte nicht angewiesen ist, bei dem es übrigens auch keine „ritualisierten Interviews“ gibt. Auch die Behauptung Straßners, in den Nachrichtensendungen dominiere die Bildinformation, ist fragwürdig, weil wir a) ein Bildmedium sind – was soll denn bei uns sonst dominieren – und b) der Vorwurf, wir vernachlässigten die Wortinformation, haltlos wäre, wie ein Vergleich mit den wichtigsten Meldung einer Zeitung jeden Tag beweist.

Den Vorwurf Straßners, daß vorwiegend Meinungen exponierter Persönlichkeiten von Regierungs- und Parteienvertretern wiedergegeben werden, halte ich für merkwürdig, denn die Wiedergabe von Meinungen gewählter Mandatsträger ist eine selbstverständliche Informationspflicht in einer repräsentativen Demokratie, wie auch das Bundesverfassungsgericht kürzlich festgestellt hat, als es den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten die Pflicht zur Grundversorgung in der Information auferlegte. Den Vorwurf, Meinungen von Bürgern ohne Funktion kämen dagegen nur selten vor, halte ich für unangemessen, wenn ich an die vielen Publikumsrundsendungen denke. Ich selbst habe im ZDF viele Bürgersendungen moderiert.

„Democracy ist government by discussion“. Wir haben die Aufgabe, die Positionen der Gewählten immer wieder darzustellen. Das ist ein Stück demokratische Kontrolle. Natürlich gehört zur Grundinformation auch die Meinung der Bürger. In Meinungsumfragen, die wir institutionalisiert haben, und Bürgersendungen, wie ich sie entwickelt habe sowie Straßenumfragen versuchen wir dem gerecht zu werden. Außerdem verstehen wir Journalisten uns auch als Anwalt des Publikums.

Aber die verschleiernde und verhüllende Sprache der Politik ist objektiv ein Problem. Die Worthülsen und Plastikwörter (Uwe Pörksen sei Dank für diese treffende Wortschöpfung) nehmen immer mehr zu. Politiker glauben, so reden zu müssen, daß ihre Aussagen (insbesondere vor den Medien) den größtmöglichen Konsens erreichen. Ungenaue Äußerungen werden demnach bevorzugt, weil sie weniger Widerspruch hervorrufen als genaue. So tut der Satz von der „progressiven Anpassung des Steuersatzes“ schon darum weniger weh, weil nicht jeder gleich kapiert, was damit gemeint ist.

Tatsächlich ist es oft sehr schwer, in Nachrichtensendungen die Sprache, z.B. von Politikern, durchschaubar zu machen. Wenn man Zitate interpretiert, begibt man sich in die Gefahr der Verfälschung, zumindest setzt man sich leicht dem Vorwurf aus. Am liebsten wäre den Politikern, wenn

man ihre Äußerungen ungekürzt, unkommentiert wie in einem Staatsfersehen vermittelte. Journalisten, die fragen, erklären und kommentieren, stören nur. Das wird niemand öffentlich sagen, aber manche denken so.

Ohne das Zitat – indirekt oder wörtlich – und ohne O-Töne wird eine Nachrichtensendung freilich nie auskommen, zumal wenn sie ein Bild der Wirklichkeit wiederzugeben hat, zu der die politische Diskussion über wichtige Themen natürlich gehört. Die Frage ist nur, mit dem richtigen Spürsinn bei den Zitaten die Spreu vom Weizen zu trennen und die Meßlatte des Neuigkeitswertes konsequent anzulegen.

Im übrigen haben wir in den Nachrichtensendungen des ZDF von Anfang an den Akzent besonders auf die journalistische Eigenleistung gelegt. Korrespondentenberichte, Erklärstücke, Interviews und Kommentare helfen, schwierige Vorgänge durchschaubar zu machen. Damit wollen wir auch – in Professor Straßners Sinne – Vernebelungstendenzen in der Sprache der Akteure entgegenwirken.

Die Thesen 4 und 5 von Professor Straßner betreffen den Unterhaltungsbereich, wo Sprech- und Schriftsprache (auch wegen der simplen Handlungsabläufe) nicht auseinanderklaffen. Hier gibt es auch nicht die Probleme der Text-Bild-Schere, denn das Dargestellte bildet mit dem Gesprochenen eine Einheit und entspricht weitgehend unseren täglichen Erfahrungen. Deswegen gibt es hier auch kaum Verständigungsschwierigkeiten.

Interessant ist die Anmerkung Straßners, in der er bemerkenswerterweise der Sportberichterstattung im Fernsehen eine „angemessene Sprach- und Stilform“ zugesteht. Ich würde hier manche Einschränkungen, insbesondere im Blick auf die Brutalisierung des Sports, aber auch auf die Sprache machen. Dennoch gibt es auch hervorragende Beispiele für Straßners Anerkennung, und das ist kein Wunder, denn Sportreporter haben auch andere Aufgaben als Korrespondenten! Sie dürfen emotional sein, beschreiben nur tatsächliche Abläufe und bieten nur dann Hintergründe, wenn sportlich „nichts zu sehen“ ist. Abgehackte Sätze, Wiederholungen, Ausrufe, das alles ist einem Sportreporter gestattet – aber nur ihm! Er kämpft nicht mit der Text-Bild-Schere, muß nicht einen bestimmten Stoff vermitteln, darf Meinungen loswerden, darf sich freuen und darf bedauern. Das alles verhilft einer Sportreportage zu „Lebensnähe“. Bei einem Filmbericht in einer Informationssendung aber wären derartige Stilmittel fehl am Platze.

Sprache im Fernsehen Beobachtungen zum Sprachgebrauch in der ZDF-Nachrichtensendung „heute“¹

Die Nachrichtensprache ist fast ein Spiegel der Fernsehsprache schlechthin. Denn sie ist vielfältig: Berichte, Kommentare, Interviews. Die Interviewpartner sind Politiker, Experten, Kulturträger und Leute aus dem Volke. Entsprechend vielgestaltig ist die fachsprachliche, mundartliche und sozialschichtenspezifische Einfärbung der unterschiedlichen Textbeiträge einer Nachrichtensendung. Ab und zu gibt es sogar Minibeiträge mit Showeffekt, die dem Unterhaltungsbereich einen (wenn auch sehr bescheidenen) Platz in der Nachrichtensendung einräumen. Somit sind die Thesen 1 bis 3 von Erich Straßner auch auf die Nachrichtensendungen der heute-Redaktion (täglich 19 Uhr) anwendbar. Diese Sendung wird von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfS) täglich sprachkritisch und sprachberatend begleitet. Beteiligt sind Margot Dietrich, Uwe Förster, Christa Joisten, Gerhard Müller, Franz Planatscher, Ingrid Samel und Helmut Walther, deren Dienst wöchentlich wechselt. Unmittelbar nach jeder Sendung wird die erste Sprachkritik telefonisch durchgegeben, damit sie in der „Manöverkritik“ berücksichtigt werden kann. Jeden Mittwoch diskutieren wir unser Wochenprotokoll mit den Redakteurinnen und Redakteuren in Mainz. Hilfsmittel unserer Arbeit sind der Mitschnitt und das Sprechermanuskript. Meine Ausführungen stützen sich auf die Beobachtung von ca. 700 Nachrichtensendungen. Aufgrund dieser Arbeitserfahrung erlaube ich mir, zu Erich Straßners Thesen 1 bis 3 Stellung zu nehmen.

These 1:

Der Text wird zugunsten des Bildes vernachlässigt (Text-Bild-Schere).

Für diese These sprechen folgende Berichtsthemen:

Sportereignisse (z.B. Tennisturniere) lassen sich durch das Bild unmittelbarer und komplexer vermitteln als durch Worte. Naturkatastrophen, Unglücksfälle und Verbrechen (z.B. die Gladbecker Geiselnahme im August 1988) wirken im Bild emotionaler als in der Sprache.

Gegen diese These spricht folgendes:

Auslandskorrespondenten „machen ihre Aufsager“ (so der Redaktionsjargon) häufig vor einem klischeehaften Bildhintergrund, etwa Joachim

¹ Erweiterte Lesefassung.

Holtz vor der Kremulkulisse, bisweilen tritt noch ein Interviewpartner hinzu. Häufig gibt es entbehrliche Bilder, die nichts weiter sind als überflüssiger Dekor zu den Meldungen, so ein Foto vom leeren Plenarsaal im Rathaus Schöneberg, als vor der letzten Wahl in Berlin (am 29. Januar 1989) die Rede war von der Mindestabgeordnetenanzahl, von Überhangmandaten u.ä.

Ausgewogen ist das Verhältnis von Bild und Sprache bei kommentierten Graphiken (z.B. die Entwicklung der Arbeitslosenstatistik oder Trendmeldungen bei Wahlen).

Ergebnis:

Erich Straßners These 1 ist für die heute-Sendung kaum relevant, jedenfalls nach meinem persönlichen Eindruck, dieser stützt sich allerdings nicht auf eine systematische Untersuchung.

These 2:

Im Informationsbereich des Fernsehens herrscht eine elitäre Schreib- und Lesesprache statt der Sprech- und Hörsprache.

In den heute-Nachrichten gibt es sowohl die Schreib- und Lesesprache als auch die Sprech- und Hörsprache. Wir wollen hier nicht quantifizieren, sondern darstellen, was für welchen Sprachtyp charakteristisch ist.

Zeugen einer Sprech- und Hörsprache sind:

- Die saloppe Stilebene

Sprechsprache ist ungezwungen und locker; Wörter der „unteren Stil-schichten“ sind durchaus erlaubt²; Beispiele:

Zwei-Tage-Poker um leere Kassen³; auf Wunsch der Delegation aus dem Osten⁴ (Vorschlag: ... aus der DDR); das wirtschaftliche Ausbedeuten⁵; der parlamentarische Staatssekretär im Verteidigungsministerium will gehen⁶ (Vorschlag: zurücktreten); für Zahnersatz, Brillen

² Vgl. hierzu Wolfgang Fleischer, Georg Michel et al.: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. 3. Auflage. Leipzig 1979, S. 254.

³ Die folgenden Daten geben an, aus welcher heute-Sendung (19 Uhr) zitiert wurde. 04.12.1987.

⁴ 09.09.1987.

⁵ 08.12.1987.

⁶ 14.12.1988.

und Hörgeräte ... muß draufgezahlt werden⁷ (Vorschlag: An den Kosten für ... muß sich der Patient mehr beteiligen als bisher).

Die GfdS schlägt bisweilen vor, statt der saloppen die standard-sprachliche Stilebene zu wählen; sie hat dafür zwei Gründe: Die Wortwahl muß dem Gegenstand der Nachricht angemessen sein, wenn sie seriös bleiben soll. Außerdem: Die saloppe Ausdrucksweise wirkt meist expressiv. Ein Zuviel an Expressivität aber führt zu Monotonie.

– Verkürzte Formulierungen

In der Sprechsprache formuliert man „sprunghaft“, einzelne Satzglieder können unterdrückt werden⁸, man assoziiert sie zwar gedanklich, aber spricht sie nicht aus; Beispiel:

... daß es bei Ausreisen aus der DDR keine Obergrenzen geben werde⁹ (schriftsprachlich: ... daß die DDR die Zahl der Ausreisegenehmigungen nicht begrenzt).

– Anakoluthe

Wenn man ungezwungen und impulsiv spricht, so stellt sich das Anakoluth hin und wieder von selbst ein¹⁰, hier zwei Beispiele aus Korrespondentenberichten:

Trotz immer größerer Fahndungserfolge – die Rauschgifthändler bringen immer mehr Stoff in die Bundesrepublik.¹¹ Das Grenzsicherungssystem sei inzwischen so perfekt – hieß es heute in der Arbeitsgemeinschaft 13. August –, der Schießbefehl könne deshalb abgeschafft werden.¹²

Die GfdS macht auf Anakoluthe als Merkmale gesprochener Sprache aufmerksam, um so das Sprachempfinden zu schärfen; sie hütet sich aber, eine „regelgrammatische“ Umformulierung vorzuschlagen.

⁷ 16.12.1988.

⁸ Hierzu: Fleischer/Michel (Anm.2), S. 255.

⁹ 21.04.1988.

¹⁰ Vgl. hierzu Erhard Agricola, Wolfgang Fleischer, Wolfgang Protze (Hrsg.): Kleine Enzyklopädie: Die deutsche Sprache. Band II. Leipzig 1970, S. 1118.

¹¹ 25.01.1989.

¹² 11.08.1987.

– Syntaktische Ellipsen

Sätze ohne finites Verb. Dieses kann – wie soeben gezeigt – fehlen, wenn dadurch die Mitteilungsfunktion nicht beeinträchtigt wird, weil die Kommunikationssituation das volle Verständnis gewährleistet.¹³ Wenn die Nachrichtensendung beginnt, weiß jeder, daß über etwas berichtet wird; es müssen nur noch (wie in den Überschriften der Zeitung) die Themen genannt werden; Beispiele:

Gesprächsthema Nr. 1: das anhaltend schlechte Wetter¹⁴ ; Gedenken an den Arbeiteraufstand in der DDR am 17. Juni 1953¹⁵ ; Großdemonstrationen gegen die Rassentrennung in Südafrika – beim Evangelischen Kirchentag in Frankfurt.¹⁶

Zwischenbilanz:

Saloppe Stilelemente, verkürzte Formulierungen, Anakoluthe und syntaktische Ellipsen – das sind beredte Zeugen für die Sprech- und Hörsprache in den heute-Nachrichten.

Da Nachrichtensprache meist aufgeschrieben und vorgelesen wird, stellen sich die Merkmale der Schreib- und Lesesprache gleichsam von selbst ein, begünstigt durch den Willen und die Pflicht, in kurzer Zeit (der durchschnittliche Korrespondentenbericht dauert 90 bis 100 Sekunden!) möglichst viel mitzuteilen.

Zeugen einer Schreib- und Lesesprache sind:

– Überdehnte Satzklammern

Sie überfordern das Speichervermögen vieler Zuschauer; Beispiel:

*Militante Schiiten hatten zuvor mit Anschlägen auf amerikanische Einrichtungen als Vergeltung für den Angriff der US-Marine auf iranische Ölplattformen gedroht.*¹⁷

Bis zu *gedroht*, dem Zielpunkt der Erwartung, muß der gesamte Satzinhalt gespeichert werden; am Satzende erfolgt blitzartig volles

¹³ Fleischer/ Michel (Anm. 2), S. 177f.

¹⁴ 19.06.1987.

¹⁵ 17.06.1987.

¹⁶ 20.06.1987.

¹⁷ 24.10.1987. Unterstreichungen in Zitaten stammen vom Referenten.

Begreifen, indem man alle vorangegangenen Inhaltselemente zusammenrafft.¹⁸ Müssen viele Inhaltselemente gespeichert werden, dann mißlingt das Speichern, dann ist das Verständnis des Satzes gestört. Deshalb müssen überdehnte Satzklammern vermieden werden.

Für den genannten Fall empfiehlt die GfdS, den zweiten, den nichtfiniten Prädikatsteil vorzuziehen, um so die Satzklammer zu verkürzen:

Militante Schiiten hatten zuvor mit Anschlägen auf amerikanische Einrichtungen gedroht, und zwar als Vergeltung für den Angriff der US-Marine auf iranische Ölplattformen.

Da wir das Passiv durch Umschreibung bilden, entstehen durch dieses Genus verbi zwangsläufig Satzklammern; Beispiel:

*Nach zuverlässigen Informationen ist der als konservativ geltende Wunschkandidat des Papstes schon vorgestern vom Kölner Domkapitel gewählt worden.*¹⁹

Die GfdS empfiehlt folgende syntaktische Entlastung: Das Aktiv wählen und mehrere kurze Sätze bilden, etwa so:

Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir: Das Kölner Domkapitel hat schon vorgestern den Wunschkandidaten des Papstes gewählt; er gilt als konservativ.

Eine besonders hohe Verständnisbarriere entsteht, wenn die überdehnte Satzklammer zusammen mit einer nominal geprägten Formulierung auftritt; Beispiel:

*Das Bundeskartellamt wird die Vergabe der Fernsehrechte für Bundesligaspiele durch den deutschen Fußballbund an die Ufa-Filmgesellschaft prüfen.*²⁰

Der Nominalstil konzentriert begriffliche Benennungen.²¹ Statt Konjunktionen stehen Präpositionen. Die gedankliche Konzentration in einem solchen Lexikonstil ist zu stark, die sprachliche Struktur zu monoton, jedenfalls für die Nachrichtensprache. Deshalb schlagen wir vor, das zitierte Beispiel zu „verbalisieren“, etwa so:

¹⁸ Georg Möller: Praktische Stillehre. 3. Auflage, bearbeitet von Ulla Fix; Leipzig 1980, S. 48f.

¹⁹ 16.12.1988.

²⁰ 26.05.1988.

²¹ Vgl. hierzu: Fleischer/Michel (Anm. 2), S. 230ff.

Das Bundeskartellamt wird prüfen, ob der deutsche Fußballbund die Fernsehsenderechte für Bundesligaspiele an die Ufa-Filmgesellschaft vergeben darf.

Fernsehnachrichten sind Sprechtexte, die nur dann verstanden werden, wenn man sie aufgelockert und abgestuft (Haupt- und Nebensatz) formuliert.

– Monströse Attribute

Auch sie machen das Verständnis eines Satzes schwer oder unmöglich, weil das Merk- und Speichervermögen des Zuschauers überfordert wird, in der Regel durch riesige verbale Keile, die zwischen einen Artikel und das dazugehörige Substantiv getrieben werden; Beispiel:

*Die nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl in der europäischen Gemeinschaft festgesetzten Höchstwerte für Radioaktivität in Lebensmitteln bleiben in der Bundesrepublik weiterhin gültig.*²²

Die GfdS empfiehlt, Relativsätze statt monströser Attribute zu wählen, etwa so:

Die Höchstwerte für Radioaktivität in Lebensmitteln, die nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl in der europäischen Gemeinschaft festgesetzt wurden, bleiben in der Bundesrepublik weiterhin gültig.

Zwar muß der Zuhörer auch bei Relativsätzen eine Speicherleistung vollbringen, sie ist jedoch nicht so groß wie bei Attributen.

– Erweiterte Objekte in Spitzenstellung

Wird ein Satz mit einem Objekt, meist ist es ein Akkusativobjekt, eröffnet, so wirkt dieses Objekt expressiv, es trägt die Sinnbetonung des Satzes.²³ Dies ist der Grund dafür, daß viele Sätze der Nachrichtensprache mit einem Objekt beginnen; oft wird es erheblich ausgebaut. Ein Beispiel:

*Maßnahmen gegen die wachsenden Müllberge in den Gemeinden haben heute im Bundestag alle Fraktionen gefordert.*²⁴

²² 21.10.1987.

²³ Vgl. hierzu: Fleischer/Michel (Anm. 2). S. 137. Außerdem: Erich Drach: Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft) 1963, S. 17f. Es handelt sich um den fotomechanischen Nachdruck der 3. Aufl. (Frankfurt a.M. 1940).

²⁴ 14.01.1988.

Auch in solchen Konstruktionen muß viel, zu viel gespeichert werden, bis der Handlungsträger des Satzes, bis das Subjekt endlich genannt wird. Hier gilt wiederum: Wenn das Speichern mißlingt, dann kommt keine Kommunikation zustande, dann verpufft die Nachricht, ohne den Adressaten wirklich zu erreichen. Durch eine andere Wortfolge kann der genannte Satz nur geringfügig an Durchschaubarkeit gewinnen; Beispiel:

Gegen die wachsenden Müllberge in den Gemeinden haben heute alle Fraktionen im Bundestag Maßnahmen gefordert.

Besser wäre es, zwei Sätze zu bilden; Vorschlag:

Die Müllberge in den Gemeinden wachsen immer mehr. Maßnahmen dagegen haben heute alle Fraktionen im Bundestag gefordert.

Ergänzung: Zwar gehören die folgenden Formulierungstypen nicht zu den Charakteristika einer Schreib- und Lesesprache, aber sie bewirken das gleiche: Verständnisbarrieren für den Fernsehzuschauer.

– Spreizstellung bei der Wortfolge

Ein Sonderfall der Spitzenstellung ist das vorgezogene Adverb; das folgende Beispiel zeigt ein adverbial gebrauchtes Adjektiv:

*Frankreich hat ... unterirdisch einen atomaren Sprengsatz gezündet.*²⁵

Hier liegt auf *unterirdisch* ein Sinnakzent. Allerdings wird dabei in Kauf genommen, daß das Adverb schon wieder vergessen ist, bevor das dazugehörige Verb gesprochen wird. Deshalb empfiehlt die GfdS in vielen Fällen: Das Adverb so nahe wie möglich an das Verb stellen; hier:

F. hat ... einen atomaren Sprengsatz unterirdisch gezündet.

– Die „zögerliche“ Verneinung

Informationsirritierungen können auftreten, wenn Verneinungen *expressis verbis* zu spät ausgesprochen werden; Beispiel:

*Vertreter der Ölwirtschaft sprachen davon, daß trotz der Schäden mit einer längeren Unterbrechung der Ölverladung nicht zu rechnen sei.*²⁶

²⁵ 22.06.1987.

²⁶ 22.10.1987.

Zwar schränkt das Wort *trotz* ein, es läßt eine Verneinung erahnen, deutlicher jedoch wäre es, wenn die Verneinung schon früher ausgesprochen würde; Vorschlag:

... daß trotz der Schäden nicht mit einer Unterbrechung ... zu rechnen sei.

– Irreführende Satzverknüpfungen

Eine sprachliche Verknüpfung von Sätzen, die von der Sache her nicht gerechtfertigt ist, kann gedanklich in die Irre führen. Einen solchen Irrweg muß man beim weiteren Aufnehmen der Nachricht korrigieren. Darüber kann die nächste Nachricht „verpaßt“ werden. Um dem vorzubeugen, hüte man sich vor unkorrekten Satzanschlüssen wie beispielsweise dem folgenden:

Von morgen an sollen alle Überlebenden evakuiert und die Hilfstruppen abgezogen werden. Das erfuhren Auslandskorrespondenten in dem Katastrophengebiet. Spitak werde eingeebnet und bleibe ein ewiger Friedhof, hieß es. Auch das deutsche Rote Kreuz teilte mit, daß die in Spitak eingesetzte Hundestaffel ihre Arbeit beendet habe.²⁷

Das von mir hervorgehobene *auch* ist unscharf, weil es entgegen der Erwartung keine Gleichsetzung meint, sondern zu verstehen ist wie folgt:

In diesem Zusammenhang teilte das Deutsche Rote Kreuz mit, daß ...

Methodischer Vorbehalt

Meine Darstellung sprachlicher Verständnisbarrieren in den Fernsehnachrichten hat ein methodisches Manko von Gewicht: Die Beispiele müßte ich in einem größeren Kontext bieten, und zwar in Bild und Ton. Fernsehnachrichten „leben“ mit den jeweiligen Sprechern. Die meisten von ihnen sind in der Stimmführung so geschickt, daß vieles leicht erfaßbar wird, auch so manches überladene Attribut, ja sogar überdehnte Satzklammern und stark erweiterte Objekte in Spitzenstellung sowie andere geballte Informationen. Das alles kann durch eine geschickte rhythmische Gliederung verständlich werden. Verständlich – dieses Stichwort weist auf das

²⁷ 14.12.1988.

Fazit der 2. These von Erich Straßner:

Die übliche Sprache im Informationsbereich des Fernsehens erreicht nicht alle interessierten Adressaten und kann deshalb nicht als Informations- und Bildungsinstrument gerechtfertigt werden.

Dies trifft teilweise zu auf meine exemplarischen Belege für die Schreib- und Lesesprache sowie für andere komprimierte Formulierungen, denn sie kann der Durchschnittszuschauer gar nicht oder nur mit Mühe erfassen. Der Grund: Was fehlt, das ist die Durchschaubarkeit der Sprache, die seit der Antike geforderte Perspicuitas, die Clarté. Verständnisschwierigkeiten dieser Art sind begründet im Syntaktischen.

Vergleichbare Kommunikationshindernisse kann das Vokabular verursachen, beispielsweise die Wörter fremder Herkunft. Nicht alle wissen, daß man in der Sowjetunion von *Deputierten*²⁸ spricht, wenn Abgeordnete gemeint sind. Hier gäbe es – sofern dies der Zusammenhang nicht überflüssig macht – die „Einworterklärung“. Dies ist nicht immer so; Beispiel:

*Unter Berücksichtigung aller Komponenten [Teilkkräfte?] könne sich keine Seite einen entscheidenden militärischen Vorteil ausrechnen.*²⁹

Für die deutsche Wiedergabe von *Komponente* bietet sich nur „Teilkraft“ an, ein Wort, das die Bedeutung von *Komponente* nur unbefriedigend spiegelt. Dankenswerterweise sind die Nachrichtenredakteure sparsam im Umgang mit Fremdwörtern. Fachwörter dagegen lassen sich nicht immer umgehen; das ZDF bemüht sich aber um Erklärungen; Beispiel:

*Das Bruttosozialprodukt – das ist der Ausdruck für die gesamtwirtschaftliche Leistung – stieg 1987 real nur um 1,7 Prozent.*³⁰

Andere Fachwörter werden nicht erklärt; Beispiel:

*Das autonome Gebiet Nagorny Karabach soll inzwischen völlig von Soldaten besetzt sein.*³¹

Man kann aber von den Fernsehnachrichten nicht verlangen, daß sie ein Konversationslexikon ersetzen; dort wird wortreich erklärt, was in der Sowjetunion unter einem *autonomen Gebiet* zu verstehen ist. Eine ganze

²⁸ 26.05.1988.

²⁹ 30.01.1989.

³⁰ 13.01.1988.

³¹ 06.07.1988.

Reihe von Benennungen wird hingenommen, ohne daß nach der Bedeutung ihrer sprachlichen Bestandteile gefragt wird; Beispiel:

*Die Sowjetunion hat ihre ersten atomaren Mittelstreckenraketen aus der DDR und aus der Tschechoslowakei abgezogen. Es handelt sich um den Raketentyp SS-12. Die Raketen werden mit der Bahn in die Sowjetunion gebracht.*³²

Warum fragt so gut wie keiner, wofür die Buchstabenkombination SS hier steht? Es ist (so hätte der Nachrichtenredakteur erklären können) eine Bezeichnung, welche die Nato für bestimmte sowjetische Raketen benutzt, nämlich für surface to surface missiles (engl. surface = dt. Oberfläche). Es handelt sich also beispielsweise um Boden-Boden-Raketen.

Aber auch doppeldeutige Wörter schaffen Verständnisklappen; Beispiel:

*In Bonn erwartet man, daß Hamadei... in der Bundesrepublik vor Gericht gestellt und nicht an die USA ausgeliefert wird. Dabei ist offenbar die Sorge um die im Libanon entführten Deutschen Cordes und Schmidt ausschlaggebend.*³³

Nachrichtensprache sollte eindeutig sein. Deshalb rät die GfdS ab vom Gebrauch doppeldeutiger Wörter wie *offenbar*. (Es bedeutet sowohl 'klar ersichtlich' als auch [lediglich] 'dem Anschein nach'; die zuletzt genannte Bedeutung ist hier wahrscheinlich gemeint.)

Sätze können ebenfalls doppeldeutig sein; Beispiel:

*Die Aufständischen (ergänze: auf Sri Lanka) sollen bisher 600 Mann verloren haben, während die Inder von 150 Toten berichten.*³⁴

Es sollte in der Formulierung schärfer zum Ausdruck kommen, daß jeder von seinen eigenen Verlusten berichtet; Vorschlag:

Die Aufständischen sollen bisher 600, die Inder dagegen lediglich 150 Mann verloren haben.

Verständnishürde Sprechtempo

In den heute-Nachrichten wird oft zu schnell gesprochen und zuviel mitgeteilt. Die Folge: Viele Meldungen „rauschen am Zuschauer vorbei“, ohne daß er sie aufnehmen kann. Denn nicht alle Nachrichtenempfänger sind professionelle Zuhörer. Die Rechnung ist einfach: Zwei Meldungen, welche das Aufnahmevermögen vieler Zuschauer überfordern, sind

³² 25.02.1988.

³³ 22.06.1987.

³⁴ 21.10.1987.

ihrer Wirkung nach gar keine Meldung. Verwendet man aber die zur Verfügung stehende Zeit für nur eine Meldung, die verstanden wird, so beträgt der Informationsgewinn 100 %.

Bewertung von Straßners 2. These

Im Informationsbereich des Fernsehens gibt es sowohl die Sprech- und Hörsprache als auch die Schreib- und Lesesprache. In der Nachrichtensprache sind Verständnishürden zu beklagen, ausgelöst von einer beträchtlichen Informationsdichte, zu hohem Sprechtempo, Fremd- und Fachwörtern sowie vom Mangel an Perspicuitas, an Durchschaubarkeit der Texte.

Die GfdS hat keine quantitative Analyse erhoben, um zu prüfen, wie sich die leichtverständlichen Passagen zu den nur schwer verständlichen verhalten. Aber die vom ZDF vertraglich vereinbarte sprachliche Beratung der Nachrichtenredakteure beweist: Das ZDF bemüht sich ernstlich um eine verständliche Nachrichtensprache. Erich Straßners 2. These muß für die heute-Nachrichten des ZDF zurückgewiesen werden, u.a. weil sie zu pauschal ist.

These 3:

Das Fernsehen hat im Informationsbereich die verhüllende Sprache der Amtsträger so stark angenommen, daß sie von den Konsumenten mehr und mehr übernommen wird.

Natürlich findet man bisweilen die verhüllende Sprache der Amtsträger in den Fernschnachrichten, ohne daß solche Verhüllungen immer expressis verbis als Zitate gekennzeichnet werden. Die GfdS empfiehlt, verbale Zitatmarkierungen einzubauen oder objektive Benennungen zu wählen, Benennungen, die Fakten vermitteln, nicht Wertungen. So soll der Gefahr vorgebeugt werden, daß ein verbal „maskierter Ausdruck“ vom Nachrichtenkonsumenten irrtümlich für das „wahre Gesicht“ einer Benennung gehalten wird. Dies betrifft Euphemismen und Kakologismen.

– Euphemismen

Am 7. Juli 1988 hieß es angemessen:

In Teheran haben etwa zehntausend Menschen an einer Trauerfeier für die 290 Opfer der Airbuskatastrophe teilgenommen.

In beschönigender Weise war einen Tag später vom „Airbuszwischenfall“ die Rede. Auf diplomatischer Ebene sprach man vom „Zwischenfall“:

*Über den Zwischenfall, bei dem 290 Menschen ums Leben gekommen waren, sprach Schewardnadse in Moskau mit dem amerikanischen Botschafter.*³⁵

Man sollte auch nicht sagen, daß beim Gladbecker Geiseldrama *drei Menschen starben*³⁶. Sie fielen ihm zumindest zum Opfer. Diese und ähnliche Monita sind akzeptiert und beherzigt worden. Mancher „amtliche Euphemismus“ kann in bestimmten Berichtssituationen wohl kaum umgangen werden; etwa wenn es heißt:

*Der Bundesrat billigte auch die von der Bundesregierung verschärfte Störfallverordnung für [gegen?] Chemieunfälle.*³⁷

Es stellt sich aber die Frage, ob in der folgenden Formulierung nicht doch eine Beschönigung an den Zuschauer „weitergereicht“ wird:

*Das Kernkraftwerk Gundremmingen in Bayern ist nach einem Störfall gestern nachmittag automatisch abgeschaltet worden.*³⁸

In solchen Fällen fordert die GfdS „akustische Anführungszeichen“, etwa so:

Das Kernkraftwerk ist ... nach einem – wie es offiziell heißt – Störfall ...

– Kakologismen

Es wird öfter pejorativ formuliert als erforderlich; Beispiel:

*Empfang im SED-Hauptquartier.*³⁹

Diese Formulierung weckt Assoziationen an das berüchtigte Führerhauptquartier. Man sollte die offizielle Benennung wählen. Das gilt auch für *Parteivize* in folgendem Satz:

*Auf dem SPD-Parteitag in Münster haben prominente Gewerkschaftsführer den Parteivize Lafontaine mit massiven Vorwürfen überschüttet.*⁴⁰

³⁵ 09.07.1988.

³⁶ 14.12.1988.

³⁷ 26.02.1988.

³⁸ 07.05.1987.

³⁹ 17.11.1988.

⁴⁰ 31.08.1988.

Manchmal genügt eine winzige Änderung, um ein negatives Begleitgefühl zu neutralisieren: Statt *ranghohe Sowjetoffiziere*⁴¹ sollte man „ranghohe sowjetische Offiziere“ sagen. Der Redakteur muß sorgfältig abwägen, ob eine pejorative Ausdrucksweise tatsächlich stimuliert oder ob sie eher verfälschend wirkt, ob sie in negativer Weise verhüllt.

Bewertung von Straßners 3. These

Auch diese These ist ein Pauschalurteil. Der Problembereich wird nicht detailliert erörtert. Ungewürdigt bleiben die vielen geglückten Texte, in denen der Verlockung widerstanden wurde, verhüllende Formulierungen der Amtsträger zu kolportieren. Praktische Hilfen werden nicht angeboten. Es ist aber das Verdienst von Straßner, mit dieser These auf eine große Gefahr hingewiesen zu haben. Denn die verschleierte Formulierung, sei sie nun beschönigend (nicht beschützend!) oder herabsetzend (nicht stimulierend!), verstößt gegen das soziale und gegen das ethische Wertempfinden der Gesellschaft. Es handelt sich dabei um einen gravierenden Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit, um einen Verstoß, der schwerer wiegt als die Verletzung des üblichen Sprachgebrauchs, der verbindlichen Sprachkonventionen und der gemeinhin akzeptierten Sprachlogik. Diese Gebiete werden von Straßners Thesen nicht berührt, unberücksichtigt läßt er auch die Sprachästhetik. Wir bedauern dies um so mehr, als Usus, Konvention, Logik und Ästhetik eine Rolle spielen, wenn wir die heute-Nachrichten sprachkritisch analysieren. So gesehen bietet diese Stellungnahme zu Straßners Thesen nur einen bescheidenen Einblick in unsere sprachkritische Begleitung der heute-Nachrichten.

⁴¹ 25.02.1988.

Sprache im Fernsehen

Aus der Diskussion zu den Beiträgen der Podiumsredner¹

Sigurd Wichter, Münster:

Wichtiger als ein „biedermeierliches Entlangplätschern an der Oberfläche“, wozu der Punkt „Text-Bild-Schere“ zu rechnen ist und die „Ausführungen zu grammatischen Dingen“, ist die von Förster angesprochene Frage nach der Verständlichkeit, denn sie betrifft die Interessenlage des Staatsbürgers, und die ist mit Blick auf die Sprache im Fernsehen die Interessenlage schlechthin.

Wie ist es mit dem Selbstverständnis des Journalisten in politischen Sendungen bestellt? Auf welcher Seite steht er? Sind die Herren unter sich? Lassen sich die Journalisten bisweilen von den Politikern vorführen? Wo ist „derjenige, der hier möglicherweise als 4. Gewalt tätig sein könnte“?

Reinhard Appels Antwort:

Der Journalist steht „auf der Seite derjenigen, die an die Machthaber Fragen zu stellen haben“.

Rainer Wimmer, Mannheim:

Sprache hat „auch mit Inhalten zu tun“. Die Inhalte aber, die in den Nachrichten gesendet werden, „sind in der Regel Null“. Und wenn Herr Förster sagte, es gebe „eine zu große Informationsdichte“, so sehe ich das gar nicht. Da war die Rede von irgendwelchen Treffen in Moskau. Das interessiert uns unheimlich. Aber was ich zu sehen kriege, ist, daß irgendeiner hinter dem Bundeskanzler herläuft und der Bundeskanzler sagt, daß er nichts sagt. Wenn nichts zu sagen ist, dann darf man das auch nicht senden. Die Linguisten müßten auch die Inhalte untersuchen. Das gehört doch zur Sprache dazu.

Erich Straßners Antwort:

„Natürlich beschäftigen wir uns mit Inhalten“. Für den Informationsbereich gilt: „Die Ergebnisberichterstattung ist gering gegenüber der Meinungsberichterstattung“: Diese beträgt mehr als 50 % . Das haben wir ausgezählt.

¹ Zusammengestellt von Hans Bickes und Uwe Förster.

Peter von Polenz, Trier:

Die wissenschaftlich begründete Kritik an der Mediensprache muß „unmittelbar etwas mit politischer Bildung zu tun haben“. Es gibt im Fernsehen eine starke „Tendenz zum Überwiegen des nur emotionalen Wertes gegenüber den rationalen Inhalten“. Das spiegelt sich auch in der Sprache, und zwar in den Textanfängen. Mehr und mehr wird eine Nachricht mit einem „Reiz-Schlagwort“ begonnen, zum Beispiel mit „Reinfall“, „Scheinlösung“, „Eklat“. Dadurch wird man durch profihafte und geistvolle Formulierungen emotional stimuliert, ohne daß man zunächst weiß, worum es sich handelt. Der Sachverhalt kommt zu spät. „Ich glaube, daß dies eine Tendenz ist, die dem traditionellen seriösen Journalismus entgegenläuft.“ Dort war es ja üblich, daß man zuerst sagt, wovon man spricht, daß man also Sachen, Sachverhalte und Personen nennt, bevor Umstände erläutert, Bewertungen vorgenommen und Emotionen geweckt werden. Wenn wir Germanisten etwas für die Anwendbarkeit unserer Wissenschaft tun wollen, so müßte das die politische Bildung betreffen. Wünschenswert ist eine Diskussion über das Verhältnis von Information zu Emotion.

Uwe Försters Antwort:

Eine auffällige Häufung von Reizwörtern am Textanfang wurde nicht beobachtet; künftig soll aber darauf besonders geachtet werden.

Siegfried Grosse, Bochum:

Es ist sehr verwunderlich, daß die vorgesehene Zeit von 22 Minuten für die heute-Nachrichten auch dann voll ausgefüllt wird, wenn einmal „wirklich nichts los ist“. An solchen Tagen beginnen die Fernsehnachrichten oft „mit ganz läppischen Dingen“.

Eine zweite Frage mag jetzt die Kollegen verärgern, „die vorhin schon die Diskussion über Anakoluth gestört hat“. Aber mich würde interessieren: Wie sind denn die Zusammenhänge zwischen Zeitungsdeutsch und Fernsehdeutsch? Im letzten Jahr ist plötzlich ein Phraseologismus aufgekommen, zuerst im negativen Zusammenhang, der sich pilzartig vermehrt hat, nämlich: „Es besteht kein Handlungsbedarf.“ Jetzt hört man schon vom „Entscheidungsbedarf“ und vom „Diskussionsbedarf“. Die Wendung wird jetzt auch im positiven Zusammenhang gebraucht: „Es besteht Handlungsbedarf.“ Ich könnte mir denken, „daß viele Hörer und Seher gar nicht wissen, was das ist“.

Reinhard Appels Antwort:

Wenn nur wenige Nachrichten vorliegen, dann sehen wir darin eine Chance, ausführlichere Reportageberichte zu bringen, ohne Zeitdruck. Auf diese Weise wird die Nachrichtendichte aufgelockert – im Sinne dessen, was Dr. Förster schon gefordert hat.

Uwe Försters Antwort:

„Handlungsbedarf“ – das ist eine Ausdrucksverknappung, die Zeit spart.

Josef Klein, Aachen:

Ich möchte Straßners 3. These dahingehend modifizieren, daß ich mir eine reichere Meinungs-Berichterstattung wünsche als bisher. Mich interessiert, was die Entscheidungsträger, die an einem Gesetzgebungsverfahren beteiligt sind, in dieser Sache zu sagen haben. Zur Meinungsbildung müßte ein breites Meinungsspektrum vermittelt werden vom Journalisten, der in solchen Fällen hinter die Sache zurücktreten und nur noch Medium sein müßte.

Nun noch ein kritisches Wort zu der riesengroßen Auswahl, die der Journalist hat. „Was wird denn aus dem Bundestag zitiert?“ Welche zwei, drei Sätze der Spitzenpolitiker? Meist sind es polemische Sätze, nicht informative. Man erfährt, wenn Blüm etwa der SPD „Falschmünzerei“ vorwirft oder wenn die SPD von der „Herzlosigkeit der Union“ spricht. Ich meine, daß die Nachrichtenredakteure mehr informative Passagen auswählen sollten als knallig-polemische.

Reinhard Appels Antwort:

„Auch die Kontroverse ist eine Information. Und die Sachaufklärung findet in Fachsendungen statt“ (z.B. erklärt das WISO-Magazin Probleme der Wirtschaftspolitik).

Herr Meisel, Mannheim:

Da ich „nicht in dieses Biedermeier der Elefanten-Runde einsteigen will“, frage ich, ob es nicht ganz wesentlich ist, bei diesem sehr ersten Thema der Sprache im Fernsehen und der 4. Gewalt, sich darum zu bemühen, die Ansätze teilnehmender Sprachkritik zu bedenken. Ich möchte diese Diskussion für einen Pseudo-Prozeß halten, der vermieden werden sollte, denn Pseudo-Prozesse in so wichtigen Fragen der Vermittlung von Meinungen und von Informationen führen zu Eruptionen in der Realität. „Und das, glaube ich, ist doch der Hintergrund all dieses Denkens und

Nachdenkens, daß man auf Realität, reale Prozesse reflektiert, auch wenn die methodische Untersuchung zum Beispiel der Glaubwürdigkeit davon zunächst abheben kann."

Hans Glinz, Wädenswil:

„Als Linguist muß ich sagen: Die Rede von Bildsprache scheint mir ganz gefährlich überhöht und eine Metapher. Bilder sind unterstützend für Wirkungen und Wortsprache, aber eine gesonderte Bildsprache anzusetzen, das halte ich schlicht für unmöglich; das ist bei der Pantomime vielleicht möglich und beim Tanz, aber nicht bei Informationen."

Nun das Wichtigste: „Wie weit darf man aus sprachlichen Wendungen auf Gedanken, Gefühle und Haltungen überhaupt schließen? Gibt es da eine direkte Verbindung?" Ist eine Wendung wie „in Angriff nehmen" Ausdruck für eine militaristische Gesinnung oder handelt es sich nicht um einen weitgehend sinnentleerten Phraseologismus, gleichbedeutend mit Wendungen wie „eine Aufgabe anpacken" oder „sich an eine Aufgabe machen"?

Generell ist die Frage zu stellen: „Was in der Sprache ist für ihre Wirkung bei den Rezipienten wie wichtig? Wie wichtig ist die Formenstruktur, wie wichtig sind die einzelnen Floskeln? Und ich muß sogar sagen: Wie schlimm ist es, wenn ein Kanzler etwas biederlich von 'in diesem unserem Lande' spricht?"

Das Kriterium „Was ist wie wichtig?" ist nach meiner Meinung die „Grundlage für jede verantwortbare Sprachkritik".

Karl-Helge Deutrich, Mannheim:

Ich beklage die fehlende Differenzierung, denn zum Thema „Sprache im Fernsehen" wurde Dreiviertel der zur Verfügung stehenden Zeit nur über Nachrichtensprache gesprochen, obwohl es ja noch viele andere Sendesparten gibt, so z.B. Sport, Showbusiness, Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Unterricht und Kunst. All diese Sendungen machen unterschiedliche Sprachformen und unterschiedliche Sprachhaltungen möglich. Ich wünsche mir, daß darauf bei künftigen Untersuchungen noch genau eingegangen wird.

Abschließend möchte ich die Fernsehleute darin bestärken, ihre Nachrichtensendungen länger zu machen.

Sprache in der Literatur

Das ist ein Rahmenthema, das mir wohl mit dem Blick auf meine vorwaltenden Interessen und auf meine Publikationen gestellt worden ist.

Ich bestimme es, mit dem Blick auf die Jubiläumstagung, näher als Rückbesinnung auf meinen Umgang mit dem Thema, in engerer und in weniger enger Verbindung mit dem Institut für deutsche Sprache, und auf die damit gekoppelten Veränderungen der Forschungssituation. Ich gehe dann etwas ausführlicher – anhand von Beispielen – auf mein augenblickliches Interessengebiet ein, das ich allerdings für zentral für die Frage nach der „Sprache in der Literatur“ halte.

Dabei verstehe ich mich durch alle Wandlungen hindurch als „Literaturwissenschaftler mit sprachwissenschaftlichen Interessen“ als Grenzgänger, der dafür bei den eigentlichen Fachleuten um gütige Nachsicht bitten muß.

Es begann 1965 mit meinem 1967 in dem Band „Satz und Wort im heutigen Deutsch“ publizierten Beitrag „Dichtung und Grammatik. Zur Frage der grammatischen Interpretation“,¹ worin ich mich für syntaktisch-semantische Beobachtungen an Texten von Kafka und Trakl der Wortklassen- und Satzteil-Kategorien der traditionellen Grammatik bediente, allerdings mit Einbeziehung der Arbeiten von Hans Glinz und Hennig Brinkmann.

Den nächsten Schritt tat ich mit dem Beitrag „Zur Stilistik der Negation“ in der Festschrift für Hugo Moser 1969,² worin ich auf meinen vorangegangenen Untersuchungen zur „Negation im deutschen Satz“ und zur „Verneinung mit un-“ (1960/1961) aufbaute.³ Dabei war ich mit dem „Paradigmenwechsel“ zur gTG konfrontiert, von deren Basis aus Wolf Dietrich Hartung meinen syntaktisch-semantischen Ansätzen die radikale Trennung von „Oberflächenstruktur“ und „Tiefenstruktur“ entgegenhielt.⁴ Ich beharrte demgegenüber darauf, daß sich in der Negationsdiskussion von Philosophen und in der Dichtersprache „zumindest

¹ Weiss 1967.

² Weiss 1969.

³ Weiss 1961, 1960.

⁴ Hartung 1966.

scheinbar Zusammenhänge zwischen [syntaktischer] Oberfläche und [logischer] Tiefe" (S. 265), ergeben und zeigte das an Beispielen von Hegel, Feuerbach, Heidegger, aus den „Nachtwachen“ von Bonaventura, von Musil, Lessing, Karl Kraus, Kafka, Hölderlin, Goethe, Broch, Nestroy, Lenau.

Die geringe Eignung der gTG für Fragen und Phänomene der Literatursprache hat sich später auch an anderen Stellen gezeigt; sehr zum Schaden des versuchten Brückenschlags zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft, die sich nun wieder entfremdeten.

Ein neues Hoffnungszeichen für eine mögliche Wiederannäherung setzten dann Textwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Semiotik, setzte die anvisierte Verbindung von Syntaktik, Semantik und Pragmatik. Im Anschluß daran versuchte ich im Rahmen des Münchner Gedenksymposiums zu Thomas Manns 100. Geburtstag „Konkurrierende Ansätze sprachlicher Beschreibung und Deutung“ an einem Text Thomas Manns („Beim Propheten“) zu erproben und in ihren Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen.⁵ Ich wollte damit über mich selbst hinaus Literaturwissenschaftlern erneut Mut zur Wiederaufnahme abgebrochener interdisziplinärer Kontakte machen.

Besonders vielversprechend und anregend wurden für mich Harald Weinrichs Beiträge zur Metaphorik, die Metapher nicht mehr als „Wort“ [oder Stilfigur], sondern als Stück Text in Textumgebungen und in textüberschreitenden Situationen (Kontexten) sehen lehrten.⁶

In der Zwischenzeit sind diese Perspektiven im großen und ganzen Allgemeingut geworden, wie der Forschungsbericht „zur sprachlichen Metaphorik“ von Jürgen Nieraad (1977) und der Sammelband zur „Theorie der Metapher“, herausgegeben von Anselm Haverkamp (1983), zeigen.⁷

Dabei fällt die lange tradierte Einschränkung der Metaphorik auf bestimmte Textsorten, wie rhetorische und literarische Texte im engeren Sinn, sie zeigt sich vielmehr über Textsortengrenzen hinaus sprachkonstitutiv. Weiter wird die überkommene Abwertung der Metaphorik als erkenntnishemmend und -störend problematisiert, wird sie als nicht ersetzbarer Gegenpol zum analytisch gewonnenen Erkennen, ja als erkenntnisleitendes Grundmodell für Paradigmen auch des wissenschaft-

⁵ Weiss 1977.

⁶ Weinrich 1976, S. 276-341.

⁷ Nieraad 1977; Haverkamp 1983.

lichen Erkennens gewürdigt (so etwa Hans Blumenberg,⁸ Stichwort „Wissenschaftsmetaphorik“).

Auf der anderen Seite wird zugleich mit dem Verzicht auf die von der linguistischen Poetik versuchte radikale Trennung (Opposition) von Literatursprache und Nichtliteratursprache – Hand in Hand mit einer Erweiterung des Literaturbegriffs, seiner Anwendung auch auf „Gebrauchstexte“ – die Metaphorik als Kernbereich der Literatursprache neu herausgearbeitet. Ich habe dazu beigetragen, mit Titeln wie „Dichtersprache als Problem“ (1974), „Anmerkungen zum Verhältnis von Sprach- und Literaturwissenschaft“ (1985), „Von den Gleichnissen“, zu Kafka und Musil (1986), „Zur Metaphorik Th. Manns und R. Musils“ (1985), „Th. Manns Metaphorik. Zwischenergebnis eines Forschungsprojekts“ (1987).⁹

In der Folge möchte ich nun anhand der verteilten Texte mehr andeuten als ausführen, welche Gesichtspunkte im pauschal charakterisierten Neuansatz wirksam werden (können) und über Früheres hinausweisen. Der Gegenwartsbezug ergibt sich also mehr methodisch als in der Wahl der Beispiele. Im 2. Paar ist er allerdings gegeben, dort, wo der Text von Handke als ein Beispiel für literarische Wende behandelt und dem Text von Musil gegenübergestellt wird. Es zeigt sich dabei hoffentlich, daß hier ein Hoffnungsfeld für die Kooperation von Sprach- und Literaturwissenschaft liegt, und darüber hinaus auch für andere interdisziplinäre Kooperationen.

Die verteilten Texte bzw. Textausschnitte sind paarweise zu sehen:

1. Arthur Schnitzler: aus „Professor Bernhardt“¹⁰ und
2. Ludwig Wittgenstein, der Schluß des „Tractatus logico-philosophicus“;¹¹
3. Robert Musil „Die Maus“ aus dem „Nachlaß zu Lebzeiten“¹² und
4. Peter Handke „Laternen auf der Place Vendôme“.¹³

⁸ Blumenberg 1957, 1960.

⁹ Weiss 1974, 1985, 1986, 1987.

¹⁰ Schnitzler o.J., S. 446.

¹¹ Wittgenstein 1965, S. 114/115.

¹² Musil 1978.

¹³ Handke 1976.

Beispiel (1)

Arthur Schnitzler: Professor Bernhardi, Komödie in fünf Akten

FLINT Mein lieber Hofrat, wie ich privat zu diesen und anderen Fragen stehe, das ist ein Extrakapitel. So glattweg seine Ansichten daherplappern, das ist die Art politischer Dilettanten. Der Brustton der Überzeugung gibt einen hohlen Klang. Was wirkt, auch in der Politik, ist der Kontrapunkt.

HOFRAT Bis einer kommt, Ezzellenz, dem wieder einmal eine Melodie einfällt.

FLINT Ganz fein. Aber um aus unserem metaphorischen Dialog wieder ins Reale hinabzusteigen, glauben Sie denn wirklich, lieber Hofrat, daß das Volk heute reif ist, oder jemals reif sein wird, ohne Religion zu existieren?

Beispiel (1) verrät ein traditionelles Metaphernverständnis, das auf der Gegenseite immer wieder auch zum „Kampf gegen die (eigentlich überflüssige) Metapher“ stimuliert (hat): Metapher als begrifflich substituierbarer (ersetzbarer) Redeschmuck, den man zugunsten des „Realen“ jederzeit vernachlässigen, weglassen kann.

Die Pointe liegt aber nun darin, daß der Wissenschaftsminister und Arzt Flint – er ist in der Tradition der Wiener Schule der Medizin um 1900 als naturwissenschaftlich ausgerichtet zu denken – tatsächlich gar nicht aus dem „metaphorischen Dialog“ aussteigt, sondern nur metaphorisch umsteigt in das wissenschaftstheoretisch gegen das mechanistische Modell der Aufklärung eingesetzte bis politisch von der politischen Romantik, bis zum Nationalsozialismus und bis zu den heutigen Grünen überaus wirksame Modell (Paradigma) der Organismusmetaphorik: Stichwort *reif*. Dieses Modell spielte übrigens auch in Herrn Grosses Eröffnungsansprache über die Geschichte des IDS eine wichtige Rolle, dort, wo er davon sprach, daß das IDS und seine Planung in den 25 Jahren seines Bestehens „gewachsen“ und „gereift“ sei.

In der Ausdrucksweise von Anselm Haverkamps „Einleitung“ zur „Theorie der Metapher“:

Die metaphorische Situierung philosophischer [auch wissenschaftlicher W.W.] Texte in lebensweltlichen Bezügen, die ihnen hinter dem Rücken der Autoren in der aktuellen Lektüre zuwachsen, wird zunehmend in der literarischen Tradition von Texten der Moderne bewußt und interessant (S. 23).

Und in der griffigeren Ausdrucksweise des Antimetaphorikers Robbe-Grillet:

Spricht man ... von einem in der Talmulde 'kauernden' Dorf ... Was ginge dem Dorf verloren, wenn es in der Talmulde 'gelegen' wäre? Das

Wort 'gekauert' versetzt ... den Leser (im Anschluß an den Autor) in die vorgegebene Seele des Dorfes; wenn ich das Wort 'gekauert' gelten lasse, bin ich nicht mehr ein bloßer Zuschauer ... Fast in unserer ganzen zeitgenössischen Literatur wiederholen sich diese anthropomorphistischen Analogien viel zu beharrlich, viel zu kohärent, um nicht ein ganzes metaphysisches System [anders gesagt „Weltbild“ oder „ideologisches System“, W.W.] zu verraten.¹⁴

Beispiel (2)

Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus

Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems. (Ist nicht dies der Grund, warum Menschen denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin dieser Sinn bestand.)

Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische. Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, daß wir ihn Philosophie lehrten – aber sie wäre die einzig streng richtige. Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)

Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.

Beispiel (2) wird, vor allem mit seinem Schlußsatz, sehr viel, bis zum Überdruß, zitiert und greift die bereits im „Vorwort“ proklamierte asketische Beschränkung auf ein-eindeutiges Sprechen und Denken, die Absage an jedes Sagen von „Metaphysischem“ wieder auf. Dort im Vorwort heißt es:

Das Buch behandelt die philosophischen Probleme und zeigt – wie ich glaube – daß die Fragestellung dieser Probleme auf dem Mißverständnis der Logik der Sprache beruht. Man könnte den ganzen Sinn des Buches in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen. Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken ... Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein (S. 7).

¹⁴ Robbe-Grillet 1965.

Ironischerweise – ob beabsichtigt oder nicht, bleibe dahingestellt – überschreitet nun aber Wittgenstein in der unmittelbaren Textumgebung die eben selbst gezogenen Grenzen metaphorisch. Das gilt bereits für die Aussage, in der wohl eine Exmetapher aktualisiert wird: „*Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische*“. Und dann für die zum ausgeführten Vergleich erweiterte Wendung: „– *auf ihnen [den Sätzen] – über sie hinausgestiegen*“.

Die konstitutive (unverzichtbare) Rolle der Metaphorik wird da evident, wo sie sich, über die versuchten Abgrenzungen hinaus, auch gegen die erklärte Absicht der Sprachverwender, wieder einstellt.

[Ich habe darauf – weniger ausführlich als hier – in dem soeben (1988) erschienen Beitrag zur „Festschrift für Ingo Reiffenstein zum 60. Geburtstag“ „Zur Tradition der Thematisierung der Sprache in der österreichischen Literatur“ hingewiesen].¹⁵

Den metaphorisch unterlaufenen Abgrenzungsversuchen zwischen metaphorischem und nichtmetaphorischem Ausdruck (Diskurs) stehen im 3. und 4. Beispiel „systematische“ feldbildende metaphorische Grenzüberschreitungen, Kategorienmischungen, „Konterdeterminierungen“ (nach Weinrich) gegenüber.

Das 3. Beispiel ist ausdrücklich im (1.) „Weltkrieg“ situiert und steht in seiner 1. Fassung auch in Musils Kriegstagebuch.¹⁶

Beispiel (3)

Robert Musil: Die Maus

Diese winzige Geschichte, die eigentlich nur eine Pointe, eine einzige kleine Spitze ist, und gar keine Geschichte, ereignete sich im Weltkrieg. Auf der ladinischen Alpe Fodara Vedla, tausend und mehr Meter über bewohnter Gegend und noch viel weiter abseits von ihr: Dort hatte jemand im Frieden eine Bank hingestellt.

Diese Bank stand auch im Krieg unversehrt. In einer weiten, hellen Mulde. Die Schüsse zogen über sie hin. Ruhig wie Schiffe, wie Scharen von Fischen. Sie schlugen weit hinten ein, wo nichts und niemand war, und verwüsteten dort mit eiserner Beharrlichkeit seit Monaten einen unschuldigen Abhang. Niemand wußte mehr warum. Ein Irrtum der Kriegskunst? Eine Laune der Kriegsgötter? Diese Bank war dem Krieg in Verlust geraten. Und die Sonne schickte den ganzen Tag Licht aus unendlichen Höhen ihr zur Gesellschaft.

Wer auf dieser Bank saß, saß fest. Der Mund ging nicht mehr auf. Die

¹⁵ Weiss 1988, S. 666/667.

¹⁶ Musil 1976, S. 347.

Glieder schiefen einen getrennten Schlaf wie Männer, die sich eng beisammen niedergeworfen und einander im gleichen Augenblick todmüd vergessen haben. Selbst das Atmen ward fremd; wurde ein Vorgang der Natur; nein, wurde nicht „Atem der Natur“, sondern: wenn man bemerkte, daß man atme, – diese gleichmäßige, willenlose Bewegung der Brust! – etwas der Ohnmacht des Menschen vom blauen Ungeheuer Luft Angetanes wie eine Schwangerschaft.

Das Gras ringsum war noch vom Jahr vorher; schneebleich und häßlich; so blutleer, als ob man einen großen Stein davon weggewälzt hätte. In Nähe und Ferne gab es Buckel und Mulden ohne Sinn und Zahl, Knieholz und Alpe. Aus dieser bewegungslosen Unruhe, von dieser zu gelbgrünem Schaum zerfallenen Brandung des Bodens wurde der Blick immer wieder an dem hohen, roten Felsenriff emporgeworfen, das die Landschaft vorne abschloß, und rann, in hundert Blicke zersplittert, davon wieder ab. Es war nicht übermäßig hoch, dieses Felsstück, aber darüber war nur noch das leere Licht. So wüst war das und so unmenschlich herrlich wie in den Schöpfungszeitaltern.

Eine kleine Maus hatte sich nahe der Bank, die selten besucht wurde, ein System von Laufgräben angelegt. Maustief, mit Löchern zum Verschwinden und anderswo wieder aufzutauchen. Sie huschte darin im Kreise, stand, huschte im Kreis weiter. Aus dem Grollen der Luft tauchte eine ungeheure Stille auf. Die Menschenhand sank von der Lehne der Bank. Ein Auge, so klein und schwarz wie ein Spinnadelknopf richtet sich dahin. Und man hatte einen Augenblick lang ein so sonderbar verkehrtes Gefühl, daß man wirklich nicht mehr recht wußte, ob sich dieses kleine, lebendige, schwarze Auge drehe oder ob sich die ungeheure Unbeweglichkeit der Berge rühre. Man wußte nicht mehr: vollzog sich an einem der Wille der Welt oder der dieser Maus, der aus einem winzigen, einsamen Auge leuchtete. Man wußte nicht mehr: war Kampf oder herrschte schon Ewigkeit.

So hätte sich mit dem, was man nicht zu kennen fühlte, lange und nach Belieben fortfahren lassen; aber das ist schon die ganze kleine Geschichte, denn sie war inzwischen jedesmal schon zu Ende gegangen, ehe man noch genau sagen konnte, wo sie aufhörte.

Der Textsituierung entsprechend sind die im Text aufgebauten und ihn dominierenden Grenzüberschreitungen die zwischen [„Krieg“] („Weltkrieg“, „Kampf“) und [Nichtkrieg], verbunden mit der Bank und der Maus („auch im Krieg unversehrt“, „dem Krieg in Verlust geraten“, „Ewigkeit“). Das Wort- und Bildfeld des Krieges dringt aber auch ein in den Bereich des Nichtkrieges, so im Vergleich der Glieder des auf der Bank Sitzenden mit Männern, „die sich eng beisammen niedergeworfen“, oder im „System der Laufgräben“, die die Maus angelegt hat. In der Gegenrichtung geraten Bilder des Nichtkrieges in den Bereich des Krieges, so im Vergleich für die über die Bank hinziehenden Schüsse: „Ruhig wie Schiffe, wie Scharen von Fischen“. Dies bereitet auf die „Pointe“ vor.

Ähnliches geschieht mit der Opposition von Weite und Enge, Größe und Kleinheit, oben und unten, Mensch und Natur, Mensch und

Tier, Lärm und „Stille“, „Unbeweglichkeit“ und Beweglichkeit, bis zur „bewegungslosen Unruhe“. Da weiß man nicht mehr: „vollzog sich an einem der Wille der Welt oder der dieser Maus“. Da vermischen sich die Bilder des Hochgebirges und des Meeres oder der Luft oben und des Meeres unten, verbunden mit der Vermischung von Lärm und Stille, in dem bereits zitierten Vergleich der Schüsse oben mit ruhig dahinziehenden Schiffen oder Fischen. Da verwandelt sich das Atmen des auf der Bank Sitzenden in einen „Vorgang der Natur“, in ein „vom Ungeheuer Luft Angetanes“, das dann wieder mit einer menschlichen „Schwangerschaft“ verglichen wird. Da gehen ungeheure Unbeweglichkeit und (Kreis)bewegung der Berge, der Maus, des Mausauges bis zur Ununterscheidbarkeit ineinander über.

Die so metaphorisch vorbereitete „Pointe“, „die einzige kleine Spitze“ dieser „kleinen Geschichte“ ist das im supponierten Subjekt situierte „sonderbar verkehrte Gefühl“ der Unsicherheit, der Verwirrung, der Unentschiedenheit zwischen dem Kleinen (Maus, Mausauge) und dem Großen („Berge“, „Wille der Welt“), zwischen Beweglichkeit und Unbeweglichkeit, zwischen „Kampf“ und „Ewigkeit“.

Und dies währt nur einen Augenblick, worin das Was und das Wie, der Inhalt und die Gestalt dieser „kleinen Geschichte“, die eigentlich „gar keine Geschichte ist“, zusammenfallen.

Wir haben es hier also auch mit so etwas wie Formenmetaphorik zu tun, indem „diese winzige Geschichte“ unabsehbar Großes in sich faßt. Auch formal gesehen verkehren sich Kleines und Großes, „winzige Geschichte“ und Weltgeschichte, in der Opposition von „Kampf“ und „Ewigkeit“.

In der Metaphorikforschung hat Susanne Ledanff die wichtige Rolle der „Augenblicksmetapher“ in der (für die) Literatur des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet.¹⁷

Ein Blick auf den Kontext dieser Geschichte im Werk Musils zeigt, daß sie ein besonders prägnantes Beispiel für den „a.Z.“ (anderen Zustand)¹⁸ bietet, um den übrigens fast alle anderen Texte der Abteilung „Bilder“ im „Nachlaß zu Lebzeiten (1936) kreisen, der „Die Maus“ entnommen ist.

Das 4. Beispiel, die Kurzprosa von Handke, bietet auf den ersten Blick deutliche Entsprechungen zum Musil-Text.

¹⁷ Ledanff 1981.

¹⁸ Karthaus 1965.

Rund um den Platz Vendôme stehen die in Paris häufigen dreiarmigen Laternen. Ein Fußgänger, der seit langem getrennt war von denen, die er liebte, kam auf den Platz. Es dämmerte schon. Er hielt an und wollte auf einmal die Lichter angehen sehen. Ungeduldig umkreiste er den Platz in der einen, dann in der anderen Richtung, und sein Herz fing an zu klopfen, wie bei einem Abenteuer. Er hatte Angst, den Moment zu verpassen – zu blinzeln zum Beispiel, oder unwillkürlich in die Juweliergeschäfte zu schauen, wo auf Samthockern tief im Raum die Verkäufer saßen. Allmählich schlugen die Laternen in Zeichen um, und hinter ihrem blankgeputzten Glas trieben die stürmischen Wolken des Dämmerungshimmels über ein in die Unendlichkeit verzerrtes Todestal, von den eben Gestorbenen zu den nächsten Sterbenden – die Erdoberfläche sank mit dem Himmel unter den Lebensspiegel. Endlich, während er in Panik weiter um den Platz herumging, flammten ringsum die Lichter auf. Sie wurden sofort ganz hell, in einem Augenblick der starken Freude, in dem der Fußgänger die ewige Untröstlichkeit zugleich als Asyl erlebte. Zu Boden blickend, fühlte er sich bei dem schmutzigen Gehsteig jetzt heimisch. Er konnte weitergehen, endlich wieder geradeaus – nicht friedlich, aber in einer Heiterkeit, die auch wehtat. Der Himmel wurde blau, und der Abendstern erschien. Dieser kleine Stadthimmel erinnerte an nichts Bestimmtes mehr, wie es auch auf der windigen Brücke vom Fluß herauf nach nichts Bestimmtem roch. Nur daß er den Entgegenkommenden oft auf die falsche Seite auswich, war übriggeblieben von der Gewißheit, gerade noch gelebt zu haben: eine erstorbene Empfindung, die kalt durch sein Bewegungszentrum irrte.

Der Fußgänger folgte einer Verabredung und ließ sich betäuben von der auf ihn eindringenden Leibeigenen-Sprache, das Gesicht beim Zuhören noch nicht gelöst vom Krampf des Alleinseins. Aber später in der Nacht fing es plötzlich zu hageln an. Sehr helle Hagelkörner blitzten aus der Dunkelheit über der Straßenbeleuchtung und fielen schräg auf die trockenen, noch tagwarmen Gehsteige; schlitterten ein bißchen weiter und schmolzen, indem sie liegenblieben, sofort weg, ausgelöscht in dem starken Augenblick der Freude, in dem Stunden vorher die Laternen auf dem Platz Vendôme aufgeflammt waren.

Da ist zunächst einmal die Rolle des Augenblicks, des „*Moments*“, hier als „*ein Augenblick der starken Freude*“, aber auch die entscheidende Bedeutung dieses Augenblicks als „*Pointe*“ der dargestellten Welt- und Ichverfassung.

Von da aus ergeben sich Querverbindungen sowohl zum a.Z. bei Musil wie auch zu zeitlich benachbarten Texten Handkes, in denen sich die vieldiskutierte, vielumstrittene „*Wende*“ seiner Poetik von der sprachexperimentellen Konstruktion und Reproduktion zum „*Wiederho-*

len" ¹⁹ des klassisch Vorbildlichen, Gültigen, vom Kritischen zum Tröstlichen, von der Ablehnung des Vergleichens²⁰ zur Wiedergeburt der Metapher ereignet. So erfährt etwa in „Die Stunde der wahren Empfindung“ (1975)²¹ die verunsicherte, vereinsamte, von Todesangst umgetriebene Zentralfigur Gregor Keuschnig bei einbrechender Dämmerung auf einer Bank am Carré Marigny in Paris zuerst die „*höllische Allerwelt*“, die „*sich ein(richtete) wie für immer*“ (S. 78). Dann aber hat er ein verwandelndes Erlebnis. Drei unscheinbare Dinge, die schon die ganze Zeit so dagelegen hatten, „*ein Kastanienblatt; ein Stück von einem Taschenspiegel; eine Kinderzopfspange*“ rücken „*auf einmal*“ „*zusammen zu Wunderdingen*“, die ihm die Frage aufdrängen: „*Wer sagte denn, daß die Welt schon entdeckt ist?*“ (S. 81) „*Er erschrak ... vor Freude. Er fühlte sich auf einmal so befreit*“ (S. 82). Und im Rückblick darauf heißt es später deutend-zusammenfassend: „*Dieser Zustand war keine Laune, kein Augenblickszustand mehr ... Indem ihm die Welt geheimnisvoll wurde, öffneten sie sich und konnten zurückerobert werden*“ (S. 152).

Die Entsprechung zu dem Augenblick bzw. zu den Augenblicken auf der Place Vendôme drängt sich auf. Neben den Entsprechungen zeigen sich nun aber auch ebenso deutliche Unterschiede zum Text Musils. Der „*Augenblick*“ ist nicht einmalig, sondern er wiederholt sich: Zuerst das Auflammen der Lichter auf der Place Vendôme, dann das Aufblitzen der Hagelkörner im Licht der Platzbeleuchtung. Diese Augenblicke werden ausdrücklich gleichgesetzt. Das erfahrende Subjekt ist in der Er-Form (als Fußgänger) ausdrücklich markiert und nicht nur supponiert, wie in „Der Maus“. Der Betrachtergestus stimmt dagegen überein.

Und der Inhalt (die Semantik) dieser Augenblicke wird nicht bestimmt durch das Merkmal „verkehrt“, enthält nicht die Aufhebung der sicheren, klaren Orientierung, sondern bringt im Gegenteil einen Orientierungsgewinn mit sich: „*Er konnte weitergehen, endlich wieder geradeaus*“; er erfährt darin die „*Gewißheit, ... gelebt zu haben*“.

Dem entspricht die Beobachtung, daß sich die bedeutungstragenden Ausdrücke dieses Textes, besonders die metaphorischen, im Bezug auf das erfahrende Subjekt und auf die metasprachliche Formulierung: „*Allmählich schlugen die Laternen in Zeichen um*“, zwanglos zwei Feldern zuordnen lassen, die durch die Merkmalopposition [negativ be-

¹⁹ Handke 1983, 1986.

²⁰ Handke 1968.

²¹ Handke 1975.

setzt, bewertet] , vs. [positiv besetzt, bewertet] zu bestimmen ist, oder wenn man den Jargon der Kritiker Handkes gebraucht, durch [unheil] vs. [heil] .

negativ besetzt: *stürmische Wolken des Dämmerungshimmels, von den eben Gestorbenen zu den nächsten Sterbenden, sank ... unter den Lebensspiegel, Panik, ewige Untröstlichkeit, schmutziger Gehsteig, erstorbene Empfindung, kalt ... irrte, betäuben, Leibeigenensprache, Krampf des Alleinseins.*

positiv besetzt: *Abenteuer, Lichter angehen, sofort ganz hell, Augenblick der starken Freude, Asyl, heimisch, Heiterkeit, Himmelblau, Abendstern erschien, sehr helle Hagelkörner blitzten, starker Augenblick der Freude, Laternen aufgeflammt.*

Kombinationen aus dem oppositionellen Ausdrücken bzw. Merkmalen: *ewige Untröstlichkeit zugleich als Asyl; schmutziger Gehsteig heimisch, Heiterkeit, die auch wehtat; ausgelöscht in dem ... starken Augenblick der Freude.*

Dieser Befund provoziert erneut einen Vergleich mit Musils Text: Die größere Komplexität der metaphorischen Analogsetzungen und Vertauschungen dort steht der größeren Simplizität der Aufteilung in Handkes Text gegenüber.

Ich bin versucht, dies zugunsten Musils zu bewerten. Dabei muß ich mich aber selbstkritisch fragen, ob diese Wertung nicht zu tun hat mit einer vorgegebenen, vorentschiedenen Vorliebe für das Komplexe, Nicht-gelöste, Offene, gegenüber dem betont Einfachen, der klaren „gültigen“ Lösung.

Jedenfalls hat dieser Unterschied auch Folgen für die Rezeption; denn Musils Text verlangt vom Leser mehr kombinierende, weiterdenkende Produktivität als der Handkes. So ergibt sich ein Übergang von der vergleichenden Analyse (Beschreibung) zu einer Wertung, die ihre Kriterien offenlegt. Für den Literaturwissenschaftler ist eine solche Möglichkeit wichtig, wenn nicht unerlässlich.

Ich komme zum Schluß: Es war meine Absicht anzudeuten, daß die Text-Kontext-Metaphorik ein hoffnungsträchtiges interdisziplinäres Arbeitsfeld für Literatur- und Sprachforscher ist. Sie müssen entscheiden, ob bzw. wie weit mir das gelungen ist.

Eine letzte Bemerkung kann ich beim Blick auf die (rezenten) Veränderungen in der Theorie der Metapher nicht unterdrücken: Alles, was sich da an Neuem tut, geht doch immer noch zurück auf die bereits von

Aristoteles eingeführten Kriterien der „Analogie“ (Teilgleichheit, Teilidentität) und der „Übertragung“ (oder auch Kombination, Verbindung, Integration). Jürgen Nieraad beschließt seinen Forschungsbericht dementsprechend:

Faktisch geht aber nahezu jede der referierten Arbeiten von einer in der Regel nicht explizierten Metaphernauffassung aus, wobei die aristotelische Übertragungsdefinition den großen Hut abgibt, unter der alles paßt (S. 111).

Zwei wichtige Veränderungen scheinen mir allerdings damit gegeben, daß die Substitutionstheorie (möglicher Ersatz der Metapher durch den „eigentlichen“ Ausdruck) gefallen ist und daß die „Analogien“ (Teilgleichheiten, Teilidentitäten) weniger als vorgefundene denn als gestiftete, gesetzte, hergestellte aufgefaßt werden.

Literatur

1. Primärliteratur

Handke, Peter (1968): Das Elend des Vergleichens. In: Prosa Gedichte Theaterstücke Hörspiele Aufsätze. Frankfurt am Main 1969, S. 314-326.

Handke, Peter (1975): Die Stunde der wahren Empfindung. Frankfurt am Main.

Handke, Peter (1976): Laternen auf der Place Vendôme. In: Zwischenbilanz. Eine Anthologie österreichischer Gegenwartsliteratur, hrsgg. von Walter Weiss und Sigrid Schmid. Salzburg, S. 34-35.

Handke, Peter (1983): Der Chinese des Schmerzes. Frankfurt am Main.

Handke, Peter (1983): Phantasien der Wiederholung. Frankfurt am Main (= edition suhrkamp 1168, Neue Folge 168).

Handke, Peter (1986): Die Wiederholung. Frankfurt am Main.

Musil, Robert (1976): Tagebücher. Reinbek bei Hamburg.

Musil, Robert (1978): Gesammelte Werke 7. Reinbek bei Hamburg.

Schnitzler, Arthur (o.J.): Die Dramatischen Werke. 2. Bd. Frankfurt am Main.

Wittgenstein, Ludwig (1965): Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main (= edition suhrkamp 12).

2. Sekundärliteratur

- Blumenberg, Hans (1957): Licht als Metapher der Wahrheit. In: *Studium generale* 10, S. 432-447.
- Blumenberg, Hans (1960): Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 6, S. 7-142, S. 301-305.
- Haverkamp, Anselm (Hrsg.) (1983): *Theorie der Metapher*. Darmstadt (= Wege der Forschung Bd. 389).
- Hartung, Wolf Dietrich (1966): Die Negation in der deutschen Gegenwartssprache. In: *Deutsch als Fremdsprache* 3, H. 2, S. 13-19.
- Karthaus, Ulrich (1965): *Der Andere Zustand. Zeitstrukturen im Werk Robert Musils*. Berlin.
- Ledanff, Susanne (1981): *Die Augenblicksmetapher*. München.
- Nieraad, Jürgen (1977): „bildgesegnet und bildverflucht“. *Forschungen zur sprachlichen Metaphorik*. Darmstadt (= Erträge der Forschung Bd. 63).
- Robbe-Grillet, Allain (1965): *Argumente für einen neuen Roman. Essays*. München.
- Weinrich, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart.
- Weiss, Walter (1960): Die Verneinung mit „un-“. In: *Muttersprache* 70, S. 335-343.
- Weiss, Walter (1961): Die Negation im deutschen Satz, I und II. In: *Wirkendes Wort* 11, S. 65-74, S. 129-140.
- Weiss, Walter (1967): Dichtung und Grammatik. In: *Satz und Wort im heutigen Deutsch*. Düsseldorf, S. 236-258.
- Weiss, Walter (1969): Zur Stilistik der Negation. In: *Festschrift für Hugo Moser zum 60. Geburtstag*. Düsseldorf, S. 263-281.
- Weiss, Walter (1974): Dichtersprache als Problem. In: *Sprachthematik in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Wien, S. 27-39.
- Weiss, Walter (1977): Konkurrierende Ansätze sprachlicher Beschreibung und Deutung. Angewendet auf die Erzählung „Beim Propheten“ von Thomas Mann. In: *Thomas Mann 1875-1975. Vorträge in München-Zürich-Lübeck*. Frankfurt am Main, S. 484-499.

- Weiss, Walter (1985): Anmerkungen zum Verhältnis von Sprach- und Literaturwissenschaft. In: Literatur und Sprache im Österreich der Zwischenkriegszeit. Stuttgart, S. 257-265.
- Weiss, Walter (1985): Zur Metaphorik Thomas Manns und Robert Musils. Text und Kontext. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik XVII, H. 1, S. 58-76.
- Weiss, Walter (1986): Von den Gleichnissen. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A, Bd. 17, S. 128-139.
- Weiss, Walter (1987): Thomas Manns Metaphorik. Zwischenergebnisse eines Forschungsprojekts. In: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck. Bern, S. 311-326 (= Thomas-Mann-Studien VII).
- Weiss, Walter (1988): Zur Tradition der Thematisierung der Sprache in der österreichischen Literatur. In: Festschrift für Ingo Reiffenstein zum 60. Geburtstag. Göppingen, S. 663-675.

Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten.

Einleitung (und Moderation)

Sprachregionalität ist ein Wirkungsfaktor ersten Ranges im Deutschen. Die Wirkung kann direkt oder indirekt vermittelt sein. Insofern wird auch die Standardsprache berührt, ihre Gestalt und ihr Status. Das Verhältnis von Standardsprache und Mundarten ist ein altes Thema und hat seine konfliktbeladene Geschichte. Es ist zugleich von aktuellem Interesse, ja in bestimmten Aspekten sogar sprachpolitisch brisant.

Die Standardsprache ist ein Produkt der Neuzeit, Ausdruck überregionaler Verständigung auf der Grundlage der Schriftsprache. Die Mundart stellt, historisch gesehen, die Primärform menschlichen Sprechens dar. Ihre Markierung ist regional; sie ist in der Regel ohne Schriftlichkeit.

Mundarten waren da, Schriftsprache/Standardsprache kam hinzu. Daraus erwuchsen Funktionsaufteilungen, Bereichsabgrenzungen, Domänen-Konzepte. Sie konnten stabil oder instabil sein, wertneutral oder prestige-markiert.

Die Art der Funktionsaufteilung hat weitreichende Konsequenzen. Sie kann den Abbau, eventuell sogar den Schwund von Mundarten bewirken; sie kann die Koexistenz stabilisieren, sie kann aber auch, quasi gegenläufig, die Standardsprache zurückdrängen.

Fast alle eben genannten Funktionskonstellationen werden in den folgenden Berichten aufscheinen. Achten Sie auf die Faktoren, die Funktionsverteilungen steuern können. Sie sind nicht nur 'rationaler' Art, sondern vielfach sozial gesteuert, gruppenmental geprägt, z.T. politisch bestimmt.

Einsträngige Interpretationen gegenwärtiger Sprachverteilungen und möglicher Sprachentwicklungen haben keine Chance. Die sprachlichen Vorgänge sind so komplex wie die vielfältigen Organisationsmöglichkeiten menschlicher Gesellschaft. Und letztere waren im Blick auf die Geschichte und die deutsche Sprache sehr vielfältig, eher plurizentrisch, zeitweise föderalistisch, nach 1945 merklich 'separatistisch', auch im Sinne einer mentalen Distanzierung vom 'Reich'. Daraus erwuchsen die zum Teil sehr unterschiedlichen Sprachgebrauchsregelungen in den deutschsprachigen Staaten, über die nun berichtet werden soll.

Es berichten Frau Herrmann-Winter über die Deutsche Demokratische Republik, Herr Stellmacher über den Norden und Herr Löffler über den Süden der Bundesrepublik Deutschland. Die Aufteilung bezüglich der Bundesrepublik wurde von Referentenseite dringend gewünscht und sie ist auch von den Gegebenheiten her sachlich gerechtfertigt. Den Bericht über Österreich gibt Herr Wiesinger, den über die deutschsprachige Schweiz Herr Schläpfer.

Wir haben inhaltlich und zeitlich folgendes Verfahren abgesprochen. Die Referenten berücksichtigen folgende Leitfragen, damit es zu vergleichbaren Informationen kommt, wo immer das von der Sachlage her möglich ist:

1. Domänen-Verteilung Dialekt/Standardsprache (gesprochen/geschrieben; demographische und statistische Daten beiziehen, sofern vorhanden; gewichtige Regionalunterschiede aufzeigen.)
2. Soziale Geltung von Dialekt/Standardsprache
3. Existenz sprachlicher 'Zwischenlagen'
(Die Antworten mögen von einer klaren Verneinung der Frage bis hin zum gestuften Kontinuum zwischen Dialekt und Standardsprache reichen. Einbeziehung in den Domänen-Aspekt, sofern möglich.)
4. Erkennbare Entwicklungstendenzen in den letzten Jahrzehnten bezüglich der bisher genannten Punkte.

Nun haben die Referenten das Wort.

Standardsprache und Mundarten in der Deutschen Demokratischen Republik

Gestatten Sie mir zunächst die Vorbemerkung, daß Standard, Dialekt und die sogenannten Umgangssprachen, von deren Verwendung in der DDR und vor allem im Norden unseres Landes die Rede sein soll, hier als linguistische Begriffe nicht theoretisch reflektiert werden können, ebenso wenig wie die damit verbundenen Sprachgliederungsmodelle.

1. Verwendung der Standardsprache

In der Zunahme der Standardverwendung und dem Rückgang der Dialekte während der zurückliegenden vier Jahrzehnte setzte sich einerseits eine durch Industrie, Verkehr und Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert vorangetriebene Entwicklung fort. Andererseits hatten die gesellschaftlichen Umwälzungen in der DDR auch veränderte Bedingungen für den Gebrauch der Dialekte, Umgangssprachen und des Standards geschaffen. Standardgebrauch war alleiniges Anliegen der Sprachpflege, bis dann in den 60iger Jahren die situationsangemessene Verwendung aller Varietäten gefordert wurde. Aber auch die situative Variationsfähigkeit setzt möglichst hohe Standardkenntnisse voraus. Mit diesem Wandel korrespondierte eine Erweiterung der Normen vor allem für den gesprochenen Standard: Unterschiede zwischen reproduktivem und produktivem Sprechen werden berücksichtigt ebenso wie situative Gesprächsformen, aber die regionale Neutralität der Standardlautung bleibt als Postulat bestehen.

Es existieren heute noch weithin beträchtliche Unterschiede in der Standardbeherrschung, abhängig von Bildungsniveau und Alter, auch von der regional-sprachlichen Herkunft und den jeweiligen Bedürfnissen und Anforderungen in der Kommunikation. Dennoch hat sich insgesamt gesehen der Einfluß des Standards auf die sogenannte sprachliche Normallage und damit auch auf die inoffizielle Alltagskommunikation verstärkt. Als ein Indiz dafür sei angeführt, daß der Anteil standardsprachlicher Substantive in weitgehend alltagssprachlichen Texten der Mitte 70iger Jahre aus dem Kreis Greifswald 95 % betrug. Der Anteil DDR-typischer Neologismen war mit 10 % an der Gesamtmenge von 10.000 verwendeten Substantiven doppelt so hoch wie der des regionalen Nichtstandards.

Auch in der Familie wird zunehmend der Gebrauch einer standardnahen Sprachform angestrebt, und es geschieht vielfach mit Rücksicht auf die Kinder. In allen Sprachlandschaften der DDR wird generell – spätestens

seit Mitte der 60iger Jahre – Dialekt nicht mehr als Erstsprache gelernt. Beim mündlichen Standardgebrauch werden auch in öffentlicher Rede oder beim Gespräch in offiziellen Situationen die Standardnormen auf der phonetischen Ebene zumeist nicht erreicht und vielfach auch nicht angestrebt. Geschriebener Standard – durch zunehmende Verschriftlichung der sprachlichen Kommunikation gefördert – zeichnet sich demgegenüber durch ein höheres Korrektheitsstreben, vor allem in bezug auf die orthographischen Normen aus. Sie bestimmen auch den schriftlichen Nichtstandard, z.B. in der umgangssprachlichen privaten Korrespondenz und beeinflussen die Schreibweisen der Dialekte. Andererseits haben das tolerantere Normenverständnis und das neue öffentliche Prestige der Dialekte und Umgangssprachen Auswirkungen auf traditionelle Domänen des mündlichen und schriftlichen Standards. Verstärkt drängen z.B. in öffentliche Rede oder in die Presse nichtstandardsprachliche Elemente ein, auch als Mittel stilistischer Wirkung und Träger pragmatischer Informationen. So wird trotz der Ausbreitung des Standards eine sprachliche Heterogenität fortbestehen, und Regionalismen werden möglicherweise noch zunehmen.

2. Verwendung von Mundarten und Umgangssprachen

Zur Verwendung von unterschiedlichen regionalen Sprachformen sind relativ gesicherte Aussagen über die historisch gewachsene dialektgeographische Verteilung möglich. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß sich das Niederdeutsche mit den mecklenburg-vorpommerschen, brandenburgischen und ostfälischen Mundarten von der Küste bis etwa zu der Linie Magdeburg-Wittenberg-Beeskow (ca. 60 km südöstlich von Berlin gelegen) erstreckt und somit in der DDR den größten Raum einnimmt. Dagegen gibt es oberdeutsche Mundarten nur in zwei Randzonen, im thüringischen Bezirk Suhl sowie im Vogtland und im Westerzgebirge. Weniger klar ist schon die Abgrenzung und Verteilung der sogenannten regionalen Umgangssprachen. Erhebungen dazu, die das gesamte Territorium der DDR umfassen, sollen in diesem Jahr abgeschlossen werden, doch die computative Auswertung steht noch bevor.

Gemeinhin werden heute drei bzw. fünf großräumige Umgangssprachen mit ihren jeweiligen Abstufungen unterschieden: die mecklenburgische, die berlin-brandenburgische und die obersächsisch-thüringische, bzw. zusätzlich eine südwest- und westthüringische. Sie überdachen eine größere Zahl mittlerer und kleinräumiger Umgangssprache. Die zwischen ihnen bestehenden lautlichen und intonatorischen Unterschiede – verursacht durch dialektale Substrate oder ausstrahlende Stadtdialekte – sind heute noch gewichtiger als die allen Umgangssprachen gemeinsamen

Merkmale. Die Tendenz zur Ausbildung einer einheitlichen Umgangssprache in der DDR, die man noch vor 15 Jahren zu erkennen glaubte, hat sich nicht bestätigt.

Aus diachronischer Sicht können auf dem Gebiet der DDR, für das die Dialektgeographie einstmals 42 kleinräumige Mundartlandschaften ermittelt hat, heute vielleicht drei Entwicklungstypen in der regionalen Sprachverwendung unterschieden werden:

1. Gebiete, in denen die entscheidende Ablösung der Mundarten in der Alltagskommunikation bereits vor 1945 erfolgte.
2. Gebiete, innerhalb derer in Dörfern und Kleinstädten diese Wende vor allem in den 50iger und 60iger Jahren erfolgte, und
3. Gebiete, in denen auf dem Lande ein nennenswerter Rückgang der Mundarten erst in unserem Jahrzehnt beginnt.

Beispiel für den zuletzt genannten Typ ist der Bezirk Suhl. Südlich des Thüringer Waldes verwenden heute noch mehr als 70 % der Bewohner ländlicher Gemeinden das fränkische Hennebergische (Itzgründische) in öffentlichen Situationen: bei der Arbeit, beim Einkauf, in der Gaststätte, bei dörflichen Festen oder auch im Gemeindebüro. In den größeren Städten (Suhl und Meiningen) dagegen überwiegt die mainfränkisch geprägte Umgangssprache, und der gelegentliche Mundartgebrauch beschränkt sich auf die ältere Generation.

Beispiel für den zweiten Typ sind: die mitteldeutschen Randgebiete Thüringens, wie das Eichsfeld und der Südharz, oder Dörfer in der Magdeburger Börde und in der Altmark, oder die ländlichen Gebiete einschließlich der Kleinstädte in den Bezirken Schwerin, Rostock und Neubrandenburg. Hier ist die Mundart trotz eines entscheidenden Rückganges im Vergleich zur Situation vor 1945 auch heute noch für eine nennenswerte Zahl von Sprechern ein wichtiges Mittel in der Kommunikation.

Beispiel für den 3. Typ wäre der südliche niederdeutsche, also brandenburgische Raum, wo sich schon zu Beginn unseres Jahrhunderts durch den Einfluß Berlins und Obersachsens Umgangssprachen mit niederdeutschen und mitteldeutschen Interferenzmerkmalen durchzusetzen begannen. Die besondere Ausstrahlungskraft des Berlinischen hält bis heute an. Vor allem aber gehören dazu Teile des obersächsischen Sprachraumes etwa von Halle bis Görlitz einschließlich Zentralthüringens. Hier haben die sich von den Industrielandschaften ausbreitenden Umgangssprachen die Mundarten bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts verdrängt, zersetzt und aufgelöst. Das hatte zur Folge, daß regional zwischen Grunddialekt und Standard ein Kontinuum schwer von einander abgrenzbarer

Sprachformen, aber keine Diglossie-Situation entstand. Die obersächsischen Umgangssprachen wurden normprägend für die mündliche Kommunikation in diesen Gebieten. Im Sprecherbewußtsein haben sie vielfach den Status von Mundarten.

3. Verwendung regionaler Sprachformen im Norden (Domänen, soziale Geltung, Entwicklung)

Ich komme zurück auf den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum. Hier dominiert heute in allen Bereichen der mündlichen Kommunikation Hochdeutsch in norddeutscher Prägung. Es weist in Abhängigkeit von Bildungsniveau und Alter mehr oder weniger starke regionale Abstufungen und Abweichungen von der Standardsprache auf (in standardnaher Ausprägung weniger in der Lautung, mehr in der Lexik und Grammatik). Diese sogenannte mecklenburgische oder norddeutsche Umgangssprache wird gemeinhin im Sprecherbewußtsein nicht vom Standard unterschieden.

Die zunehmende Verbreitung des Hochdeutschen seit 1945 wurde nicht nur durch den vergleichsweise hohen Anteil der Umsiedler (in manchen Dörfern bis zu 60 %) gefördert. Allerdings lernten damals viele jüngere Umsiedler und deren Kinder auf dem Lande noch die Mundart ihrer neuen Heimat klangecht sprechen. Hinzu kam der Zustrom von Arbeitskräften aus dem berlinisch-brandenburgischen und vor allem den mitteldeutschen Sprachräumen, der sogenannten „Nordlandfahrer“ beim Aufbau der neuen Industriezentren und der Umgestaltung der Landwirtschaft.

Der Rückgang des Niederdeutschen wurde nicht zuletzt durch die offiziell negative Bewertung des Dialektes in den 50iger und 60iger Jahren vorangetrieben. Nur-Mundartsprecher gibt es heute nicht mehr. Gegenüber der abnehmenden Zahl aktiver Mundartsprecher ist seit Mitte der 70iger Jahre eine Zunahme von passiven Mundartkenntnissen zu beobachten. Verstehen heute schätzungsweise wohl wenigstens 60 % der Bevölkerung zumindest ausreichend Niederdeutsch, schwankt der Anteil der aktiven Sprecher von vielleicht 10 % in den größeren Städten, etwa 30 % in ländlichen Gebieten und Kleinstädten bis zu etwa 80 % in wenigen Reliktgebieten.

Die Neubewertung der Mundart und zahlreiche Aktivitäten im kulturellen Bereich haben – durch Medien verbreitet – zur Erweiterung der passiven Niederdeutschenkenntnisse auch südlich der Nordbezirke beigetragen. Unter den Mundartsprechern dominieren heute noch die Bauern, Fischer, Arbeiter und Handwerker. Aber auch Angehörige aus allen ande-

ren sozialen Schichten, nicht zuletzt der Intelligenz, gehören dazu, und sie engagieren sich in besonderem Maße für die Förderung des Niederdeutschen. So wird heute im Norden – anders als etwa in Zentralthüringen – Mundartgebrauch nicht mehr pejorativ und nicht als soziales Phänomen bewertet.

Entscheidender als die soziale Markierung der Sprecher ist das Alter. Die meisten aktiven Mundartsprecher sind heute älter als 50, darunter mehr Männer als Frauen. Die Zahl der mundartkundigen Schüler ging Jahrzehnte kontinuierlich zurück, jetzt steigt sie durch schulische Bemühungen wieder leicht an. Gelernt wird heute auch Plattdeutsch nicht mehr als erste Sprache und immer seltener in der eigenen Elternfamilie, vielmehr zunächst passiv als Zweitsprache in der Großfamilie.

Ohne die negativen Konsequenzen des Übergangs zum Zweiterwerb überbetonen zu wollen, sei auf folgendes hingewiesen: Der Ersterwerb in der Familie führte dazu, daß für bestimmte Situationstypen, z.B. das Gespräch mit Geschwistern, die Mundartverwendung fast obligatorisch wurde, und der Ersterwerb bewirkte zudem eine umfassendere dialektale Kompetenz. Wenn aktives Niederdeutsch erst in Arbeitskollektiven, in Freundes- oder Freizeitgruppen erlernt wird, so kann der Erfolg – weil motiviert – ebenso groß sein wie beim Ersterwerb, aber in der Regel wird ein weitaus geringeres Dialektniveau erreicht.

Die stärksten Motivationen für den sekundären Dialekterwerb gehen heute im Norden der DDR von Arbeitsbereichen wie Land-, Forst- und Bauwirtschaft, den Werften, von industriellen und handwerklichen Kleinbetrieben aus, wo Niederdeutsch noch die größte Geltung hat. Ebenso behauptet sich Niederdeutsch weiterhin in anderen Alltagssituationen, in der Großfamilie und im Freundes- und Bekanntenkreis, weil es in besonderer Weise menschliche Kontakte, emotionale Beziehungen und Gruppenidentität zu fördern vermag. Partnerbeziehungen lösen Mundartverwendung auch in Situationen aus, in denen allgemein Hochdeutsch üblich ist. Der Stadt-Land-Unterschied ist für den Mundartgebrauch in Mecklenburg-Vorpommern weitaus weniger wichtig als im mitteldeutschen Sprachraum.

Die Domänenenerweiterung des Niederdeutschen im kulturellen Leben führte zu einem Zuwachs an schriftlicher Mundartverwendung in der Presse, in der Werbung, in heimatkundlichen Broschüren und nicht zuletzt in der beachtlich angestiegenen Buchproduktion von niederdeutscher Gegenwartsprosa bis zur Bibelübersetzung. Anders als beim Sprechen bilden sich im schriftlich ausgebauten, literarisierten Niederdeutsch ansatzweise textsortenspezifische Stile aus.

Dieses Auseinanderdriften von mündlichem und schriftlichem Dialektgebrauch wird im Sprecherbewußtsein reflektiert und z.B. bei der Presse als „Zeitungsplatt“ nicht immer positiv bewertet. Solche Urteile wurzeln nicht in einem niederdeutschen Purismus, denn hochdeutsch-niederdeutsche Interferenz und Alternanz sind im Alltagsgespräch üblich und selbstverständlich. Niederdeutsch ist für die Mehrzahl der Sprecher eine Sprache und keine Mundart. Es hat in ihrem Bewußtsein nicht nur eine mit Hochdeutsch gleichrangige Position, vielmehr eine besondere, die Gefühl, menschliche Wärme und Heimat assoziiert. Dieses dialektale Selbstbewußtsein wird aus einem – zumindest in elementarer Form weitverbreiteten – Wissen über die bedeutende sprachlich-kulturelle Vergangenheit des Niederdeutschen gespeist. Auch daraus erklärt sich seine Sonderstellung unter den Dialekten in der DDR.

Es könnten für das Niederdeutsche noch weitere sogenannte dialektstabilisierende Faktoren genannt werden. Dennoch steht es nicht außerhalb der allgemeinen Trends von Standard- und Dialekt-Verwendung in der DDR, das heißt: Zunahme des Standards – grundsätzlich in allen Verwendungsbereichen – mit toleranteren Normierungen und dem Anwachsen von Nichtstandard-Interferenzen; das heißt: Rückgang der Dialekte durch sinkende Gebrauchshäufigkeit und Dialektalitätsabbau; das heißt aber auch steigender Einfluß von Dialekten und Umgangssprachen in traditionellen Standarddomänen. Diese Grundtendenzen werden auch künftig regional geprägt und modifiziert.

Literatur

Aktuelle Probleme (1974): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin.

Bergmann, Gunter (1974): Sprachschichtung und Sprachwandel – dargestellt an den Entwicklungen der Vokalphoneme im Gebiet um Karl-Marx-Stadt. In: Beiträge zur Soziolinguistik. Halle, S. 84-98.

Entwicklungstendenzen (1988): Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. K.-E. Sommerfeldt. Leipzig.

Gernentz, Hans Joachim (1980): Niederdeutsch – gestern und heute. Rostock.

Hartung, Wolfdietrich (1987): Sprachnormen – ihr sozialer Charakter und die linguistische Begrifflichkeit. In: ZPSK 40, S. 317-335.

Herrmann-Winter, Renate (1979): Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Berlin.

- Herrmann-Winter, Renate (1980): Wortgut aus niederdeutschen Presstexten der DDR im Urteil von Mundartsprechern. In: Linguistische Studien des ZISW der AdW der DDR, R. A 75/1, S. 96-104.
- Herrmann-Winter, Renate (1985): Urteile über Niederdeutsch in den Nordbezirken der DDR. In: ZPSK 38, S. 297-308.
- Herrmann-Winter, Renate (1987): Zum Zusammenhang von Verwendungsweisen und Bewertungen des Niederdeutschen im Norden der DDR. In: ZPSK 40, S. 822-829.
- Kommunikation (1981): Kommunikation und Sprachvariation. Autorenkollektiv u. Ltg. v. W. Hartung u. H. Schönfeld. Berlin.
- Langner, Helmut (1984): Zum Einfluß der Umgangssprache auf die Literatursprache der Gegenwart. In: ZPSK 37, S. 191-199.
- Nerius, Dieter (1987/88): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache in der DDR. In: Brücken. Germanistisches Jahrbuch DDR-ÖSSR, S. 270-291.
- Schönfeld, Helmut (1974): Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Berlin.
- Schönfeld, Helmut (1986): Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jahrhundert. In: Berlinisch. Hrsg. v. Joachim Schildt und Hartmut Schmidt, Berlin, S. 214-289.
- Schönfeld, Helmut (1987): Die Veränderungen in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der Dorfbevölkerung. In: Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde, hrsg. v. H.-J. Rach, B. Weissel u. H. Plaul. Berlin.
- Spangenberg, Karl (1970): Sprachwandel im thüringischen Eichsfeld. In: Wiss. Beitr. der F.S.-Univ. Jena, S. 202-224.
- Spangenberg, Karl (1985): Zur Erforschung des hennebergischen Sprachraums. In: Wiss. Ztschr. F. S.-Univ. Jena Gesellschaftswiss. R. Jg. 34, H. 1 S. 21-35.
- Spangenberg, Karl (1986): Untersuchungen zur Funktion, Geltung und Bewertung der Mundart in Thüringen. In: Beitr. zur Erforschung der dt. Sprache 6, S. 234-245.
- Umgangssprachen (1986): Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. Veröff. der F. S. - Univ. Jena.

**Wortschatz (1987): Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Autoren-
koll. u. Ltg. v. W. Fleischer. Leipzig.**

Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz

In einer Darstellung des Verhältnisses zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz ist auszugehen vom Tatbestand, daß die Mundart in der deutschen Schweiz die täglich gesprochene Sprache ist, die täglich gesprochene Sprache aller sozialen Schichten in allen Alltagssituationen. So reden die Lehrkräfte außerhalb des eigentlichen Unterrichts mit Schülerinnen und Schülern und unter sich, Professoren mit Studierenden und unter sich, Vorgesetzte und Untergebene in Wirtschaft und Industrie nur Mundart miteinander. In der Familie spricht man ausschließlich Mundart. Das alles gilt ohne Unterschied für die ganze deutsche Schweiz.

Der Gebrauch der gesprochenen Standardsprache ist auf verhältnismäßig wenige, traditionell bestimmte, meist stark formal geprägte Situationen beschränkt: auf den wissenschaftlichen Vortrag, die feierliche Rede, die Predigt, in der Schule auf den eigentlichen Unterricht, im staatlichen Radio und Fernsehen der deutschen und rätoromanischen Schweiz auf bestimmte Sendegeräte und Textsorten. Dazu kommt der Gebrauch der Standardsprache in der Kommunikation mit Gesprächspartnern, die schweizerdeutsche Mundarten nicht verstehen.

Dieser verhältnismäßig enge Verwendungsbereich der gesprochenen Standardsprache ist seit den sechziger Jahren noch mehr eingengt worden, als Folge einer sog. 'Mundartwelle', mit der die Mundart in Vortrag, Ansprache, Kirche, Unterricht und in den elektronischen Medien in Bereiche vorgedrungen ist, die bis dahin einigermaßen unbestritten der Standardsprache zugestanden hatten. In den meisten kantonalen Parlamenten der deutschen Schweiz wurde bis zum Zweiten Weltkrieg Standard gesprochen; heute ist das die Ausnahme. Die Sendezeit der in Mundart gesprochenen oder moderierten Produktionen hat beim staatlichen Radio und Fernsehen bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre kontinuierlich zugenommen. Die seit einigen Jahren zugelassenen privaten lokalen Radiosender kennen praktisch nur die Mundart, mit Ausnahme der Agenturmeldungen und Nachrichtensendungen, die ihnen in schriftlicher Form zukommen und die dann abgelesen werden.

Die geschriebene Sprache ist im wesentlichen die Domäne der Standardform des Deutschen geblieben. Gemessen am gesamten Schrifttum in Literatur, Presse, Geschäftsverkehr haben geschriebene Mundarttexte nicht viel mehr als marginale Bedeutung. In zwei Bereichen läßt sich aber

doch auch eine Zunahme geschriebener Mundart feststellen: zum einen im persönlichen Schriftverkehr, in der privaten Korrespondenz vor allem junger Leute, und sehr verbreitet auch in gedruckten familiären Anzeigen, in Vermählungs- und Geburtsanzeigen – bemerkenswerterweise nur ganz selten aber in Todesanzeigen; zum anderen treffen wir geschriebene Mundart häufig an in der Werbung, in Zeitungsinseraten und auf Plakaten: in Schlagworten oder in ganzen Sätzen. Offenbar hält man die Mundart für werbewirksam.

Als gesprochene Sprache hat die Mundart in der deutschen Schweiz mit wenigen Ausnahmen immer eine unangefochten starke Stellung gehabt. Eine Ausnahme machten bis zu einem gewissen Grad nur Städte wie Basel und Zürich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als dort der Anteil ausländischer, vor allem reichsdeutscher Wohnbevölkerung zeitweise 20-30 % ausmachte, so daß man damals in Geschäften an der renommierten Zürcher Bahnhofstraße vom Verkaufspersonal hochdeutsch angesprochen worden sein soll, wenn man nicht Zürichdeutsch, sondern eine andere deutschschweizerische Mundart sprach. Das war aber eben Ausnahme. Als der 1845 in Baselland geborene Dichter Carl Spitteler nach Jahren der Hauslehrer-Tätigkeit im Baltikum zu Hause auch im Kreise von Verwandten und Freunden ein norddeutsch-baltisches Hochdeutsch sprach, wurde ihm das sehr übelgenommen.

Der nun seit zwei Jahrzehnten noch weit über den Alltagsgebrauch hinaus ausgedehnte Mundartgebrauch der Deutschschweizer hat ohne Zweifel auf verschiedenen Ebenen seinen Folgen: in bezug auf die schweizerdeutschen Mundarten selber, in der Beziehung des Deutschschweizers zur gesprochenen deutschen Standardsprache und – im viersprachigen Staat – im Verhältnis der deutschen Schweiz zu den anderen Sprachgebieten.

Zur Mundart selber: Seit dem Ausgang des Mittelalters haben sich auf dem Boden der deutschen Schweiz auf vergleichsweise engem Raum zwischen dem Bodensee und der deutsch-französischen Sprachgrenze, zwischen Basel und dem Oberwallis auf Grund der zum Teil topographisch bedingten historisch-politischen und kulturell-konfessionellen Kleinträumigkeit verhältnismäßig große Unterschiede zwischen den regionalen Mundarten herausgebildet. Heute bilden Kantons Grenzen und Konfessionsunterschiede keine Barrieren mehr, die Mobilität der Bevölkerung und die elektronischen Medien fördern einen innersprachlichen Ausgleich. Diese Tendenz wird ohne Zweifel verstärkt und beschleunigt durch den extensiven Mundartgebrauch, den die letzten Jahre gebracht haben. „Schweizerdeutsch“ – das ist im Grunde bis heute ein mehr oder weniger fiktiver Begriff, gab es doch bis dahin keine mundartlichen Erscheinungen, die das ganze Gebiet der deutschen Schweiz abdeckt und

sich gleichzeitig nur auf die deutsche Schweiz beschränkt hätten. Heute dürften wir nun aber auf ein Schweizerdeutsch hin zumindest unterwegs sein, in einem doppelten Sinn: einerseits, indem sich die lokalen und regionalen Mundarten innerhalb der deutschen Schweiz stärker aneinander angleichen, und andererseits, weil sich mit diesem Prozeß viele mundartliche Erscheinungen, die bis anhin nur regional verbreitet waren, bis zur Landesgrenze hin ausbreiten, dort aber haltmachen. So entwickelt sich allmählich ein Schweizerdeutsch, das aber immer noch unüberhörbare regionale Varianten aufweist und immer noch unzweifelhaft Mundart ist und keineswegs eine irgendwo zwischen Mundart und Standardsprache angesiedelte Umgangssprache, wie auch immer man „Umgangssprache“ genauer definieren will.

Dann die Beziehung der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer zur gesprochenen Standardsprache: Diese Beziehung war seit jeher eine schwierige Sache, seit man in der deutschen Schweiz begonnen hatte, die von außen übernommene Schriftsprache auch zu sprechen. Und die von verschiedenen Seiten her immer wieder genährte Vorstellung von der von allen landschaftlichen Schlacken befreiten „reinen deutschen Hochsprache“ hat den Deutschschweizern stets zu schaffen gemacht. Wilhelm Wackernagel, nach dem Tode Jakob Grimms im Jahre 1863 wohl einer der bedeutendsten Germanisten seiner Zeit, war 1833 von Berlin nach Basel gekommen. Hier glaubte er, unermüdlich vor allen schriftsprachfremden Einflüssen auf die Hochsprache als „Provinzialismen, Barbarismen, Archaismen“ eindringlich warnen zu müssen. Als Hochschullehrer hat er mit dieser Vorstellung das Sprachbewußtsein von Germanisten, Lehrern, Theologen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein geprägt. Noch heute sind viele Deutschschweizer überzeugt, ein Standarddeutsch sei ein objektiv besseres Deutsch, je nördlicher es töne. Das führt natürlich unweigerlich zu deutschschweizerischen Minderwertigkeitsgefühlen. Andererseits haben in unserem Jahrhundert die politischen Verhältnisse des Dritten Reiches und der damalige großdeutsche Machtanspruch bei vielen Deutschschweizern zu einer tiefgehenden emotionalen Aversion gegen die gesprochene Standardsprache geführt.

Wie ambivalent in der deutschen Schweiz das Verhältnis zur gesprochenen Standardsprache ist, zeigt sich exemplarisch etwa darin, wie die Sprache der Deutschschweizer Radio- und Fernseh-Sprecher und Sprecherinnen immer wieder Gegenstand der Kritik ist. Seit es ein Schweizer Radio gibt, sind zu keinem anderen Thema so viele Leserbriefe geschrieben worden: Wenn eine Sprecherin ein tadelloses Bühnendeutsch spricht, heißt es, wir brauchten doch nicht dieses Deutschtum und Deutsch-Tun in unserem Radio; läßt sich aber ein Moderator mit einer gemäßi-

ten schweizerischen Variante der Standardsprache hören, ist die andere Seite empört: Nun können nicht einmal mehr die Berufssprecher richtig Deutsch!

Auch in der Schule tut man sich vielfach schwer mit der deutschen Standardsprache, gesprochen und geschrieben. Und hat dann sehr rasch die immer wieder kolportierte Entschuldigung zur Hand, die Standardsprache sei eben für Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer eine Fremdsprache. Daß das linguistisch nicht zutrifft, brauchen wir hier nicht zu erörtern. Aber es ist das tatsächlich, wie es Horst Sitta recht treffend formuliert, so etwas wie eine psychische Realität. Störend und widersprüchlich an der Behauptung von der Standardsprache als Fremdsprache ist dann aber, daß sie von vielen Lehrkräften zwar immer wieder vorgebracht wird, daß jedoch niemand die didaktisch-methodischen Konsequenzen aus der Behauptung zieht und den Versuch macht, die „Fremdsprache Standarddeutsch“ wie die Fremdsprachen Englisch und Französisch zu lehren und lernen zu lassen.

Daß die Standardsprache in jüngster Zeit noch weniger gesprochen wird, aus traditionellen Verwendungsbereichen durch die Mundart verdrängt, führt natürlich zu einem Teufelskreis. Mangels Übung fehlt es an einer gewissen Gewandtheit, was unter den geschilderten Umständen die Unsicherheit und eine womöglich latent vorhandene, unterschwellige innere Ablehnung verstärkt: Man nützt die Möglichkeiten, die Sprache zu sprechen, nicht und weicht der Notwendigkeit, sie zu brauchen, wenn möglich aus. Berner Gymnasiasten, in einer repräsentativen Untersuchung befragt, welche Sprache sie vorziehen – Standarddeutsch, Englisch oder Französisch – in der Kommunikation mit einem Gesprächspartner, der Schweizerdeutsch nicht versteht, haben mit einer Mehrheit von über 60 % erklärt, dem Englischen den Vorzug zu geben. Ob sie es dann in der Praxis wirklich so halten, ist eine andere Frage. Daß sie so antworten, sagt aber immerhin einiges aus über ihre Einstellung oder ihre Vorurteile.

Und nun der dritte Problemkreis: das Verhältnis von Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz in seinen Auswirkungen auf die Beziehungen zu den anderen Sprachregionen in der mehrsprachigen Schweiz. Wenn wir die Ausbreitung der Mundart auf Kosten der Standardsprache in praktisch allen Bereichen der gesprochenen Sprache geschildert haben, müssen wir jetzt eine Einschränkung machen: Im Plenum und in den Kommissionen der eidgenössischen Räte – des Ständerates und des Nationalrates – wie auch in der Bundesverwaltung hat man sich immer strikt daran gehalten und hält sich daran, daß man konsequent Standard spricht, wenn nur eine einzige französisch- oder italienischsprachige Persönlichkeit zugegen ist. In diesen Kreisen gehört

es zu den unumstößlichen politischen Spielregeln, daß die Mehrheit auf die Minderheiten Rücksicht nimmt.

Anders in politisch weniger sensibilisierten Kreisen, in mehrsprachigen Wirtschafts-, Verbands-, Vereinsgremien, in privaten Zirkeln. Hier fällt es den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern zunehmend schwerer, sich gegebenenfalls ohne Einschränkung an die Standardsprache zu halten. In einer Kommission von sieben Mitgliedern – sechs deutscher und eines französischer Muttersprache – wendet man sich im Standard oder unter Umständen französisch an den welschen Gesprächspartner. Und auch unter sich spricht man – aus Rücksicht – Standarddeutsch, mindestens eine Weile lang. Irgendwie empfindet man es aber als unnatürlich, und mit zunehmender Ermüdung immer unnatürlicher. Bis dann der eine oder andere mit einem ersten Mundart-Einsprengsel aus der anfänglichen Rücksicht ausbricht. Wohlverstanden: nicht gegen den Romand selber, aber in dessen Gegenwart unter den Deutschschweizern, womit jener doch aus einem Teil der Kommunikation ausgeschlossen wird.

Der überbordende Mundartgebrauch der Deutschschweizer wird in der französischen und in der italienischen Schweiz mit zunehmender Verbitterung registriert. Nicht so virulent ist das Problem in der Beziehung zur vierten Landessprache, zum Rätoromanischen, weil es kaum mehr Rätoromanen gibt, die nicht auch Bündnerdeutsch sprechen. Die Verärgerung der italienischen und französischen Landesteile dagegen läßt sich der Presse entnehmen: häufigen redaktionellen Äußerungen, aber auch Leserbriefen und kulturpolitischen Artikeln. Sie kommt in sprachpolitischen Diskussionen in den elektronischen Medien zur Sprache. Man redet immer wieder davon, der Graben zwischen der welschen und der deutschen Schweiz werde zunehmend tiefer.

Von einem solchen Graben war erstmals in den Vorkriegs- und Kriegsjahren des Ersten Weltkriegs die Rede gewesen, als man in der deutschen Schweiz bis hinauf in die oberste Armeeführung seinen Sympathien für die Mittelmächte, insbesondere für das wilhelminische Deutschland unverhohlen Ausdruck gab. Es war damals Carl Spitteler, der mit seiner denkwürdigen Rede „Unser Schweizer Standpunkt“ am 14. Dezember 1914 die Deutschschweizer zur Besonnenheit aufrief. Das brachte ihm – und vielen anderen einsichtigen Deutschschweizern – den tiefen Dank der Suisse romande, in Deutschland aber das völlige Totschweigen seines dort verlegten literarischen Werks.

Vom Graben zwischen Deutschschweiz und Westschweiz war dann lange nicht mehr die Rede. Als man in den dreißiger Jahren und in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs in der Deutschschweiz im Zuge der sog. „geistigen Landesverteidigung“ gegenüber Deutschland immer stärker die eigene Mundartlichkeit betonte, begegnete man dieser Bewegung in der französischen Schweiz mit Verständnis, ja sogar mit einem gewissen Wohlwollen, sah man doch darin die bewußte Distanzierung der Deutschschweizer vom Reich und das Bekenntnis zur eigenen Nation, die eben keine Sprachnation ist.

Doch heute scheint der Graben wieder aufgerissen zu werden. Als Folge der deutschschweizerischen Mundartwelle, oder zumindest angeblich wegen der Mundartwelle. Man fragt sich in der französischen Schweiz, wozu man denn Deutsch, Standarddeutsch lerne, wenn man es doch in der deutschen Schweiz kaum brauchen könne. Und man schickt seine jungen Leute zunehmend eher in die Bundesrepublik zum Sprachaufenthalt. Dabei müssen wir uns bewußt sein, daß sich an diesem scheinbar rein sprachlichen oder zumindest scheinbar vor allem sprachlichen Problem letztlich ein ganz anderes Unbehagen kristallisiert: das Gefühl nämlich der Bedrohung der Minderheit durch das große politische Gewicht der deutschen Schweiz und vor allem durch das Gewicht der deutschschweizer Wirtschaftsmacht auch in der romanischen Schweiz. Sprachprobleme sind hier im Grunde wie an anderen Orten nicht nur – oder vielleicht sogar nur am Rande – Sprachprobleme.

In der deutschen Schweiz ist es aber in der gegenwärtigen Situation gar nicht so leicht, die Heranwachsenden davon zu überzeugen, daß sie die deutsche Standardsprache nicht nur lesen und verstehen, sondern auch sprechen und schreiben sollten. Sie sehen es schwer ein, wozu das nötig ist – im Gegensatz zum Interesse am Englischen. In der Institution Schule versucht man, dem Problem mit Verordnungen und Reglementen beizukommen. Aber Verordnungen und Reglemente geben keine gute Lernmotivation ab. Und auch kulturpolitische Argumente im mehrsprachigen Staat regen Schüler kaum zu geduldigem Lernen an. So müssen wir immer wieder auf ganz verschiedenen Ebenen zu überzeugen versuchen: daß Dialekt und Standard zusammengehören und sich ergänzen, von der Nähe zur Weite. Daß wir als Deutschschweizer auch in Deutschland und in Österreich sollten erzählen, argumentieren, überreden und widersprechen können – nicht nur dort, wo man Schweizerdeutsch spricht oder Englisch.

Standardsprache und Mundarten im Norden der Bundesrepublik Deutschland

0. Vorbemerkung

Der Diskussionsleiter hatte den Teilnehmern vier Leitfragen mit Bezug auf die regionalen Zuständigkeiten und zwei Fragen mit übergreifender, nationaler Reichweite gestellt. Nachfolgend wird diesen Vorgaben gefolgt und unter einem die Leitfragen zusammenfassenden Stichwort auf die norddeutschen Verhältnisse eingegangen.

1. Domänen-Verteilung

Wenn wi Plattdüütsch seht nich bloot as'n Tungenslag oder „Mundart“, as de Hochdüütschen seggt, wenn wi Plattdüütsch seht as'n Spraak, denn hett dat Plattdüütsche datsülwige Recht as dat Hochdüütsche un dat Engelsche.¹

Soziolinguistische Aussagen werden sich immer in einem Spannungsfeld zwischen der Sprachsituation als dem Allgemeinen (= soziolinguistischer Makrobereich) und der Kommuniaktionssituation als dem Besonderen (= soziolinguistischer Mikrobereich) bewegen. Die Sprachsituation bezieht sich auf die Lage einer Sprache, dazu gehört ihr Status, auch ihre Koexistenz mit anderen Sprachformen in einem bestimmten Mehrsprachigkeitsverhältnis. Die Kommunikationssituation beschreibt den konkreten Einsatz der Sprache(n), auch ihren mündlichen und schriftlichen Gebrauch.

In der Regel wird es sich bei Mehrsprachigkeit um zwei Sprachen handeln, zwischen denen keine Gleichwertigkeit herrscht. Für die Wahl der einen oder anderen Sprache sind soziale Gegebenheiten und situative Umstände verantwortlich. Jene, soziologische Variablen wie Alter und Geschlecht, bleiben im folgenden unberücksichtigt.

Die norddeutsche Sprachsituation kennzeichnet eine vergleichsweise einfach zu erfassende Mehrsprachigkeit (die dennoch nicht einfach zu beschreiben ist) und das Nebeneinanderwirken von Sprachen mit verschiedenem Sprachstatus: die deutsche Standardsprache (das Hochdeutsche) und eine Vielzahl niederdeutscher Dialekte unterschiedlichen Geltungs- und Ausbaugrades (das Plattdeutsche).²

¹ Diers 1964, S. 28.

² Die eine Sprachsituation mitbestimmenden Fach- und Gruppensprachen

Bei der Betrachtung der norddeutschen Kommunikationssituationen fällt auf, daß die Standardsprache so gut wie keinen kommunikationssituationellen Beschränkungen unterliegt, es aber auch Themen gibt, deren ausschließlich hochdeutsche Behandlung von einer (knappen) Mehrheit der Befragten widersprochen wird:³

Gibt es Dinge/Themen, die Sie nur auf Hochdeutsch besprechen können oder zumindest Ihrer persönlichen Einschätzung nach wesentlich leichter und einfacher auf Hochdeutsch als auf Platt?

ja 47 %

nein 52 %

Diese Antwort könnte auf ein mehr oder weniger beliebiges Wechseln zwischen Hoch- und Niederdeutsch schließen und eine Domänisierung beider Sprachen gegenstandslos erscheinen lassen. Deshalb möge noch eine andere Frage genauer betrachtet werden.

An einer Einstellungsfrage hatten die Befragten zu entscheiden, ob sie bei einer Reihe vorgegebener Kommunikationssituationen das Niederdeutsche oder das Hochdeutsche vorziehen würden. Ich greife von den 23 Situationen zwei mit dem vorherrschenden Merkmal $\pm$ öff(entlich) heraus. Es ergab sich, daß für die Situation „Redner in öffentlichen Vorträgen“ (= +öff) 5 % für Niederdeutsch, 82 % für Hochdeutsch plädierten. Bei der Situation „Redner auf einer Familienfeier“ (= -öff) sind 37 % für das Niederdeutsche und 38 % für das Hochdeutsche.

Es ist deutlich: Nimmt der Öffentlichkeitsgrad ab, steigen die mundartbezogenen Werte. Sie übertreffen jedoch nur in einem der 23 Fälle die Standardsprache, nämlich in der Situation „Gespräche von Männern im Wirtshaus“ (42 % Niederdeutsch, 24 % Hochdeutsch). Bei aller Bedeutung, die dieser Kommunikation in einem Männerleben zukommt, von einer zentralen und den Sprachausbau befördernden Kommunikationssituation wird man hier denn doch nicht sprechen wollen. Das gilt eher für die Kommunikation mit Kindern (einschließlich der schulbezogenen).

Werden die Fragen nach dem Sprachgebrauch auf Elternabenden, bei Gesprächen mit Lehrern und Erstkläßlern zusammengekommen, dann

bleiben hier einmal unberücksichtigt. Zu ihrem Zusammenwirken im Sprachformengesamt siehe Stellmacher 1981 bes. Abb. 9 auf S. 91.

³ Ich stütze mich bei den nachfolgenden Zahlen auf die Ergebnisse der 1984 abgeschlossenen und von mir geleiteten Erhebung zur Lage des Niederdeutschen, in der Literatur meist als GETAS-Befragung zitiert (dazu Stellmacher 1987).

sprechen sich nur 7,5 % für die Mundart, aber 71,5 % für den Standard aus.

Diese Zahlen verändern sich unwesentlich, wenn man die private Kommunikation Eltern – Schulkinder einbezieht, also eine scheinbar durch das Merkmal –öff geprägte Situation: 69 % entscheiden sich für das Hochdeutsche, 10 % für das Niederdeutsche.

Die Öffentlichkeitsbereiche – und dazu gehört die schul- und erziehungsgebundene Kommunikation – wirken in die private Sphäre hinein und halten uns an, eine zu strenge Unterscheidung von ±öff zu vermeiden.

Die im Schul- und Erziehungsbereich festzustellende Zurückhaltung gegenüber der Mundart wird nachhaltig durch die minimale niederdeutsche Schreibpraxis unterstrichen.

Von denen, die das Niederdeutsche verstehen können, sprechen sich 74 % keine Schreibfertigkeit in dieser Sprache zu; die anderen machen von ihr äußerst selten Gebrauch. Auf diese Weise wird der Dialektstatus des Niederdeutschen deutlich unterstrichen. Das zu betonen ist angesichts eines auf Eigensprachlichkeit abgestellten niederdeutschen Sprachmythos (*Nedderdüütsch is'n Spraak, keen Dialekt*) nicht überflüssig.

Die norddeutsche Sprachsituation ist im Prinzip diglossal bestimmt. Es finden sich aber weder für den Dialekt noch für die Standardsprache ausschließlich reservierte Domänen. Für die Entscheidung zum Niederdeutschen auch in dialektungewohnten Situationen gibt meistens der Kommunikationspartner den Ausschlag („Partnerzwang“).

Die norddeutsche Zweisprachigkeit ist wegen der Allgegenwart des Hochdeutschen und der vorbildlichen Beherrschung des Standards am besten als verborgene Zweisprachigkeit charakterisiert – damit einen Kontrast z.B. zur Sprachsituation in der alemannischen Schweiz darstellend.⁴

Die Verborgenheit des Niederdeutschen scheint auf das Sprachbewußtsein seiner Sprecher so einzuwirken, daß man mit dieser Sprache Kommunikationsthemen geringerer Wichtigkeit verbindet (70 % der Befragten, die über keine niederdeutschen Sprachkenntnisse verfügen, halten das nicht für ein Defizit).

*Dat Hart is dat Plattdüütsche, un de Kopp is dat Hochdüütsche. Dat heet, dat is'n tippeligen Kraam, dat kann man nicht all verklookfiedeln.*⁵

⁴ Zur Schweiz vgl. die mehr journalistischen Einschätzungen in Arens u.a. 1985 sowie die wissenschaftlichen Bewertungen in Löffler 1986.

⁵ Diers 1964, S. 26.

2. Soziale Geltung

*Zu dienen!, sä Jan Pupkes, do sprook he dütsk.*⁶

Die soziale Geltung der norddeutschen Sprachformen ergibt sich aus ihrer Geschichte, ihren rezenten Sprachstatus und den davon abhängigen Gebrauchsweisen. Die jahrhundertewährende niederdeutsche Eigensprachlichkeit, verantwortlich für den Sprachmythos, sowie der offensichtliche, wenn auch manchmal überbewertete linguistische Abstand zum Hochdeutschen haben einer anhaltenden Stigmatisierung entgegengewirkt.

Dennoch wird das Niederdeutsche unverändert als aufstiegshemmend betrachtet. Das bestätigen alle Untersuchungen zum Bereich Niederdeutsch und Schule/Erziehung (s.o.). Dessenungeachtet haben 70 % der Befragten mitgeteilt, vom Niederdeutschen sehr viel/viel zu halten, nur 9 % schätzen die Mundart überhaupt nicht. Dabei ist es interessant, daß von denen, die keinerlei Dialektkenntnisse besitzen, nur 18 % das Niederdeutsche ablehnen, es dafür bei 46 % in sehr hohem/hohem Ansehen steht.

Diese Einstellung wird freilich durch die beträchtliche Stichprobenausschöpfung (72,8 %) verstärkt (die Meinungsforscher sprachen geradezu von einem Türöffner-Thema). Daß das auch eine Kehrseite hat, nämlich das Andienen von Gefälligkeitsantworten, sei in jedem Auswertungsschritt berücksichtigt.

Ausdruck positiver Sozialgeltung ist das eindrucksvolle Angebot niederdeutscher Literatur, weiß man doch, daß Dialektliteratur einen Dialekt durchaus aufzuwerten vermag. Das Verzeichnis PiB enthält 1983 1002 Titel (Anthologien, Erzählbände, Lyrik, Romane, Novellen).

Dem Niederdeutschen und der niederdeutschen Kultur verpflichtete Zeitschriften bedienen sich überwiegend des Hochdeutschen als Objektsprache. Die Zeitschrift für plattdeutsche Gemeindearbeit „De Kennung“, wo niederdeutschsprachige Texte noch am häufigsten begegnen, weist in zehn Jahrgängen (von 1978 bis 1987) einen Anteil von 35,5 % an niederdeutsch verfaßten Texten auf (Aufsätze, Vorträge, Predigten, Andachten, Briefe, Rezensionen, literarische Texte). Das erscheint im Vergleich zu anderen Zeitschriften viel, ist aber insgesamt gesehen doch eine bescheidene Bilanz.

Selbst die mundartfreundliche Literaturpräsenz vermochte einen Rückgang niederdeutscher Kommunikationstätigkeit nicht aufzuhalten. Die

⁶ Ostfriesische Redewendung aus Schuppenhauer 1976.

dem Norddeutschen eigene Bereitwilligkeit, sofort zum Standard überzuwechseln, wenn der Kommunikationspartner den Dialekt nicht, nur mäßig oder anders beherrscht, mag einiges erklären, braucht aber nicht als Geringschätzung des Niederdeutschen ausgelegt zu werden, eher als weiterer Ausdruck der verborgenen Zweisprachigkeit. Sie erklärt sich aus sprachgeschichtlichen Tatsachen (z.B. der Übernahme des Hochdeutschen als Standardsprache im Ergebnis nationalgeschichtlicher Entwicklung), metasprachlichen Urteilen (z.B. dem niederdeutschen Sprachmythos) und Sprachqualifikationen (z.B. dem Umstand, daß der Niederdeutsche ein besonders kompetenter Sprecher der Standardsprache ist).

Bleibt für die soziale Geltung noch hinzuzufügen, daß sich das Niederdeutsche in den dialektstarken Gebieten des Nordniedersächsischen eines höheren Ansehens erfreut als bspw. im Ostfälischen (dazu weiter unten mehr).

*Jung, laat dat Plattsacken, sä de Buur to sienen Söhn, anners steiht di de Buur up'n Nacken.*⁷

3. Sprachliche Zwischenlagen

*Dat is natürlich nödig, dat'n nich dat hochdüütsche Platt snackt, wat vandaag al deelwies op den Dörpen snackt word.*⁸

Die deutsche Dialektologie hat ein weithin gültiges Grundmuster in der vertikalen Sprachformengliederung herausgearbeitet: Mundart – Umgangssprache – Standardsprache. Das erscheint im Norden eingeschränkt, ist hier doch kein stufenweiser Übergang von der tiefsten Dialektform bis zur Standardsprache auszumachen. Der (niederdeutsche) Dialekt und die (hochdeutsche) Standardsprache gelten als voneinander unabhängige Sprachen, eine zwischen ihnen vermittelnde sprachliche Existenzform hat im allgemeinen Wissen keinen Platz. Folglich wird in Norddeutschland nicht die traditionelle Zweisprachigkeit Niederdeutsch-Hochdeutsch von einer Diglossie Umgangssprache-Standardsprache abgelöst.

Im Bewußtsein der Norddeutschen ... gibt (es) einerseits die Standardsprache (das Hochdeutsche, das Deutsche) und andererseits das Niederdeutsche (das Plattdeutsche). Sprachformen, die diesen beiden Sprachen ähnlich sind, ihre Norm nicht in jeder Hinsicht erfüllen, werden diesen Sprachen jeweils zugeordnet: das 'Halbplatt' dem Niederdeutschen, die norddeutsche Umgangssprache dem Standarddeutschen.⁹

⁷ Niederdeutsche Bauernregel aus Schuppenhauer 1976.

⁸ Holsten 1964, S. 48.

⁹ Kettner 1988, S. 110. Studien zu einem norddeutschen umgangssprachlichen

Das sog. Missingsch – die allgemeinste Definition lautet: Wenn ein Niederdeutscher versucht(e), Hochdeutsch zu sprechen – existiert heute vor allem als eine literarische Sprachform und wird nicht ernstgenommen, weder als eine Ausprägung des Niederdeutschen verstanden noch als Norddeutsch akzeptiert. Die satirisch-komische Verwendung der Mischsprache illustriert eine Hamburger Loreley-Parodie:

*Sag' Hannes, was soll es bedeuten,
Daß Du so quesiḡ bist.
Bereitest mir grannige Leiden,
Das glaube mir nur gewiḡ;
Das Du nicht einmal thust töben
Des Abends an de Eck,
Das thut mir gräsiḡ bedröben,
Denn meine Ruhe ist weck.*¹⁰

Selbstverständlich ist im norddeutschen Gebrauch von Dialekt und Standardsprache eine Variationsbreite erkennbar (sie reicht hinsichtlich des Dialekts von der differenzierten Ortsmundart bis zum integrierten Medienplatt), die in Abhängigkeit von kommunikationssituationellen Gegebenheiten (Öffentlichkeitsgrad, Partnerzwang) die Dialektalität verändert und gesetzte Normen in Frage stellt. Das hat man auf der einen Seite als verhochdeutsches oder unechtes Platt bezeichnet, auf der anderen als standardnahe Umgangssprache.

Mit dem Begriff der sprachlichen Aktionsform als der kommunikationssituationellen Varietät der eher archetypischen Existenzformen Dialekt und Standardsprache bin ich bemüht, in der Sprachanalysearbeit diese Sprachlage zu erfassen.¹¹

*Dat Messingsch is för de Sprake heel verkeert. Dat denk ik ok ganich mehr, dat dat Plattdüütsk is.*¹²

4. Entwicklungstendenzen

*Dar is 'n Familie nich wiet von us, dar word mit de Kinner blot noch Hochdütsch snackt. Nu sünd de Jungs ranwussen, hebbt wat lehrt un fangt miteens an mit ehren Vadder Platt to spreken.*¹³

Wortschatz aufgrund der Karten bei Eichhoff 1977 liegen mit Goossens 1979 und Müller 1980 vor.

¹⁰ Glagla 1983, S. 551.

¹¹ Stellmacher 1981, S. 72ff.

¹² Mönch-Tegeder 1964, S. 87.

¹³ Bauer Albert Behrens in Schuppenhauer 1976, S. 22.

Eine allgemeine Abnahme des Dialektgebrauchs ist in Nordeutschland unübersehbar. Sprachen 1939 die Eltern schulpflichtiger Kinder in Niedersachsen untereinander zu 81,9 % niederdeutsch, mit Nachbarn sogar zu 84,1 %, ¹⁴ so sehen diese Verhältnisse knapp 50 Jahre später beträchtlich anders aus: 27,8 % und 42 %.

Die Dialektaufgabe vollzieht sich im Westniederdeutschen in einem Nord-Süd-Gefälle, d.h. sie ist durchgreifender südlich einer Linie Münster-Hameln-Braunschweig als nördlich davon, wo es noch ausgesprochene dialektale Kerngebiete gibt (in Ostfriesland, dem Stader Dreieck zwischen Unterweser und Unterelbe, Westholstein). Die nordniedersächsischen Großstädte Bremen, Hamburg, Kiel wirken offensichtlich weniger dialektauflösend als etwa die südlicheren Hannover, Braunschweig und Göttingen.

Gestärkt werden die mundartfesten nordniedersächsischen Kerngebiete durch Sprachformen wie das Medienplatt, d.h. das in Funk, Fernsehen, auf den Bühnen sowie in Zeitungen und Büchern verwendete Niederdeutsch oldenburg-bremischer und hamburg-holsteinischer Färbung. Die Kehrseite hiervon ist der Einfluß, den solche integrierten Dialektformen auf andere, differenziertere haben, z.B. auf das West- und Ostfälische. Diese in den elektronischen Medien seltener oder kaum hörbaren Sprachen erscheinen dann in den Augen ihrer Sprecher als minderwertig, man gibt sie bereitwilliger auf, und zwar zugunsten des Hochdeutschen und nicht etwa des Nordniedersächsischen, was dann dem Niederdeutschen insgesamt abträglich ist. ¹⁵

In diesem Zusammenhang ist aber ein dem scheinbar widersprechendes Befragungsergebnis mitzuteilen, nämlich die recht geringe Wertschätzung des Medienplatts bzw. des sog. Funkplatts. Bei der Frage, wo man das beste Plattdeutsch spreche, verweisen 22 % auf den Küstenraum, nur 1 % nannte das Funkplatt (49 % allerdings mochten diese Frage gar nicht beantworten, sie erschien ihnen zu künstlich [„*Plattdeutsch ist Plattdeutsch*“] oder zu kompliziert).

Der Annahme eines linearen Dialektrückganges stehen zwei Sachverhalte entgegen:

- (1) der Spracheinsatz in Abwägung kommunikationssituationeller Gegebenheiten ($\pm$ öff, $\pm$ fremd);
- (2) der lebenslange Sprachwandel.

¹⁴ Janßen 1943.

¹⁵ Dazu Blume 1980.

In bezug auf (2) bilden die hohen Werte für die passive Kenntnis des Niederdeutschen (89 % verstehen den Dialekt) eine Art Überlebensgarantie. Allerdings hat der Übergang vom passiven zum aktiven Gebrauch des Niederdeutschen die gleichen Hemmungen zu überwinden wie beim Wechsel in eine Fremdsprache.

Gesellschaftliche und kulturelle Umorientierungen (alternative Utopien, Nostalgie, Regionalisierung, Zentralisierungsskepsis, Normentoleranz usw.) beeinflussen die Sprachsituation und können ein dialektfreundliches Umfeld schaffen.

Die in den letzten Jahren oft genannte Dialektwelle ist ein Ausdruck dafür. Doch Dialektrückgang und Dialektwelle müssen einander nicht ausschließen. Jener beruht auf einer kommunikationspraktischen Entscheidung, diese ist eine von der Spracheinstellung abhängige Kulturbewegung. Die allgemein zu beobachtende Parallelität beider Erscheinungen mahnt zur Vorsicht bei der Bewertung des Verhältnisses von Spracheinstellung und sprachlicher Kommunikation.

Trotz integrierter niederdeutscher Sprachformen wird es in der norddeutschen Sprachsituation m.E. keinen wesentlichen Sprachausbau geben, der dem Niederdeutschen entscheidende Kommunikationsbereiche zurückeroberte. Im besten Falle dürfte eine Stabilisierung der verborgenen Zweisprachigkeit das Ergebnis sein, auch wenn manche Linguisten ein Diglossieverhältnis nicht als längerfristig stabil zu betrachten bereit sind. Politischer und kultureller Einsatz für die norddeutsche Zweitsprache ist aber nicht erfolglos, wie die entsprechenden, auf den Sprachwillen zielenden Bemühungen seit dem ausgehenden Mittelalter bis in unsere Tage hinein gezeigt haben.

*Ja, wenn wöi dei Sake sau dröiden laot, denn is et vorböi.*¹⁶

5. Nationale Varianten und gemeinsame Kultursprache

In Norddeutschland ist die Existenz der niederdeutschen Mundart keine Gefahr für die allen Deutschsprachigen gemeinsame Kultur- und Standardsprache. Die verborgene Zweisprachigkeit belegt das. Im Vergleich mit anderen (europäischen) Minderheitssprachen und den alemannischen Dialekten in der Schweiz ist das Niederdeutsche niemals identitätsstiftendes Nationalsymbol gewesen. Auch die Propagandisten der Niederdeutschen Bewegung im 19. Jahrhundert haben zu keiner Zeit an eine Separation des niederdeutschsprachigen Gebietes gedacht, sondern sich als Deutsche gefühlt und das Niederdeutsche als eine Sprache dieses Volkes

¹⁶ Kaune 1964, S. 65.

betrachtet. „Der Baum deutscher Sprache besteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutschen und einem plattdeutschen Sprachstamme.“¹⁷

Das und die Teilhabe des Niederdeutschen an der Entwicklung der deutschen Hochsprache hat im Norden das Aufkommen einer sprachbezogenen niederdeutschen Identität erschwert oder gar verhindert. Nicht zuletzt deshalb sieht sich die niederdeutsche Kulturarbeit auch im eigenen Raum einem ständigen Legitimationsbedürfnis ausgesetzt. Dennoch existiert die breite niederdeutsche Sprachrealität, eine zwar verborgene, aber vitale Zweisprachigkeit, die eine nähere soziolinguistische Aufmerksamkeit schon lange verdient hat.

Literatur

- Arens, Peter u.a. (1985): Des Schweizers Deutsch. Beiträge zum Thema Mundart und Hochsprache. Bern/Stuttgart.
- Blume, Herbert (1980): Zur funktionalen Konkurrenz von Ostfälisch, Nordniedersächsisch und Hochdeutsch im südlichen Niedersachsen. In: ZGL 8, S. 314-327.
- Diers, Heinrich (1964): In: Gespräche mit plattdeutschen Autoren. Hrsg. von den Mitarbeitern des Niedersächsischen Wörterbuchs. Neumünster, S. 26-31.
- Eichhoff, Jürgen (1977): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 1. Band. Bern/München.
- Glagla, Helmut (1983): Volkslied. In: Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hrsg. von Gerhard Cordes und Dieter Möhn. Berlin, S. 536-559.
- Goossens, Jan (1979): Zum Verhältnis von mundartlichem und umgangssprachlichem Wortschatz in Niederdeutschland. In: Gedenkschrift für Heinrich Wesche. Hrsg. von W. Kramer, U. Scheuermann, D. Stellmacher. Neumünster, S. 39-51.
- Groth, Klaus (1858/1981): Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. In: Klaus Groth. Sämtliche Werke, 6. Band. Hrsg. von Ivo Braak und Richard Mehlem. Heide 1981 (6. Brief).
- Holsten, Christian (1964): In: Gespräche mit plattdeutschen Autoren. Hrsg. von den Mitarbeitern des Niedersächsischen Wörterbuchs. Neumünster, S. 44-50.

¹⁷ Groth 1858/1981, S. 83; vgl. dazu auch Stellmacher 1983.

- Janßen, Hans (1943): *Leben und Macht der Mundart in Niedersachsen (Gau Weser-Ems, Gau Osthannover, Gau Südhannover-Braunschweig). Oldenburg.*
- Kaune, Wilhelm (1964): In: *Gespräche mit plattdeutschen Autoren.* Hrsg. von den Mitarbeitern des Niedersächsischen Wörterbuchs. Neumünster, S. 60-67.
- Kettner, Bernd-Ulrich (1988): *Die norddeutsche Umgangssprache – eine neue Zweitsprache?* In: *Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke.* Beiträge zum Symposium des Instituts für niederdeutsche Sprache an der Universität Bremen 29.-31.10.1986. Leer, S. 95-113.
- Löffler, Heiner (Hrsg.) (1986): *Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz.* Aarau/Frankfurt a.M./Salzburg.
- Mönch-Tegeder, Maria (1964): In: *Gespräche mit plattdeutschen Autoren.* Hrsg. von den Mitarbeitern des Niedersächsischen Wörterbuchs. Neumünster, S. 83-89.
- Müller, Gunter (1980): *Hochsprachliche lexikalische Norm und umgangssprachlicher Wortschatz im nördlichen Teil Deutschlands.* In: *Niederdeutsches Wort* 20, S. 111-130.
- PiB (1983): *Plattdeutsch im Buchhandel. Verzeichnis der im Buchhandel greifbaren Schriften und Schallplatten.* Nachtrag zur 5. Auflage 1980. Hrsg. vom Institut für niederdeutsche Sprache. Bremen.
- Schuppenhauer, Claus (Hrsg.) (1976): *Niederdeutsch heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen.* Leer.
- Stellmacher, Dieter (1981): *Niederdeutsch. Formen und Forschungen.* Tübingen.
- Stellmacher, Dieter (1983): *Die Auseinandersetzung um das Niederdeutsche gestern in der Bewertung der Sprachwissenschaft heute.* In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 119, S. 1-14.
- Stellmacher, Dieter (1987): *Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme.* Leer.

Standardsprache und Mundarten in Süddeutschland

0. Vorbemerkungen

0.1. Zur Erfahrungsgrundlage

Bevor die vier vorgeschlagenen Gesichtspunkte behandelt werden, sind ein paar Vorbemerkungen zur Erfahrungsgrundlage und der besonderen Situation in Süddeutschland angebracht.

Nicht die Größe der Bundesrepublik macht eine Arbeitsteilung in Nord- und Südhälfte nötig, es sind vielmehr die sprachlichen Verhältnisse zwischen Standard und Dialekt im Süddeutschland, die eine getrennte Darstellung nahelegen.

In Süddeutschland sind die Verhältnisse weniger klar als im Norden und Süden: alles scheint möglich, die norddeutsche Variante ebenso wie die schweizerische, und alle denkbaren Schattierungen dazwischen. Kennzeichnend ist jedoch auch, daß die Sprachgebrauchsverteilung noch wenig erforscht ist. Auch das ist bereits Teil der Sprachwirklichkeit. Es gibt zwar einzelne empirische Untersuchungen zur pragmatischen Situation von Dialekt und Standard, doch lassen diese keine allgemein gültigen Aussagen über den ganzen Süden zu.

Die Allensbachumfrage von 1966 für die ganze Bundesrepublik galt natürlich auch für Süddeutschland. Mehr als man ohnehin wußte, kam dabei aber nicht heraus.¹ Für Bayern kam noch eine Infratestumfrage von 1975 hinzu, die im Rahmen eines Forschungsprojekts von Kurt Rein durchgeführt wurde.² Das andere sind punktuelle Befragungen zu Einschätzung und Beliebtheit und zur Verwendungshäufigkeit im Rahmen anderer dialektologischer Untersuchungen.³ Unsere Kenntnisse über die Sprachverhältnisse beruhen daneben auf Impressionen und sprachbiographischen Erfahrungen der Sprachbeobachter, die in ihrer Validität mit empirischen Untersuchungen vergleichbar sind, da sie einen von jedermann beobachtbaren und nachvollziehbaren Sprachgebrauch betreffen.⁴

¹ Löffler, 1985, S. 145-148.

² Rein 1974/75.

³ Jäger/Schiller 1983; E. Werlen 1984, S. 173-297; Löffler 1985, S. 157ff.

⁴ Vgl. die „Lagebeschreibungen“ in den Sprachheften Dialekt/Hochsprachekontrastiv (Besch/Löffler/Reich 1976ff.)

0.2. Abgrenzung

Es ist also fast vermessen, den „Süden“ hier zusammenfassend darstellen zu wollen, zumal es nicht einmal klar ist, was unter Süddeutschland verstanden werden soll.

Sprachgeographisch spricht man vom „Oberdeutschen“, ⁵ wenn man den Süden meint. Hierzu gehören allerdings auch Österreich und die Schweiz. Bleibt man in der Bundesrepublik, so muß man sich eben auf den bundesrepublikanischen Teil des Oberdeutschen beschränken: von West nach Ost gesehen sind dies entlang der sogenannten Rhein-Main-Linie die südlichen Teile von Rheinland-Pfalz, Südhessen, Baden-Württemberg und Bayern. Wäre es nicht ein Zirkelschluß, so könnte man sagen, Süddeutschland ist dort, wo die südlichen Sprachverhältnisse, nämlich eine oszillierende Dialekt-Standard-Diglossie ⁶ herrschen. Aber das ist bereits vorgegriffen.

0.3. Dialekt und Standard

Auch unsere beiden Leitbegriffe „Dialekt“ und „Standard“ müssen für Süddeutschland neu gefaßt werden. ⁷ In der Schweiz wie im Norden sind die beiden Sprachpole wohlunterschieden und leicht erkennbar und in ihrer Merkmalsbeschreibung fast in Reinform vorhanden. ⁸

In Süddeutschland sind sowohl „Dialekt“ als auch „Standard“ nur idealtypische Größen, ⁹ Meß-Größen, nach denen man konkrete sprachliche Realisierungen graduell bestimmen kann. Die Meßgrößen selbst begegnen einem in der Natur eher selten. Beobachtbar sind Annäherungen an die beiden Pole: als Orts- oder Gebietsdialekte auf der einen und als Standardsprache auf der andern Seite. Die so beobachtbaren Extreme

⁵ Das „Mitteldeutsche“ zwischen Köln und Kassel wird hier als eine Art Übergangslandschaft gesehen mit Verhältnissen, die einerseits den nördlichen niederdeutschen ähneln (s. den Beitrag von D. Stellmacher in diesem Band) oder doch mit Süddeutschland vergleichbar sind. Nord- und Mittelhessen wären typisch für dieses mitteldeutsche Gebiet: Vgl. Hasselberg/Wegera 1976, S. 17-19; Klein/Mattheier/Mickartz 1978, S. 19-24; Frieberthäuser 1987, S. 101-118.

⁶ Zum Begriff Diglossie: Rein 1977; Löffler 1985, S. 79-81.

⁷ Zum Dialekt-Begriff: Löffler 1980a und 1982 mit Literatur.

⁸ Vgl. die Beiträge von D. Stellmacher und R. Schläpfer in diesem Band.

⁹ Vgl. Bausinger 1978; Schuppenhauer/Werlen 1983; Jakob 1985, S. 276.

des Zeigerausschlages bei einem Einzelnen wie auch bei einer Ortssprache lassen sich aber nur mit Vorbehalt als „Dialekt“ oder als „Standard“ bezeichnen. Es ist ein Merkmalsgemisch mit dauernd wechselnden Frequenzen, das man eher als Umgangssprache oder gar als Jargon bezeichnen möchte. Daß man früher diese Zwischensprache als ein Weder-noch oder als Unsprache eher vernachlässigt hat, ist nur zu verständlich.

Genauere Beobachtungen haben jedoch gezeigt, daß es sich bei diesem Oszillieren zwischen zwei sprachlichen Polen um ein pragmatisch gesteuertes Schwanken handelt, ja um eine Art von regelhaftem Sprachgebrauch, der ganz von der Situation und dem Adressaten abhängig ist.¹⁰ Das Steuerungsprinzip wäre die Angemessenheit.

1. Domänenverteilung

Die Domänenverteilung von Standard und Dialekt ist im Süden also nicht binär: hier Dialekt, dort Standard. Die Domänen sind vielmehr einer Skalenposition zwischen Standard und Dialekt zugeordnet, die man mit Kennziffern versehen könnte, welche die Anteile an dialektalen oder standardsprachlichen Merkmalen oder den Grad der Dialektalität oder Standardsprachlichkeit ausdrückt.¹¹

Auch die Domänen selbst sind pragmatische Merkmalsbündel. Diese korrelieren mit entsprechenden sprachlichen Merkmalsbündeln auf der genannten Dialekt-Standard-Skala, die nun – und das macht alles so verzwickelt – an jedem Ort und bei jedem Sprecher jeweils etwas anders sein können.

Ich gehe dabei von der gesprochenen Sprache aus. Im Geschriebenen soll selbstverständlich die Standardsprache gelten. Daß auch die Fehlerhaftigkeit im Schriftlichen einer geographisch-negativen Regelsteuerung unterliegt, ist eine andere Sache und gehört in den Bereich der „Fehlergeographie“.¹²

Domänen sind also pragmatische Merkmalskonstellationen, die je nach Ort, geographischer Breite, individuellem Vermögen, sozialem Status, dem Öffentlichkeitsgrad oder der Adressateneinschätzung eine bestimmte „Sprachlage“ evozieren, die man als Position auf einer bipolaren

¹⁰ Ruoff 1973, S. 181-192; Rein 1983, Zehetner 1985, S. 181f.; Frieberthäuser 1987, S. 101-118.

¹¹ Ammon 1973: „Dialektale Stufenleitern“ S. 89ff.; „Dialektniveaus“ S. 167ff.; Rein 1974/75; Jakob 1985, S. 261-279.

¹² Vgl. Löffler 1982a.

Sprachskala zwischen Standard und Dialekten eintragen könnte.

Solche Merkmalspaare der situativen Konstitution sind z.B.:¹³

LINKER POL:

RECHTER POL:

Sprachlagen auf einem Sprachkontinuum:

[Dialekt] – [Stadtsprache/-dialekt] – [Lokale Standards] – [Standard]

GESPROCHEN	[Medium/medial]	GESCHRIEBEN
PRIVAT	[Situation/situational]	ÖFFENTLICH
BEKANNT	[Partnereinschätzung/familial]	FREMD
LAND	[Urbanität/urbanial]	STADT
SOZIALSTIGMA	[Sprechereinschätzung/sozial]	SOZIALPRESTIGE
SÜDLICH	[Geographie/areal]	NÖRDLICH
ALT	[Generation/generational]	JUNG
MÄNNLICH	[Geschlecht/sexual]	WEIBLICH
ORTSGEBUNDEN	[Profession/professional]	MOBIL
SPRACHSTABIL	[Individuum/idiolektal]	SPRACHMOBIL

Innerhalb dieses Merkmalspektrums lassen sich pro Ort und Individuum bis zu fünf und mehr Sprachvarianten identifizieren,¹⁴ die kontinuierlich ineinander übergehen und für das fremde Ohr wie Dialekt klingen, für Einheimische oder Partner desselben Kommunikationskreises sind diese Abstufungen jedoch bemerkbar und werden als Signale für die situative Partnereinschätzung verstanden.

Trotz des stufenlosen Übergangs kann man versuchen, einige Zonen auf der Skala zu benennen und bestimmten Konstellationen zuzuordnen. Ein Zusammenhang zwischen Skalensegmenten und einem Nord-Süd- oder einem generellen Stadt-Land-Gefälle kann nicht gesehen werden. In Süddeutschland ist überall alles möglich, und auch die Extreme liegen geographisch nah beisammen.

Folgende Grundkonstellationen möchte ich unterscheiden:

1. Den Schweizer Fall: im Gesprochenen gilt Dialekt, im Geschriebenen die Schriftsprache – und dies wie in der Schweiz ohne Skrupel und

¹³ Vgl. Löffler 1980, S. 5-8 und die „Dimensionen“ der Dialekt- und Standard-Beurteilung bei Sprechern: E. Werlen 1984, S. 186-188.

¹⁴ Ruoff 1973, S. 181ff.; 192ff.; Zehetner 1985, S. 181ff.; Friebertshäuser 1987, S. 111.

schlechtes Gewissen oder Ansehensverlust auf lokaler Ebene.

2. Die Dialekt/Standard-Diglossie wie unter (1), jedoch mit schlechtem Gewissen: Dies gilt für bestimmte Gegenden und für bestimmte Personenkreise. Sprecher von Stadtmundarten haben kein schlechtes Gewissen, Sprecher von Stadtumland-Mundarten oder solchen ländlichen Mundarten, die nicht vom Prestige eines städtischen Zentralortes gedeckt sind, schon eher. Das äußere Erscheinungsbild entspricht dem von (1), doch ist hier Dialektsprechen mit Prestigeverlust und geringem sozialen Ansehen verbunden.

3. Die norddeutsche Variante ist auch im Süden zu finden: Standard im Gesprochenen wie im Geschriebenen nach dem Motto: „Schreib, wie du richtig sprichst“ oder: „Sprich, wie du richtig schreibst.“ Noch vor einiger Zeit hätte man gesagt, das seien nur die aus dem Norden Zugereisten oder allenfalls die ehemaligen Flüchtlinge. Heute sind diese Zugereisten bereits in der zweiten oder gar dritten Generation ansässig und bilden eine stabile Schicht, die sich mit der einheimischen Bildungsschicht etwa von Lehrern und höheren Beamten verbunden hat. Dies gilt besonders für die zahlreichen neuen Universitätsstädte und Orte mit standard-sprachlichen Kultureinrichtungen wie Theater und Rundfunkanstalten, Mainz, Stuttgart, Konstanz, Augsburg, Regensburg u.a. Die nur standardsprachlichen Sprecher sind nicht mehr Fremde oder Zugereiste, sie bilden eine wenn auch geringe bodenständige Schicht, die allerdings nicht überall auch das höchste Ansehen oder Sozialprestige genießt, ja von den Alteingesessenen sogar verachtet wird, wie das z.B. in Konstanz der Fall ist. Dort spricht der Intendant des Theaters denn auch mit den Leuten städtische Umgangssprache anstatt berufsnäherem Bühnendeutsch.

4. Der vierte Fall ist typisch süddeutsch: In den großen Städten gilt eine besondere Stadtsprache, die öffentlich gesprochen wird – nicht nur von der sogenannten Unterschicht. Diese Stadtsprache kann wiederum als eine Skala von verschiedenen Schwankungsbreiten angesehen werden, die jedoch eine merklich dialektale Seitenlage haben. Das gilt für die meisten der oben schon genannten süddeutschen Städte. Wie schon erwähnt, ist gerade in diesen Städten mit Stadtdialekt auch die norddeutsche Variante anzutreffen. Die Koexistenz von fast gleichberechtigten Variantensystemen bringt erst recht zum Schwingen. Stadtsprachen sind daher besonders variantenreich und beweglich. Einzelne Sprecher können auch an mehreren Systemen partizipieren, pflegen also mehrere Sprachkontinua nebeneinander, die jedoch ganz unkontinuierlich gegeneinander abgegrenzt sind. Dies kann dann bei ein und derselben Person zu mehreren sprachlichen Identitäten führen. Von den Merkmalen her sind Stadtsprachen wirkliche Mundartvarianten. Sie werden auch

als Umgangssprachen bezeichnet. In manchen Städten bildet sich auf der standardnahen Seite der Skala ein besonderer Substandard heraus, eine Hochsprache mit stark lokalen oder regionalen Zügen. So spricht man schon lange vom sogenannten „Honoratiorenschwäbisch“,¹⁵ – in der Schweiz das „Großratsdeutsch“ – oder in Bayern vom „Bayerischen Hochdeutsch“. ¹⁶

5. Schließlich ist noch der Fall zu nennen, der eher in ländlich-kleinstädtischer Umgebung gilt: Dort hebt sich eine soziale Führungsschicht, z.B. die Lehrer, Pfarrer, Apotheker oder Betriebsleiter nur ein wenig von der Lokalmundart ab, bemüht sich um eine abgehobene Sprechweise, deren Merkmale sich der nächst größeren Stadt oder eben der Standardsprache annähern.

Diese fünf Möglichkeiten sollten nur Beispiel einer denkbaren Abgrenzung sein. Die Zahl der Konstellationen ist theoretisch beliebig groß.

2. Die soziale Geltung von Dialekt und Standardsprache

Auf Grund der doch sehr komplexen und unterschiedlichen Konstellationen kann man über die soziale Geltung von Standard und Dialekt oder von Zwischenformen nichts Generelles sagen. Aus der Innensicht gibt es auf der Sprachskala überall ein links und ein rechts, ein oben und ein unten.

So ist mancherorts Dialektsprechen an und für sich nicht mit Prestigeverlust verbunden, wie das Beispiel des Konstanzer Theaterintendanten zeigt, aber Nur-Dialektsprechen-Können oder Nichtanders-Können hat seine sozialen Tücken. In Gegenden mit einer starken Dialektvitalität ist umgekehrt Hochdeutschsprechen nicht gerade ein Prestigeverlust aber Nicht-Dialektsprechen-Können drückt dort umgekehrt aufs Ansehen und die soziale Akzeptanz und wird als Symptom mangelnder Ortsloyalität interpretiert.

Insgesamt scheinen die Verhältnisse komplizierter zu sein als noch vor 20 oder 30 Jahren, es sei denn, die Komplexität ist eine Folge der genaueren Beobachtung oder Beachtung des Sprachgebrauchs eben bei viel mehr Sprechergruppen als früher.

¹⁵ Bausinger 1978, S. 19ff.; Löffler 1985, S. 129.

¹⁶ Zehetner 1977, S. 20f. Zehetner 1985, S. 202ff.: Überlegungen zu einer „bairischen Hochsprache“.

3. Sprachliche Zwischenlagen

Für den ganzen Süden scheinen die sprachlichen Zwischenlagen überhaupt das kennzeichnende Merkmal zu sein, so daß man eigentlich gar nicht von Dialekt und Standard, sondern von diesen Zwischenlagen sprechen muß. Nicht daß hier keine Normen gelten würden und man nicht wüßte, was rechtes Deutsch und rechte Mundart seien oder daß hier die deutsche Einheitssprache sprachhistorisch noch gar nicht angekommen wäre. Als Meßgrößen gelten beide Pole idealtypisch. Sie kommen allerdings in reiner Form nur in Büchern vor. In der sprachlichen Selbsteinschätzung siedelt man sich irgendwo auf dieser Sprachskala an und „switcht“ eigentlich weniger als daß man zwischen den Polen hin und her schwingt. Gerade weil alle den mit den beiden Sprachpolen verbundenen Anspruch kennen, sind die Stellen dazwischen kommunikativ so bedeutsam. Man kann mit der Verwendung einer bestimmten Sprachlage und einer entsprechenden „Schwingungsbreite“ seine Situations- und Partneereinschätzung mit allen damit verbundenen sozialen Beziehungsimplikationen wirkungsvoll signalisieren.

4. Entwicklungen der letzten Jahrzehnte

Ich möchte hierzu folgendes vermuten:

1. Die gesprochene Standardsprache (= der „norddeutsche Fall“), ist auch im Süden nicht mehr so außergewöhnlich wie früher: Hier haben die Flüchtlinge nach dem Krieg und die nachfolgende Bevölkerungsfuk-tuation auch auf dem flachen Land und nicht zuletzt auch die zahlreichen neuen Hoch- und Fachschulen mit ihren demographischen Konsequenzen mehr wohl als die Medien auf die Sprachverhältnisse eingewirkt. Dies bedeutet aber auch, daß Hochdeutschsprechen heute nicht mehr nur mit Prestige verbunden ist: Es ist eine Möglichkeit, die zunächst lediglich soziale Signale enthält über die Berufsgruppe oder Branche, der ein Sprecher angehört.

2. Das zweite ist ein Ausgreifen dialektaler Varianten auch auf Gebiete, die vor einiger Zeit der Standardsprache vorbehalten waren: Vor dreißig Jahren hörte man in den Gängen der Universität Freiburg keine lokalen Laute, wenigstens keine lauten Laute. Heute ist dies anders: man hört badisch und schwäbisch, auch in der Sprechstunde und manchmal auch im Seminar. Das bedeutet nicht, daß früher mehr Studenten Hochdeutsch konnten, die badischen und schwäbischen Studenten waren früher einfach still. Heute reden sie. Dadurch werden Varietäten sichtbar, die man früher gar nicht wahrgenommen hat. Die Dialektwelle ist also auch eine Folge der abnehmenden Sprechhemmungen gerade bei In-

telletuellen und keine Frage der Zivilcourage mehr. Dadurch hat die Stigmatisierung abgenommen. Ja selbst auf oberster Ebene, in den ehemals dialektfreien Radiostudios kann man immer mehr feststellen, daß auch akzentfreie Radiosprecher hin und wieder lokale Färbungen einfließen lassen. Es dient ihrem Prestige, allerdings auf dem Hintergrund, daß sie normalerweise akzentfrei sprechen können.

Dies alles deutet auf ein neues Sprecherideal hin: Man möchte möglichst mobil und flexibel sein und die persönliche Sprachskala so breit wie möglich halten. Dies garantiert nicht nur eine große kommunikative Reichweite im Sinne eines verbalen Verständigungshorizontes. Es erweitert auch den Aktionsradius der sozialen Beziehungspflege sowohl in der horizontalen wie vertikalen Ebene. Indirekt wird dadurch natürlich auch intellektuelle Mobilität, Bildung, berufliche Flexibilität und Erfolg angezeigt.

Diese Tendenz gilt für die Beweglichkeit von der Standardsprache her hin zum Dialekt ebenso wie in der umgekehrten Richtung. Nicht der eine oder andere Pol sind prestigebehaftet oder stigmatisiert, sondern die Beweglichkeit der innersprachlichen Polyglossie:¹⁷ Wie schon bei Meier Helmbrecht in mittelhochdeutscher Zeit ist auch heute Sprechenkönnen in verschiedenen Lagen und Idiomen Zeichen dafür, daß man weltgewandt und herumgekommen ist – damals wie heute ein Grund zu größerem Ansehen und Prestige.

Literatur

Ammon, Ulrich (1973): Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung. Eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. Weinheim, Basel.

Bausinger, Hermann (1978): Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen. Zur Fernsehsendung „Deutsch für Deutsche“. 2. Aufl. Frankfurt.

Besch, Werner/Löffler, Heinrich/Reich, Hans H. (Hrsg.), Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht. Düsseldorf.

Friebertshäuser, Hans (1987): Das hessische Dialektbuch. München.

Hasselberg, Joachim/Wegera, Klaus-Peter, Hessisch. (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 1) Düsseldorf.

¹⁷ Der Begriff „Polyglossie“ ist nicht allgemein eingeführt. Er soll sich von der „einfacheren“ „Diglossie“ abheben und andeuten, daß mehrere Sprachstufen und „Anlässe“ des Sprechens unterschieden werden müssen.

- Jäger, Karl-Heinz/Schiller, Ulrich, Dialekt und Standardsprache im Urteil von Dialektsprechern. Untersuchung der Einstellungen von alemannischen Dialektsprecherinnen zu ihrem Dialekt und zur Standardsprache. In: Linguistische Berichte 83. S. 63-95.
- Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. 2 Bde. (Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland Bd. 3) Marburg.
- Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinz, Rheinisch. (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 6) Düsseldorf.
- Löffler, Heinrich (1980): Probleme der Dialektologie. Eine Einführung. 2. Aufl. Darmstadt.
- Löffler, Heinrich (1980a): Dialekt. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen S. 453-458.
- Löffler, Heinrich (1982): Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierungen. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York S. 441-463.
- Löffler, Heinrich (1982a): Interferenz-Areale Dialekt/Standardsprache: Projekt eines deutschen Fehleratlases. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung. Berlin, New York, S. 528-538.
- Löffler, Heinrich (1985): Germanistische Soziolinguistik. (Grundlagen der Germanistik 28). Berlin.
- Rein, Kurt (1974/75): Empirisch-statistische Untersuchung zu Verbreitung, Funktion und Auswirkungen des Dialektgebrauchs in Bayern. Bericht über das Forschungsprojekt „Bayerischer Dialektzensus“. In: Papiere zur Linguistik 8, S. 88-96.
- Rein, Kurt (1977): Diglossie von Mundart und Hochsprache als linguistische und didaktische Aufgabe. In: Germanistische Linguistik 5/6, S. 207-220.
- Rein, Kurt (1983): Bestimmende Faktoren für den variierenden Sprachgebrauch des Dialektsprechers. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung Bd. 1.2., Berlin, New York, S. 1443-1455.

Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache (=Idiomatologia 1). Tübingen.

Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekten und deutscher Standardsprache. Teil 1: Die nördliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. In: W. Besch, U. Knoop, W. Putschke, H.E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und internationalen Dialektforschung 1.2, Berlin, New York, S. 1411-1427.

Werlen, E. (1984): Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 46), Wiesbaden.

Zehetner, Ludwig G. (1977): Bairisch. (Dialekt/Hochsprache - kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht H. 2), Düsseldorf.

Zehetner, Ludwig G. (1985): Das bairische Dialektbuch. München.

Standardsprache und Mundarten in Österreich

0. Das österreichische Deutsch

Das österreichische Deutsch ist die staatsgebundene Varietät des Deutschen in Österreich als Schrift- und Standardsprache.¹ Es besitzt Eigenheiten auf allen sprachlichen Ebenen: auf der phonetisch-phonologischen Ebene vor allem durch bestimmte Wortakzentuierungen und Lautbildungen; auf der morphologischen Ebene als einzelne Formen- und Wortbildungseigenheiten; auf der syntaktischen Ebene besonders im Gebrauch von Präpositionen und in der Wortstellung; und auf der lexikalisch-semantischen Ebene mit eigenen Benennungen bzw. zusätzlichen spezifischen Bedeutungen einzelner gemeinsprachlicher Ausdrücke. Der Wortschatz als der auffälligste und am leichtesten zählbare Bereich umfaßt rund 4.000 Wörter von durchschnittlich 220.000 gesamtdeutschen Wörtern, was etwa 1,8 % Austriazismen ausmacht. Es ist daher nicht gerechtfertigt, die in Österreich geltende deutsche Sprachform im Sinne nationalpolitischer Ideologien als „Österreichisch“ zu bezeichnen und verselbständigen zu wollen. Sie muß vielmehr unter kulturhistorischen Aspekten als eine Varietät der plurizentrisch zu sehenden, auf mehrere Staaten verteilten deutschen Gesamtsprache verstanden und dementsprechend als „österreichisches Deutsch“ bezeichnet werden.²

Die Grundlage des österreichischen Deutsch bildet die dialektale Zugehörigkeit des größten Teiles von Österreich zum Bairischen. Obwohl sich die gemeinsamen Dialektgrundlagen in Altbayern und Österreich schon im Hochmittelalter in zahlreiche größere und kleinere Dialektlandschaften aufzugliedern begannen und bis in die Mitte des 18. Jhs. eine gemeinsame, nur wenig differenzierte frühneuhochdeutsche Schreibsprache galt, bewirkte der Einfluß Münchens auf Bayern und Wiens auf Österreich seit dem 17./18. Jh. zunehmend unterschiedliche Entwicklungen der höheren Sprachschichten der Umgangs- und Standardsprache. Sie haben bis ins 20. Jh. derart zugenommen, daß heute die sprachlichen Unterschiede zwischen Bayern und Österreich mehr auffallen und stärker empfunden werden als die Gemeinsamkeiten. Hinsichtlich der

¹ Charakterisierungen geben besonders Ebner 1980, S. 207-222; Reiffenstein 1983 und Wiesinger 1985. Eine ausführliche Darstellung bietet nun „Das österreichische Deutsch“ 1988, wo die Einführung von Wiesinger 1988a, S. 28ff. auch die einschlägige ältere und neuere Literatur verzeichnet.

² Vgl. dazu Wiesinger 1988a, S. 9ff.

landschaftsgebundenen Artikulations- und Intonationsgewohnheiten, die auch die Umgangs- und Standardsprache bestimmen und die bekanntlich dem Laien auf Grund von Erfahrung die räumliche Zuordnung von Sprechern erlauben, bildet Österreich ebenso wenig eine Einheit wie andere deutsche Landstriche. Auch lexikalisch gibt es innerhalb des österreichischen Deutsch regionale Unterschiede, die auf die Dialektdifferenzierung zurückgehen, wobei für eine Reihe von Begriffen vor allem westostgelagerte Bezeichnungsunterschiede auftreten. Besonders hebt sich das westlichste österreichische Bundesland Vorarlberg ab, das dialektal zum Alemannischen gehört, sich aber ebenfalls am österreichischen Deutsch als Schrift- und Standardsprache beteiligt.

1. Zur Domänenverteilung Dialekt/Standardsprache

1.1. Die gesprochene Sprache

In Österreich herrschen wie in Süddeutschland kontinuierliche Übergänge zwischen Dialekt und Standardsprache. So bestimmen nicht nur die dialektalen Artikulations- und Intonationsgewohnheiten weitgehend die Standardsprache, sondern können je nach Situation, Partner und Gesprächsklima durchaus auch Dialektismen in die Rede einfließen. Aus norddeutscher Sicht mit einer klaren polarisierten Trennung von Dialekt auf der einen und Standardsprache auf der anderen Seite als Diglossie mutet daher der durchschnittliche österreichische Gebrauch der Standardsprache eher als deutlich dialektal gefärbte Umgangssprache an. Davon abzuheben ist die Hochlautung geschulter österreichischer Sprecher wie der Rundfunk- und Fernsehansager und vor allem der Schauspieler, die bereits in der Ausbildung an die Siebschen Hochlautungsnormen unter Berücksichtigung österreichischer Besonderheiten gewöhnt werden und sich trotz heute aufgegebenen sprechtechnisch-rhetorischer Betreuung an den Theatern in individuell unterschiedlicher Weise auch daran halten.

Obwohl es manchen Linguisten angesichts der Variabilität und der fließenden Übergänge schwer fällt, die gesprochene Sprache angemessen zu klassifizieren, vermögen die Sprecher selbst durchaus ihre unterschiedlichen Sprechweisen einzuschätzen und besitzen ein Gefühl dafür, welche Register in einzelnen Gesprächssituationen angemessen und verwendbar sind und welche nicht.³ Dieses Unterscheidungsvermögen betrifft in erster Linie die äußersten Pole, nämlich den auch als solchen

³ Als allgemeine Beschreibung der Sprachschichten und des durchschnittlichen Sprachgebrauchs vgl. Wiesinger 1983.

bezeichneten Dialekt – Mundart ist ein volksfremder, schriftsprachlicher Ausdruck – und die an der Schriftsprache orientierte Standardsprache, die volkstümlich als „Hoch-“ oder „Schriftdeutsch“ oder als „Reden nach der Schrift“ benannt wird. Ebenso ist sich aber die Bevölkerung auch bewußt, daß es vielfach eine dazwischen liegende weitere Sprechweise gibt. Für sie kennt vor allem die mittlere und jüngere Generation der bis 50 Jährigen die Bezeichnung Umgangssprache. Sie ist meistens aus der Schule bekannt, wo schon seit längerem nicht nur die Lehrpläne der Gymnasien sondern auch der Haupt- und Berufsschulen die Behandlung der Sprachschichten vorsehen. Obwohl der Registerwechsel meistens unreflektiert und automatisch erfolgt, ist es der Bevölkerung vor allem auf Grund der alltäglichen Erfahrungen durchaus möglich, über die durchschnittlichen sprachlichen Gebrauchsnormen Auskunft zu geben. So habe ich 1984/85 am Wiener Germanistischen Institut mit meinen Studenten unter Zugrundelegung eines dreigliedrigen Sprachschichtenmodells mit Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache, wobei für letztere die häufigste volkstümliche Bezeichnung „Hochdeutsch“ gewählt wurde, eine entsprechende sprachsoziologische Umfrage durchgeführt. Sie zeigt nach der persönlichen Selbsteinschätzung folgende durchschnittliche Domänenverteilung der drei Sprachschichten, wobei hier nur eine Auswahl der wichtigsten Ergebnisse geboten werden kann.⁴

In Österreich bezeichnen sich 78 % als Dialektsprecher, während 22 % dies verneinen. Dies entspricht den 1975 von Kurt Rein für Bayern ermittelten Durchschnittsverhältnissen.⁵ Der Dialektgebrauch liegt daher in Österreich und in Bayern im Vergleich zu Mittel- und Norddeutschland relativ hoch. Ihre durchschnittliche Alltagssprache betrachten aber nur 49 % als Dialekt, während sie ebenso viele als Umgangssprache und 2 % als „Hochdeutsch“ einstufen. Diese allgemeinen Durchschnittswerte ändern sich aber, wenn man die Sozialschicht, den Wohnort, das Alter und das Geschlecht als weitere Parameter einführt. Bezüglich der Sozialschicht, für deren Bestimmung Beruf und Schulbildung herangezogen wurden, bleibt in der Unterschicht der allgemeine österreichische Durchschnitt mit 78 % Dialekt und 22 % Umgangssprache bestehen. In der Mittelschicht ändert sich die Sprachverwendung im Verhältnis 50 : 50 %, während in der Oberschicht der Gebrauch des Dialekts auf 24 % sinkt und der der höheren Sprachschichten auf 74 % Umgangssprache und 2 % „Hochdeutsch“ steigt. Sozial gesehen geht also mit zunehmend höherer

⁴ Einen Überblick auf Grund der von Christa Patocka mit Hilfe eines Computers ausgewerteten Umfrage gibt Wiesinger 1988.

⁵ Rein 1977, S. 217.

Schulbildung und höherer beruflicher Stellung der alltägliche Dialektgebrauch zugunsten der Umgangssprache jeweils um rund 25 % zurück. Nach dem Wohnort beurteilt, dominiert auf dem Land in Dörfern bis zu 4.000 und in Kleinstädten mit 10.000 bis 20.000 Einwohnern der Dialekt mit 83 % gegenüber 17 % Umgangssprache. Dies korrespondiert besonders in Dörfern mit den durchschnittlichen Sozialverhältnissen einer vorwiegend zur Unterschicht zu zählenden Landbevölkerung von Bauern, kleinen Gewerbetreibenden, Arbeitern und Angestellten. Dagegen herrscht in Mittelstädten mit 20.000 bis 100.000 und in Großstädten mit über 200.000 Einwohnern die Umgangssprache mit 63 % gegenüber dem Dialekt mit nur 32 % vor, wozu noch 5 % „Hochdeutsch“ kommen. Auch hier besteht eine Relation zwischen Sozialschicht und durchschnittlicher Alltagssprache, indem in Mittel- und Großstädten die Mittelschicht den größten Bevölkerungsanteil ausmacht. Hinsichtlich des Alters verwendet die aus dem Arbeitsprozeß ausgeschiedene ältere Generation der 60 bis 80 Jährigen als durchschnittliche Alltagssprache 61 % Dialekt, 33 % Umgangssprache und 6 % „Hochdeutsch“. Dagegen sprechen die im Berufsleben stehende mittlere Generation der 30 bis 60 Jährigen und die jüngere Generation der 19 bis 30 Jährigen in gleicher Weise 48 % Dialekt, 50 % Umgangssprache und 2 % „Hochdeutsch“. Obwohl der alltägliche Sprachgebrauch je nach Beruf und Schulbildung und damit auch nach der Sozialschicht unterschiedlich ist, zeichnet sich dennoch insgesamt die Tendenz ab, daß der Dialektgebrauch bei den jüngeren Generationen rückläufig ist und die Umgangssprache zunimmt. Hinsichtlich des Geschlechtes sprechen die selbstbewußten Männer mehr Dialekt, während die Frauen in höherem Maß die Umgangssprache oder sogar das „Hochdeutsche“ im Alltag bevorzugen. Die entsprechenden Verteilungen lauten für Männer 55 % Dialekt und 45 % Umgangssprache und für Frauen 45 % Dialekt, 52 % Umgangssprache und 3 % „Hochdeutsch“. Obwohl sich diese allgemeinen Durchschnittswerte je nach Kombination der einzelnen Parameter verschieben, indem etwa bei an sich hoher Dialektverwendung auf dem Land auch der Prozentsatz des Dialektgebrauches bei den einzelnen Sozialschichten und Generationen und je nach dem Geschlecht ansteigt, so zeigt die durchschnittliche Entwicklung des alltäglichen Sprachgebrauchs in Österreich insgesamt eine deutliche Zunahme der Umgangssprache auf Kosten des Dialekts bei einem nur unbedeutenden Anteil der Standardsprache.

Auf die Frage, wie Dialekt Sprechen empfunden wird, stufen es 34 % als günstig und 3 % als ungünstig ein, während 63 % auf die Situationsabhängigkeit verweisen. Die Sprecher sind daher auch in der Lage, anzugeben, welche der Sprachschichten sie in verschiedenen Alltagssituationen durchschnittlich gebrauchen. Es ergeben sich folgende Verteilungen:

<u>Kommunikations- situation</u>	<u>Dialekt</u>	<u>Umgangs- sprache</u>	<u>„Hochdeutsch“</u>	<u>Anpassung⁶</u>
Familie	60 %	35 %	5 %	–
Gute Freunde	53 %	42 %	3 %	2 %
Greißler, Bäcker	43 %	51 %	6 %	–
Kollegen am Arbeitsplatz	39 %	48 %	10 %	3 %
Friseur	33 %	53 %	14 %	–
Entfernte Bekannte	27 %	46 %	21 %	6 %
Bank	23 %	44 %	33 %	–
Kleidergeschäft	18 %	55 %	27 %	–
Arzt	19 %	45 %	36 %	–
Vorgesetzte am Arbeitsplatz	15 %	42 %	43 %	–
Fremde	12 %	42 %	39 %	7 %
Lehrer	10 %	40 %	45 %	5 %
Amt in der Stadt	9 %	42 %	49 %	–

Leider müssen wir hier auf die Einzelinterpretation dieser unterschiedlichen sprachlichen Verhaltensweisen verzichten.⁷ Insgesamt aber zeigt die Verteilung, daß in Österreich die Situation der Polyglossie herrscht, an der jeder in seinem persönlichen Sprachverhalten mehr oder minder teilhat, und daß die Wahl der Sprachschicht mit zunehmender Distanz zum Gesprächspartner bzw. dem Öffentlichkeitsgrad der Situation höher und offizieller wird, indem man vom Dialekt abrückt und zur Umgangs- oder Standardsprache übergeht.

Der Dialekt erweist sich daher als eine intime Sprachform, der hauptsächlich im vertrauten Kreis unter einander gut bekannten und als gleichrangig empfundenen Personen gesprochen wird, wie in der Familie, mit guten Freunden; im kleinen Geschäft, wo man sich die täglich erforderlichen Lebensmittel besorgt und gut bekannt ist; sowie auch noch mit den gleichgestellten Kollegen am Arbeitsplatz. Dagegen bringt die offiziellere Situation und die Distanz zum Gesprächspartner, die jeweils unterschiedliche Gründe hat, eine Bevorzugung der distanzierteren Umgangssprache bzw. bei einem Teil auch schon der Standardsprache wie bereits beim Friseur, vor allem aber in der Bank, im Kleidergeschäft

⁶ Anpassung bedeutet, daß man die Wahl der Sprachschicht vom Gesprächspartner abhängig macht, um diesem zur Schaffung eines guten Gesprächsklimas entgegenzukommen.

⁷ Kurze Erläuterungen werden bei Wiesinger 1988 gegeben.

oder auch im Verkehr mit entfernten Bekannten. Hingegen herrschen die Umgangssprache oder die offiziöse Standardsprache im Verkehr mit Respektpersonen vor, wie mit dem Vorgesetzten am Arbeitsplatz, dem Lehrer der eigenen Kinder und mit den Beamten in städtischen Ämtern. Daß man mit Fremden nicht im Dialekt verkehrt, erfolgt vor allem aus Verständlichkeitsgründen. Dagegen stammen Ärzte oftmals nicht aus der Gegend und sprechen als Akademiker meist Umgangssprache, so daß hier trotz der erforderlichen Vertrauenssituation auch auf dem Land der Dialektgebrauch gering ist. Bei all diesen situationsabhängigen Verteilungen muß aber stets im Auge behalten werden, daß sich nur rund Dreiviertel der Befragten als Dialektsprecher bezeichnen und daß bloß die Hälfte den Dialekt als durchschnittliche Alltagssprache gebraucht, so daß die insgesamt hohen Anteile an Umgangs- und Standardsprache nicht überraschen können.

1.2. Die geschriebene Sprache

Was die geschriebene Sprache betrifft, so gilt heute in Österreich durchwegs die deutsche Schriftsprache in Form des österreichischen Deutsch. Die Austriaismen sind nicht nur in dem für die Schule verbindlichen, seit 1952 existierenden Österreichischen Wörterbuch,⁸ sondern vor allem seit der 19. Auflage von 1986 auch im Mannheimer Rechtschreibduden enthalten,⁹ nach dem schon 1969 in der Dudenredaktion von Jakob Ebner die Austriazismensammlung „Wie sagt man in Österreich?“ erarbeitet worden war¹⁰ und daraufhin der spezifische österreichische Wortschatz allmählich in die einzelnen Auflagen des Rechtschreibdudens Eingang gefunden hatte.

⁸ Das „Österreichische Wörterbuch“ blieb von der 1. bis zur 33. Auflage unverändert und wurde in der 34. Auflage geringfügig erweitert. Einschneidende Veränderungen brachte die 35. neu bearbeitete und erweiterte Auflage von 1979. Dabei wurde vor allem die schichtspezifische und stilistische Kennzeichnung des nur unter besonderen Bedingungen verwendbaren Wortschatzes aufgegeben und durch die Aufnahme zahlreicher Dialekt- und Wiener Jargonausdrücke der Versuch unternommen, ein „Österreichisch“ zu schaffen, was, da es den Verwendungsweisen der Schrift- und Standardsprache in Österreich zuwiderlief, auf ablehnende Kritik stieß, vgl. vor allem Wiesinger 1980 und Fröhler 1982. Die neuerliche Bearbeitung in der 36. Auflage von 1985 sah sich daher gezwungen, derartige Entgleisungen wieder weitgehend zurückzunehmen, ohne daß allerdings die Bearbeiter die von ihnen benützten kritischen Analysen erwähnen und dazu Stellung beziehen.

⁹ Der österreichische Beitrag wurde von Jakob Ebner zusammengestellt und von mir durchgesehen und teilweise ergänzt.

¹⁰ Ebner 1980. Die 1. Auflage erschien 1969.

Im allgemeinen werden heute die Austriazismen unreflektiert und selbstverständlich auf Grund der Verbindung von gesprochener und geschriebener Sprache gebraucht. Obwohl dieser selbstverständliche Gebrauch schon nach dem Ersten Weltkrieg mit der Errichtung der Republik Österreich als des deutschsprachigen Teiles der einst vielsprachigen habsburgischen Österreichisch-Ungarischen Monarchie einsetzte, kam er erst nach dem zweiten Weltkrieg richtig zum Tragen. Die Voraussetzung dafür bildeten die politischen und geschichtlichen Ereignisse mit der kurzfristigen Auflösung Österreichs und seiner Integrierung in das nationalsozialistische Deutsche Reich zwischen 1938 und 1945 und der sich anschließenden vorübergehenden Reserviertheit gegenüber allem Deutschen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Der nationalsozialistische Übergriff bewirkte nicht nur die Versöhnung der in der Ersten Republik einander bekämpfenden politischen Parteien, sondern ließ auch die österreichische Sprachvarietät zu einer der einigenden Kräfte im Rahmen des nationalen Wiederaufbaues werden.¹¹

Da aber der Austriazismengebrauch auf der natürlichen Verflechtung der Sprachschichten beruht, ist er mangels Reflexion nicht so gefestigt, daß heute nicht einzelne binnendeutsche Äquivalente anstelle der heimischen Ausdrücke aufgegriffen würden.¹² Obwohl dafür wortweise unterschiedliche Ursachen verantwortlich sind, spiegelt sich darin die wirtschaftliche und kulturelle Verflechtung mit den weiteren deutschsprachigen Staaten, insbesondere mit der Bundesrepublik Deutschland. So wirkt sich etwa auf Lebensmittelbezeichnungen der zwischenstaatliche Handel aus und spielen für das Aufgreifen einzelner Ausdrücke des allgemeinen Wortschatzes die kulturellen Verbindungen in Rundfunk und Fernsehen, Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, Theater und Film und vor allem auf dem Büchermarkt eine wesentliche Rolle, wobei letzterer zu 75 % aus dem Ausland und davon zu 60 % aus der Bundesrepublik Deutschland beliefert wird. Auch bei österreichischen Schriftstellern der Gegenwart macht sich in unterschiedlichem Umfang das Aufgreifen binnendeutscher Äquivalente bemerkbar, ohne daß damit etwa eine in Deutschland spielende Handlung oder von dort her stammende Personen charakterisiert werden sollten.

Vollziehen sich diese binnendeutschen Einflüsse heute gewissermaßen als natürliche Vorgänge im Rahmen der deutschen Gesamtsprache, so war das besonders im 19. Jahrhundert und in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts anders. Damals wurde die deutsche Schriftsprache in ihrer mittel- und norddeutschen Form, wie sie sich seit dem 16. Jahr-

¹¹ Vgl. Reiffenstein 1983, S. 17, und Wiesinger 1988a, S. 17.

¹² Vgl. Wiesinger 1988b.

hundert entwickelt hatte und in Österreich auf Grund ihrer Propagierung durch Gottsched seit 1750 rasch aufgegriffen worden war, als vorbildliche Norm angesehen. So kam es, daß die landesübliche Ausdrucksweise und insbesondere der österreichische Wortschatz als der Schriftsprache unangemessen empfunden und schon in der Schule der Gebrauch der binnendeutschen Ausdrücke anstelle der heimischen gelehrt wurde. Erst mit dem Beginn der Schaffung einer deutschen Orthographienorm zwischen 1876 und 1901, an der Österreich zunächst nicht beteiligt worden war, und der politischen Loslösung Österreichs aus deutschen Zusammenhängen insbesondere seit 1866 mit der Errichtung der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie trat allmählich ein Gesinnungswandel ein und ließ man nach und nach auch die heimische Ausdrucksweise gelten.¹³

Eine Verschriftlichung des Dialekts geschieht nur unter spezifischen Bedingungen, nämlich hauptsächlich in der eigenen literarischen Gattung der Mundartliteratur. Hier stehen sich die traditionelle Richtung mit heimatverbundenen Inhalten als Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke in Versform oder Prosa und ein avantgardistischer, formal teilweise experimenteller, inhaltlich meist sozialkritischer Gebrauch gegenüber. Die moderne Richtung ging in den 50er Jahren von der Lyrik der „Wiener Gruppe“ (Friedrich Achleitner, H.C. Artmann, Konrad Bayer, Gerhard Rühm, Oswald Wiener) aus.¹⁴ Bald folgten das bloß gesungene Dialektlied, das hauptsächlich durch die Schallplatte und den Rundfunk Verbreitung fand und dessen bekannteste Vortragende heute Wolfgang Ambros und Rainhard Fendrich sind, sowie auf dem Theater das neue Volksstück mit Wolfgang Bauer und Peter Turrini als erfolgreichsten Autoren. Während die heimatverbundene Mundartliteratur auf Grund ihrer Abfassung in lokalen bis regionalen Dialekten aus Verständnisgründen vielfach auf die betreffenden Gebiete beschränkt bleibt, finden die avantgardistischen Werke und die Dialektlieder, die beide auf dem Wiener Dialekt als einem in ganz Ostösterreich wirksamen Verkehrsdialekt basieren, besonders bei der jungen Generation Anerkennung. Es gibt in Österreich keine als verbindlich anerkannten Regeln für die Verschriftlichung von Dialekt, obwohl der Verein der Mundartfreunde solche zu propagieren versucht hat.¹⁵ Im allgemeinen schließt sich die traditionelle Mundartliteratur mehr den Konventionen der Schriftsprache an, während sich die avantgardistische Richtung bewußt davon entfernt und deshalb stärker die dialektale Lautgestalt abbildet.

¹³ Vgl. zusammenfassend Wiesinger 1988a, S. 13ff.

¹⁴ Vgl. Rühm 1967.

¹⁵ Hauer 1984. Die 1. Auflage erschien 1968.

Da die Existenzform des Dialekts primär mündlich ist, findet ein schriftlicher Dialektgebrauch für allgemeine Zwecke in Österreich wenig Zustimmung. So begegnet der Dialekt nur selten in der Plakatwerbung. Auch in Tageszeitungen spielt der Dialekt kaum eine Rolle und Dialektecken wie in manchen bundesdeutschen Regionalzeitungen gibt es in den ohnehin wenigen österreichischen Blättern nicht. Allerdings finden sich teilweise, wie etwa im Boulevardblatt „Kronenzeitung“, im Stil umgangssprachlich gehaltene Glossen, in die meist durch Anführungszeichen gekennzeichnete Dialektismen einfließen. Auch unterhaltsame Abschnitte wie das „Lustige Bezirksgericht“ der „Kronenzeitung“ als ironisierend-erheiternde Berichterstattung etwas kurioser Gerichtsfälle bringt gekennzeichnete Dialektzitate beteiligter Personen. Daß in Lokalberichten besonders über brauchtümliche Ereignisse immer wieder einzelne Dialektausdrücke als Sachbezeichnungen vorkommen, versteht sich.

Hier angeschlossen seien noch Rundfunk und Fernsehen, wo für den zwar mündlichen Sprachgebrauch schriftliche Vorlagen und Konzepte eine große Rolle spielen. Rundfunk und Fernsehen waren in Österreich lange durch den Gebrauch der Hochlautung nicht nur in den von geschulten Sprechern vorgetragenen Ansagen und Nachrichten, sondern auch in den von diesen nach Manuskripten gesprochenen berichtenden Sendungen gekennzeichnet. In den letzten Jahren wurden jedoch zur Intensivierung des Hörer- bzw. Seherkontakts, insbesondere seit der 1988 erfolgten Reform des Hörfunkprogramms die moderierten Sendungen stark vermehrt, wodurch die Standardsprache von Laiensprechern erheblichen Anteil gewonnen hat. So werden z.B. morgens, mittags und abends anstelle der bislang vorgelesenen Nachrichtensendungen halb- oder ganzstündige moderierte Nachrichtenjournale angeboten, bei denen die Nachrichten zu Beginn der Sendung vom Moderator in umgangssprachlichem Stil mitgeteilt werden, ehe sie am Ende der Sendung der Ansager in Hochlautung verliest; ein Bediensteter der Wetterstation trägt den Wetterbericht vor; und der Moderator kommentiert einführend die zahlreichen in- und ausländischen Journalistenberichte. Auch Informationssendungen aus Kunst und Wissenschaft, erläuterte Musiksendungen und religiöse Sendungen werden jetzt von ihren Verfassern selbst in Standardsprache vorgetragen, so daß der Anteil an Hochlautung stark zurückgegangen ist. Dagegen beschränkt sich auch heute noch der Gebrauch von Umgangssprache oder teilweise auch des Dialekts auf einzelne, meist unterhaltende Sendungen in den Regionalprogrammen der Landessender. Wie sehr der Verzicht auf Dialekt und Umgangssprache in Rundfunk und Fernsehen den Wünschen der Hörer und Zuschauer entspricht, zeigen auch die Zahlen unserer Be-

fragung.¹⁶ So verlangen nicht weniger als 90 % „Hochdeutsch“, wobei zur Begründung die Notwendigkeit allseitiger, bundesweiter Verständlichkeit als Hauptgrund genannt wird. Nur 6 % sprechen sich für Umgangssprache aus, und bloß 0,2 % wünschen sich Dialekt, während der Rest von 3,8 % für eine situative Anpassung je nach Sendungsinhalt votiert. Diese drei kleinen Gruppen von insgesamt 10 % beziehen sich vor allem auf lokale und unterhaltsame Sendungen, bei denen die Umgangssprache bzw. der Dialekt die gewünschte Auflockerung und entsprechende Atmosphäre gewährleisten soll.

2. Zur Klassifizierung und Einschätzung von Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache

Trotz der kontinuierlichen Übergänge in der gesprochenen Sprache und des individuell unterschiedlichen Verhaltens zeigt vor allem die nach dem Sprecherurteil je nach der Situation unterschiedliche dominante Sprechlage ein Gefühl für durchschnittliche sprachliche Gebrauchsnormen. Dies aber verpflichtet den Sprachwissenschaftler zur Klassifizierung und ermöglicht ihm auf Grund der Feststellung, welche Erscheinungen in einer Sprechlage anstelle anderer Erscheinungen gewählt werden, die einzelnen Sprachschichten und ihre wesentlichen Kennzeichen zu beschreiben. Dabei gibt es auf allen sprachlichen Ebenen, am auffälligsten jedoch auf der phonetisch-phonologischen Ebene Erscheinungen, die beim Wechsel von einer Sprechlage in die andere aufgegeben werden, und solche, die fortbestehen. Bezüglich zweier Schichten kann man sie zwar als „primäre“ und „sekundäre Merkmale“ bezeichnen.¹⁷ Da aber bei Existenz von mehreren Sprachschichten der Wechsel der Erscheinungen gestuft erfolgt, ist es im Hinblick auf das gesamte Diasystem notwendig, die graduelle Merkmalsskala zu erweitern. Welche Merkmale jeweils „primär“ oder „sekundär“ sind, läßt sich jedoch nicht absolut bestimmen, sondern ist landschaftlich verschieden. Im allgemeinen geben die Faktoren Verbreitung und Prestige den Ausschlag, indem sowohl kleinräumige Erscheinungen als auch Unterschiede zwischen der einen und der nächst höher gewerteten Sprachschicht als „primäre Merkmale“ aufgegeben werden.

Auf diese Weise läßt sich das durchschnittliche mündliche Sprachverhalten in Österreich in einem vierstufigen Modell erfassen, bei dem neben Standardsprache und Umgangssprache die von den Sprechern einfach als Dialekt eingestufte Schicht in lokalen Basisdialekt und regionalen Ver-

¹⁶ Vgl. Wiesinger 1988, S. 80.

¹⁷ Vgl. dazu im Anschluß an Schirmunski Reiffenstein 1976.

kehrsdialekt aufgegliedert werden muß.¹⁸ Obwohl im Dialekt teilweise echte Variabilität herrscht, indem z.B. im nördlichen Niederösterreich schon bei der älteren Generation für mhd. *uo* die Realisierungen *ui* und *uɐ* (*guid*)/*guɐd* 'gut') und für mhd. *ei* die Aussprachen *ʌ* und *a:* (*brɔɐ d*/*bra:d* 'breit') austauschbar sind, erlaubt sowohl der bevorzugte Gebrauch von *uɐ* und *a:* bei der mittleren und jüngeren Generation als auch die sprachgeographische Herkunftsbestimmung dieser Lautungen aus dem Dialekt der Großstadt Wien die jeweilige Zuweisung. So lassen sich zwar die Schichten Basisdialekt – Verkehrsdialekt – Umgangssprache – Standardsprache und ihre Merkmale linguistisch diskret ermitteln, doch sind im Sprachgebrauch die Übergänge fließend.

Hinsichtlich der sozialen Einschätzung der Sprachschichten besteht ein deutliches Wertgefälle, indem der sprachsoziologische Mehrwert vom Dialekt über die Umgangssprache zur Standardsprache zunimmt. Zugleich korreliert das höhere Prestige mit größerer räumlicher Verbreitung, so daß ein regionaler Verkehrsdialekt mehrere lokale Basisdialekte überlagert und die Umgangssprache wieder mehrere Verkehrsdialekte abdeckt. Diese generelle Einstufung des Dialekts als sozial markierte, niedrige Sprechweise und der diesbezüglich neutrale, gehobene Status der Umgangs- und der Standardsprache finden ihren deutlichsten Niederschlag bei der Frage, wie man Kinder sprachlich erziehen soll.¹⁹ Hier wünschen sich 62 % „Hochdeutsch“, 5 % Umgangssprache und nur 20 % Dialekt, wobei der Wunsch dahinter steht, den Kindern den Schuleintritt zu erleichtern und durch gute Sprachbeherrschung zunächst schulische Erfolge zu sichern, um dann später berufliche Aufstiegschancen zu haben. Gegenüber dieser allgemeinen sprachsoziologischen Bewertung der einzelnen Sprachschichten zeigt aber das durchschnittlich unterschiedliche partner- und situationsabhängige Sprachverhalten, daß der Dialekt für jene rund Dreiviertel der Bevölkerung, die ihn beherrschen, insofern wieder eine geschätzte Sprachschicht ist, als er das geeignete sprachliche Ausdrucksmittel in vertraulichen Situationen im Umgang mit gut bekannten und als gleichrangig empfundenen Personen verkörpert, wo die höheren Sprachschichten als unangebracht gelten. Der an sich vom Dialekt zur Standardsprache zunehmende sprachsoziologische Mehrwert ist daher bezüglich der einzelnen Gesprächssituationen relativ und kann, wie etwa im Falle des alltäglichen Sprachgebrauches in der Familie oder unter guten Freunden, genau umgekehrt liegen.

Obwohl heute die Standardsprache auch in Österreich am alltäglichen

¹⁸ Vgl. Wiesinger 1980a.

¹⁹ Vgl. dazu ausführlicher Wiesinger 1988, S. 78 f.

Sprachgebrauch ihre Anteile hat, die freilich in Mittel- und Großstädten wesentlich höher liegen als in ländlichen Gemeinden und Kleinstädten, bleibt sie insgesamt dennoch die Sprache der Öffentlichkeit. Sie gilt ausschließlich im religiösen Bereich in der Kirche und privat als die Sprachform der Predigt, des Gebetes und des Gesanges. Sie ist in der Schule die angestrebte Unterrichtssprache, wenngleich sie dort teilweise auch mit der Umgangssprache wechselt und es die Lehrerschaft ist, die den Schülern die zu wählende Sprachform vorgibt. Ebenso fungiert sie in allen weiteren Bildungsstätten als die Sprache des Unterrichts und der Vorträge. Sie ist schließlich die Sprache öffentlicher Ansprachen, Reden und Diskussionen bei diversen Anlässen und in Versammlungen und gilt in den Medien Rundfunk und Fernsehen. Obwohl jeder Österreicher mit der Standardsprache, dem „Hochdeutschen“, vertraut ist, fällt ihr in bestimmten Situationen erforderlicher Gebrauch dennoch je nach Bildungsschicht und durchschnittlicher alltäglicher Sprechweise unterschiedlich schwer oder leicht. So beurteilten die Notwendigkeit, in der Schule „Hochdeutsch“ reden zu müssen, von den Dialektsprechern 17 % als schwer, 40 % als „mittel“ und 43 % als leicht, während die Verteilungen für Sprecher der Umgangssprache 8 %, 26 % und 66 % lauten.²⁰

3. Entwicklungstendenzen in den letzten Jahrzehnten

Gebrauch und Einschätzung der Sprachschichten haben sich in Österreich in den letzten Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg aufs ganze gesehen dahin geändert, daß sich die Umgangssprache auf Kosten des Dialekts ausweitete, der Dialekt durch zunehmende Einschränkung auf intimere Situationen abgewertet wird und die Standardsprache über den öffentlichen Gebrauch hinaus auch als Alltagssprache Verwendung findet. Damit aber hat sich eine Situation der Polyglossie gebildet, an der jeder, der noch Dialekt spricht, mehr oder minder Anteil hat. Im einzelnen muß hier freilich differenziert werden. Während bei der Landbevölkerung der Dörfer, Märkte und Kleinstädte nach wie vor der Dialekt als Alltagssprache bei weitem vorherrscht und deshalb auch noch in den verschiedensten Gesprächssituationen verwendet werden kann, ist er in den Mittel- und Großstädten insgesamt zugunsten der Umgangssprache oder teilweise schon der Standardsprache zurückgegangen. Ausschlaggebend dafür ist der gegenüber früher gewandelte Sozialstatus eines Großteils der Bevölkerung, indem die mittleren Sozialschichten durch verbesserte schulische Ausbildung und berufliche Aufstiegsmöglichkeiten im Rahmen des wirtschaftlichen Aufschwungs erheblich zugenommen haben und die

²⁰ Vgl. zum gewünschten und tatsächlichen Sprachgebrauch in der Schule und zur Beurteilung, „Hochdeutsch“ reden zu müssen, Wiesinger 1988, S. 79f.

verschiedenen beruflichen Situationen mehr und mehr den Gebrauch der Umgangs- und Standardsprache erfordern, die dann oftmals auch zur Alltagssprache werden. Daneben gibt es aber auch in den Mittel- und Großstädten weiterhin einen Anteil an Dialektsprechern, und die Erhebungen zeigen, daß ein gewisser Prozentsatz in allen Situationen nach wie vor Dialekt spricht. Darin äußert sich gegenüber früher einerseits ein verstärktes Selbstbewußtsein der Dialektsprecher, indem sie weder schweigen noch sich anpassen, und andererseits eine größere Toleranz der Gesprächspartner. Selbst Schul- und Universitätslehrer verzichten heute vielfach auf Sanktionen, wenn ein Schüler oder Student im Unterricht Dialekt redet oder trotz Bemühen um die höhere Sprachschicht immer wieder in diesen verfällt.

Trotz ihrer ausgeweiteten Bedeutung gibt es in Österreich keine einheitliche Umgangssprache. Vielmehr entstehen einzelne Regionen unter dem Einfluß der als kulturelle Zentren fungierenden Landeshauptstädte. Insgesamt aber macht sich besonders in lexikalischer Hinsicht der Einfluß der Bundeshauptstadt Wien geltend. Sie bestimmt vor allem den teilweise an die Verwaltung gebundenen Verkehrswortschatz, so daß sich z.B. das Tiere schlachtende und Fleisch verarbeitende Gewerbe auch schon in Salzburg, Tirol und Vorarlberg statt heimisch *Metzger* nach Wiener und ostösterreichischem Vorbild *Fleischhauer* zu nennen beginnt und dementsprechend die Geschäftsbezeichnungen abändert.²¹ Auch bei vor allem west-ostgelagerten Bezeichnungsunterschieden gewinnt die östliche Bezeichnung allmählich an sprachlichem Mehrwert gegenüber dem heimischen Wort.²² Wien und seine Umgangssprache aber ist uneingeschränktes Vorbild für Ostösterreich mit Niederösterreich und dem Burgenland und wirkt, zum Teil durch Linz und Graz vermittelt, besonders auf das östliche Oberösterreich und die mittlere Steiermark ein, bleibt aber auch nicht ohne Einfluß auf Salzburg. In Wien selbst ist vielfach auffällig, daß bei sozialem Aufstieg sich nicht entsprechend die sprachlichen Artikulations- und Intonationsgewohnheiten ändern. So verbleibt die gepreßte Artikulation und die fallende, gezogene Intonation, die z.B. die Monophthongierung der ohnehin in ihren Komponenten assimilierten Diphthonge *ae* - *ɐ* *ø* - *ɐ* *o* zu überoffenem *æ*: - *æ*: - *ɐ* : bewirkt. Obwohl die Wiener in den Bundesländern als arrogant und ihre Sprache als häßlich abgelehnt werden, fungiert paradoxerweise Wien und seine Sprache dennoch als Vorbild, weil es in Österreich kein anderes nachahmenswertes Zentrum als die Bundeshauptstadt und ihre Bewohner

²¹ Vgl. Wiesinger 1987, S. 327.

²² Vgl. Forer/Moser 1988.

gibt. Schließlich muß noch vermerkt werden, daß sich das österreichische Deutsch als die staatsgebundene Varietät der Schrift- und Standardsprache in Verbindung mit dem gesunden, nationalen Selbstverständnis seit dem Zweiten Weltkrieg fest etabliert hat, wenn es auch angesichts der immanenten Wandlungsfähigkeit der Sprache allgemeine deutschsprachige Entwicklungen mitvollzieht und einzelnen, aus der Deutschen Bundesrepublik kommenden Einflüssen unterliegt.

Literatur

Das österreichische Deutsch (1988): Hrsg. von Peter Wiesinger. (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12). Wien.

Duden-Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. 19. neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Mannheim – Wien – Zürich 1986.

Ebner, Jakob (1980): Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten. 2. vollständig überarbeitete Aufl., Mannheim – Wien – Zürich.

Forer, Rosa/Moser, Hans (1988): Beobachtungen zum westösterreichischen Sonderwortschatz. In: Das österreichische Deutsch, S. 189-209.

Fröhler, Horst (1982): Zum neuen Österreichischen Wörterbuch (35. Aufl. 1979) – Acht Thesen über seine Mängel und über deren Beseitigung. In: Österreich in Geschichte und Literatur 26, S. 152-183.

Hauer, Johannes (1984): Die Schreibung unserer Mundart. 2. verbesserte und erweiterte Aufl. Wels.

Österreichisches Wörterbuch. Hrsg. im Auftrage des Bundesministeriums für Unterricht. Wien 1952.

Österreichisches Wörterbuch. 35. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage von Erich Benedikt, Maria Hornung und Ernst Pacolt. Wien 1985.

Österreichisches Wörterbuch. 36. überarbeitete Auflage von Otto Back, Erich Benedikt, Maria Hornung und Ernst Pacolt. Wien 1985.

Reiffenstein, Ingo (1976): Primäre und sekundäre Unterschiede zwischen Hochsprache und Mundart. Überlegungen zum Mundartenabbau. In: *Opuscula slavica et linguistica. Festschrift für Alexander Issatschenko*. Hrsg. von Heinz Dieter Pohl und Nikolai Salinkow (= Schriftenreihe Sprachwissenschaft der Universität für Bildungswissenschaft zu Klagenfurt 1). Klagenfurt, S. 337-347.

- Reiffenstein, Ingo (1983): Deutsch in Österreich. In: Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945. (= Marburger Studien zur Germanistik 3). Marburg, S. 15-27.
- Rein, Kurt (1977): Diglossie von Mundart und Hochsprache als linguistische und didaktische Aufgabe. In: Germanistische Linguistik 5-6, S. 207-220.
- Rühm, Gerhard (1967): Die Wiener Gruppe. Achleitner, Artmann, Bayer, Rühm, Wiener. Texte, Gemeinschaftsarbeiten, Aktionen. Hamburg.
- Wiesinger, Peter (1980): Zum Wortschatz im „Österreichischen Wörterbuch“. In: Österreich in Geschichte und Literatur 24, S. 367-397.
- Wiesinger, Peter (1980a): „Sprache“ und „Dialekt“ als sachliches und terminologisches Problem. In: Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des Internationalen Symposiums „Zur Theorie des Dialekts“, Marburg/Lahn, 5-10. September 1977. Hrsg. von Joachim Göschel, Pavel Ivić und Kurt Kehr (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte NF 26). Wiesbaden, S. 177-198.
- Wiesinger, Peter (1983): Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. In: Zeitschrift für Germanistik 4, S. 184-195.
- Wiesinger, Peter (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Mundart und Standardsprache in Österreich. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. von Werner Besch, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger. Halbbd. 2. Berlin und New York, S. 1939-1949.
- Wiesinger, Peter (1987): Sprachnorm und Sprachgebrauch, dargestellt an den österreichischen Handwerkernamen. In: Festschrift für Karl Hyldgaard-Jensen zum 70. Geburtstag am 3. Februar 1987 (= Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik, Sonderband 3). Kopenhagen, S. 319-334.
- Wiesinger, Peter (1988): Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 20, S. 71-81.
- Wiesinger, Peter (1988a): Die deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung. In: Das österreichische Deutsch, S. 9-30.
- Wiesinger, Peter (1988b): Zur Frage aktueller bundesdeutscher Spracheinflüsse in Österreich. In: Das österreichische Deutsch, S. 225-245.

Defizit oder Entwicklung Zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen und Studenten

1. Zum Thema

Ein Phantom geistert durch Deutschland, dem sagenhaften Yeti vergleichbar oder dem Ungeheuer von Loch Ness, immer mal wieder, wieder einmal – die Mär vom Verlust der Muttersprache, speziell bei den jungen Menschen, die Mär vom Sprachverfall. Nicht die berufenen Fachleute, die Linguisten, sind es in aller Regel, die ihn wahrnehmen; selbsternannte Hüter der Sprache vielmehr, durch differenzierte Sachkenntnis nicht sonderlich belastet, bewegt hingegen (wenn man ihnen glauben darf) von brennender Sorge, werden nicht müde, ihn zu beschwören. Dabei hat er mit den anderen Phantomen gemeinsam, daß zwar keiner ihn gesehen hat, aber jeder weiß, daß es ihn gibt. Konkreter: Keiner, der ihn behauptet, hat Untersuchungen angestellt und Beweise vorgelegt, keiner auch hat ihn beschrieben, keiner hat Domänen ausgegrenzt, wo die Situation besonders besorgniserregend ist und Abhilfe daher besonders nottut.

Ich fühle mich in meiner germanistischen Arbeit seit frühen Jahren der Schule besonders verpflichtet. Es mag damit zusammenhängen, daß ich mich durch die Rede vom Sprachverfall immer besonders angesprochen und auch angegriffen gefühlt habe: Zumindest implizit enthält sie ja den Vorwurf, die Schule und dahinter die universitäre Lehrerbildung leiste im Bereich der Spracherziehung nicht das, was man von ihr verlangen dürfe. Jedenfalls liegt hier der Grund für mein Interesse an der angesprochen Problematik, präziser: an der Frage, was junge Menschen sprachlich können, wie ihr Können relativ zu dem früherer Generationen zu beurteilen sei und was es mit dem „Sprachverfall“ wirklich für eine Bewandnis habe.

Was ich – vor dem Hintergrund dieses Interesses – im folgenden vortragen werde, verdankt sich zu einem guten Teil der Arbeit in einem Forschungsprojekt an meinem Zürcher Lehrstuhl, die gerade begonnen hat; sie steht unter der Leitung von P. Sieber. Ziel des Projekts ist die Erhebung und Beschreibung der muttersprachlichen Fähigkeiten von Maturanden (Abiturienten) und Studienanfängern in der Deutschschweiz.¹ Ich gehe in

¹ Wir haben die Hoffnung, hier zu Aussagen zu kommen, die auch über die Deutschschweiz hinaus gelten, und wir halten Kontakt mit Unternehmungen im übrigen deutschsprachigen Raum, die unter der gleichen Fragestellung arbeiten.

drei Schritten vor: Zunächst werde ich – im Sinne von Vorüberlegungen – einige Begriffe klären, das Thema eingrenzen und damit einen Horizont entwickeln, vor dem das Problem meiner Einschätzung nach zu sehen ist. In einem zweiten Schritt konfrontiere ich – zunächst noch sehr pauschal – das Urteil der Öffentlichkeit über die muttersprachlichen Fähigkeiten junger Menschen von heute mit Aussagen und Ergebnissen der Forschung – hier rufe ich lediglich in unserem Fach bereits Gewußtes in Erinnerung. In einem dritten Schritt schließlich berichte ich aus unserem Projekt.

2. Sprachverfall – was ist das eigentlich?

2.1. Sprachverfall

Wer vom „Sprachverfall“ spricht, suggeriert Übergang von einem goldenen Zeitalter zu einem silbernen und einem ehernen. Wann – so muß man da fragen dürfen – war denn eigentlich dieses goldene Zeitalter? Und an welchen besonderen Merkmalen ist es erkennbar? Um von der zweiten Frage her zu beginnen: Es muß ein hoch kommunikationsintensives Zeitalter gewesen sein, eine Zeit, in der umfassend gebildete Menschen gelebt und auf hohem kommunikativen Niveau ihre Welt geprägt haben. Wann ist eine solche Zeit anzusetzen? Wenn wir Lese- und Schreibfähigkeit als *conditio sine qua non* für eine solche Zeit postulieren und die Kategorie „Quantität“ nicht von vornherein völlig vernachlässigen wollen, also eine gewisse Breite der Bildung als eine Voraussetzung annehmen, dürfen wir diese Zeit sicher nicht allzu früh, also beispielsweise nicht vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht ansetzen. Erst danach gibt es – übrigens zunächst in durchaus überschaubarer Qualität und Quantität – so etwas wie Literalität in unserer Gesellschaft. Die allgemeine Schulpflicht aber wurde im deutschsprachigen Raum nach schüchternen Anfängen im 17. Jahrhundert erst nach und nach im 18. und im 19. Jahrhundert eingeführt, als allgemeine Schulpflicht im strengen Sinne gar erst durch die Weimarer Reichsverfassung von 1919.²

In was für einem sprachlichen Umfeld lebten die Menschen in früheren Zeiten, was können sie – sprachlich – gelernt haben? Um einmal nur auf das 19. Jahrhundert zurückzuschauen: Vor 100 Jahren legte im Kanton Zürich von hundert einer die Maturprüfung ab,³ in Preußen waren es doppelt so viele: zwei. Demgegenüber besucht heute z.B. in der Bundesrepublik Deutschland fast ein Viertel eines Altersjahrgangs das Gymna-

² Vgl. dazu detaillierter Blankertz 1982, S. 59f.

³ Differenziertere Angaben finden sich bei Imhof u.a. 1984.

sium, 5 % eine Gesamtschule, noch einmal 25 % die Realschule und nur 40 % eine Hauptschule, die aber weitgehend bis zur 10. Klasse führt. Jeder 12. Berufstätige in der Bundesrepublik verfügt über einen Hochschulabschluß, nach Angaben der Bundesanstalt für Arbeit wird es Ende dieses Jahrhunderts jeder 6. sein.⁴ Auch wenn wir mit der Möglichkeit rechnen, daß gymnasiale und universitäre Ausbildung zu früheren Zeiten auf höherem Niveau stand (obwohl in meinen Augen wenig dafür spricht), gilt wohl doch im ganzen, was H.-D. Kübler (1985, S. 345) treffend so formuliert:

Allein die vergleichsweise längere Verweildauer eines größeren Generationsanteils in formellen Bildungsgängen erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß mehr Kinder und Jugendliche ausgiebiger mit sprachlichen Phänomenen unter didaktischer Anleitung, also in geplanten, nicht ausschließlich instrumentellen Zwecken gehorchenden Verwendungssituationen, konfrontiert werden und daß sie ungleich mehr Motivationsanreize wie Gelegenheiten erhalten, sich mit Sprache konstruktiv, reflexiv und praktisch zu befassen.

Wer nach dem Besuch der Schule nicht weiterstudiert, sondern eine praktische Ausbildung wählt, steht gleichwohl unter intellektuellen und eben auch sprachlichen Anforderungen, die für frühere Zeiten ganz undenkbar waren. Der Lehrling etwa, der sich zum Automechaniker ausbilden läßt, der junge Installateur muß Kenntnisse und Fähigkeiten unter Beweis stellen, die seinen Altersgenossen früher in vergleichbarer Weise nie abverlangt worden sind, und diese Fähigkeiten sind auch solche des Lesens (z.B. Pläne lesen) und des Schreibens, des (Hör-)Verstehens und Formulierens, kurz: der sprachlichen Verarbeitung.

Wie steht es konkret im Bereich der Schriftlichkeit? Werfen wir nur einen Blick auf die Buchproduktion. Einigermaßen pointiert hat die Zürcher Weltwoche (Nr. 49 vom 8.12.1988, S. 73) die Situation so beschrieben:

Im Jahr, da Goethe geboren wurde (1749), gab's 1344 deutschsprachige Neuerscheinungen. Als er starb (1832): 8372. An seinem 100. Todestag: 30 073. Auf der heurigen Buchmesse: über 338 000!

Zeitungen und Zeitschriften erscheinen in steigender oder wenigstens kontinuierlicher Auflage, und das sagt ja nicht nur etwas über die Produktionsbedingungen aus, sondern auch über die Aufnahme durch Leser. Auf's Ganze gesehen läßt sich hier mindestens sagen: Mag die Breite des Spektrums groß und die Qualität der angebotenen Sprache unterschiedlich sein: Mindestens wird in einem Ausmaß publiziert und auch gelesen wie nie zuvor.

⁴ Angaben nach Kübler 1985, S. 345.

Schließlich die elektronischen Medien: Natürlich läßt sich über die „Qualität“ des sprachlichen Angebots von Radio und Fernsehen unter verschiedenen Gesichtspunkten intelligent streiten. Unstrittig dürfte aber doch sein, daß hier jedenfalls ein breites, sprachlich geprägtes Umfeld existiert, das Anforderungen stellt – unterschiedliche gewiß, auch unterschiedlich anspruchsvolle, aber jedenfalls Anforderungen. Und wo hat es das in dieser Breite in einer früheren Zeit gegeben.⁵

Zusammengefaßt und verallgemeinert: Zu keiner Zeit früher waren Menschen in unserer Sprachgemeinschaft so gut auf kompetenten Umgang mit Sprache vorbereitet wie heute, zu keiner Zeit waren sie in so breitem Maße von Sprache umgeben, war menschliches Leben so stark von Kommunikation geprägt wie heute. Demgegenüber war die hohe Kultur früherer Zeiten, die man glorifizierend unserer „Verfallsepoche“ entgegenhält, im besten Fall die Kultur einer schmalen Schicht; die Sprachkultur auch noch des 19. Jahrhunderts war die Sprachkultur einer kleinen Elite, und sie realisierte sich vorwiegend im Besitz der Hochsprache als einer geschriebenen Sprache. Ist es unter diesen Umständen plausibel, ein goldenes Zeitalter in einer weit zurückliegenden Vergangenheit zu suchen?

2.2. Sprachverfall

Wer pauschal von Sprachverfall spricht, kann sehr unterschiedlichen Phänomenen Verfall zusprechen: Er kann meinen, daß unsere Sprache – Sprache verstanden als Inventar an Zeichen und Strukturen – verfallt; er kann zum andern meinen, daß das Sprachvermögen der Sprecher einer bestimmten (Mutter-)Sprache verfallt, und er kann schließlich mei-

⁵ Um hier ja nicht mißverstanden zu werden: Ich finde z.B. persönlich das Angebot des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, soweit ich es überblicke, pauschal dürftig bis miserabel (vermutlich gilt das auch für die DDR, doch kenne ich die Situation dort nicht). Ich würde persönlich viel lieber in einer Gesellschaft leben, in der literarische und philosophische Reflexion einen höheren Stellenwert haben als wirtschaftliche Indices, die allgemeine Jagd nach Geld und eine flache Vergnügungsindustrie. Ich leide darunter, daß es – um es mit Oscar Wilde zu sagen – so viele Menschen gibt, die den Preis von allem und den Wert von nichts kennen. Ich meine also nicht, unsere Welt sei vollkommen oder auch nur gut. Ich meine nur, sie sei nie besser gewesen. Wir müssen uns davor hüten, unsere Träume von einer besseren Welt idealisierend in die Vergangenheit zurückzuprojizieren und so zu tun, als sei es irgendwann einmal allgemeiner Standard gewesen, daß man etwa, wenn man sich auf der Straße traf, mit einem Zitat von Homer begrüßt wurde und geistesgegenwärtig mit einem Diktum von Plato konterte. Anders gesagt: Auch vor hundert Jahren hat nicht überall die ganze Familie – nach gemeinsamer abendlicher Hausmusik – andächtig dem Hausvater zugehört, der aus dem Grimmschen Wörterbuch vorlas.

nen, daß sich im Sprachgebrauch von Menschen eine Entwicklung zum Schlechteren aufweisen lasse. Was eigentlich ist gemeint?

Es hängt mit der Pauschalität des Verfallsurteils zusammen, daß diese Frage bezogen auf das Urteil der öffentlichen Meinung nicht beantwortet werden kann. „Alles wird schlechter“, ist zu verstehen, so wie der Schnee im Winter nicht mehr das ist, was er einmal war, oder die Sonne im Sommer. Wir aber müssen für unsere Arbeit differenzieren. Und hier ist vor allem anderen mit Nachdruck herauszustellen: Ganz gewiß nicht kann das Verfallsurteil unsere Sprache treffen. Als Instrument ebenso wie als Spiegel der Entwicklung unserer Gesellschaft hat sie sich im Lauf gerade auch ihrer jüngsten Geschichte entwickelt, hin zu größerer Vielfalt und Differenziertheit, und zwar in allen Bereichen; und wo es auf der einen Seite Abbau und Verlust gegeben haben mag, da hat es auf einer anderen Seite Zuwachs und Weiterentwicklung gegeben. Unter Linguisten – so darf ich unterstellen – herrscht darüber Konsens;⁶ ich vertiefe diesen Punkt daher an dieser Stelle nicht. So bleibt die Frage nach Veränderungen in Sprachvermögen und Sprachgebrauch. Ihr wollen wir uns im folgenden zuwenden.

3. Sprachverfall – Tatsachen und Meinungen

Verfall von Sprachvermögen und Sprachgebrauch – was kann damit gemeint sein? Halten wir uns für den Versuch einer Antwort fürs erste einmal an eingeführte sprachdidaktische Unterscheidungen, so lassen sich – bezogen zunächst auf das Sprachvermögen – grob vier Teilfähigkeiten auseinanderhalten: Lesefähigkeit, Schreibfähigkeit, Sprechfähigkeit und (Hör-)Verstehensfähigkeit. Welche von ihnen ist besonders im Visier der Sprachverfallsdebatte? Die Frage ist – auch nach Prüfung vieler Äußerungen – nicht leicht zu beantworten. Hervorstechendstes Merkmal des Verfallsvorwurfs ist tatsächlich seine Pauschalität. Wenn ich die Zeichen richtig deute, gilt das kritische Urteil aber primär den Fähigkeiten, die mit „Schriftlichkeit“ zusammenhängen, der Fähigkeit also zu lesen, der Fähigkeit zu schreiben und hier vor allem: der Fähigkeit, orthographisch korrekt zu schreiben. Konzentrieren wir uns – Konzentration tut hier not – auf diese Punkte. Wie steht es mit diesen Fähigkeiten?

Nun ist hier der wissenschaftlichen Ehrlichkeit halber zunächst einmal herauszustellen, daß es insgesamt sehr wenige empirische Sprachstands- bzw. Sprachfähigkeitsuntersuchungen gibt, daß auch der angesprochene Bereich nicht gut abgedeckt ist und daß die wenigen Untersuchungen, die

⁶ Zuletzt hat darüber eindringlich und überzeugend Drosdowski (1988) gehandelt.

es gibt, schlecht aufeinander beziehbar sind (weil sie an sehr unterschiedlichen Probanden vorgenommen worden sind, zu unterschiedlicher Zeit und unter ganz unterschiedlichem Interesse). Insbesondere gibt es kaum historisch vergleichende Untersuchungen. Das hängt natürlich vor allem damit zusammen, daß jede Arbeit hier auf schier unlösbare methodische Schwierigkeiten stößt. Einmal grenzt sich praktisch der ganze Bereich der Mündlichkeit weitgehend aus dem Feld möglicher Arbeit aus, zumindest ist historische Rekonstruktion hier nur höchst eingeschränkt möglich. Aber auch bezogen auf Schriftlichkeit ist wissenschaftliche Arbeit nicht leicht. So gibt es z.B. zwar vergleichende Untersuchungen zur Lesefähigkeit, so gut wie keine aber zum Schreiben, und wo es sie gibt, muß man sehr auf der Hut sein: Schriftliche Arbeiten sind vor 50 oder vor 100 Jahren unter anderen Bedingungen entstanden als heute; was bei der Arbeit herausgekommen ist, ist daher nicht ohne weiteres miteinander vergleichbar. So wurden beispielsweise bis etwa 1925 Aufsätze inhaltlich weitgehend im Unterricht vorbereitet, was an eigentlicher Schülerleistung verlangt wurde, betraf Gliederung und Stil, Orthographie und Interpunktion.⁷ Wenn daher Schulaufsätze vor 60 Jahren in diesen Bereichen „besser“ waren, so konnten sie das u.a. auch deswegen sein, weil in die Aufgabenstellung Anforderungen nicht eingegangen sind, die heute ein großes Gewicht haben.

Die Einschränkungen, die mit diesen Bedingungen gegeben sind, haben wir uns bewußt zu halten. Dies vorausgeschickt aber läßt sich doch pauschal feststellen, daß die wissenschaftlichen Untersuchungen, die es gibt und die seriös sind, den allgemeinen Pessimismus hinsichtlich der sprachlichen Fähigkeiten der „heutigen Jugend“ nicht stützen.

Wie sieht es nun im einzelnen aus?

3.1. Lesefähigkeit

Was die Lesefähigkeit angeht, existiert leider keine größere neuere Studie aus dem deutschen Sprachraum. Eine sehr breite Untersuchung ist aber vor nicht allzu langer Zeit für die Vereinigten Staaten vorgelegt worden, die Studie des National Assessment of Educational Progress, NEAP 1985, entstanden vor dem Hintergrund der dortigen Analphabetismusdebatte. Und da diese hier wie dort durchaus gleichlaufende Züge zeigt, könnten die Ergebnisse dieser Untersuchung doch auch für uns wichtige Tendenzen aufzeigen. Die Untersuchungen belegen z.B. sehr deutlich, daß (sogar in den USA) Schüler im Alter von 9, 13 und 17 Jahren 1984 bes-

⁷ Dazu jetzt detaillierter Ludwig 1988. Zum ganzen Komplex vgl. auch Sitta 1989.

sere Leseleistungen erbracht haben als Schüler des gleichen Alters 1971, daß 95 - 98 % aller 13- bis 17-Jährigen mit einfachen Texten umgehen können und daß 84 % der 17-Jährigen in der Lage sind, in Texten nach bestimmten Informationen zu suchen, gedankliche Bezüge in einem Text herzustellen und Grundgedanken herauszuarbeiten.⁸ Gewiß ist das nicht umwerfend. Bedenkt man aber, daß vor 100 Jahren als „alphabetisiert“ galt, wer seinen Namen schreiben konnte, dann läßt sich jedenfalls nicht leichthin von einer Verschlechterung sprechen.⁹

3.2. Fähigkeit, einen Text zu verfassen

In die Fähigkeit, einen Text zu verfassen, gehen eine Fülle von Teilfähigkeiten ein, möglicherweise mehr als in jede andere der aufgeführten Fähigkeiten; zu nennen sind hier – gewissermaßen „von oben nach unten“ – u.a. die Fähigkeit, einen Text wohlorganisiert aufzubauen, einen Gedankengang durchzuhalten, sauber zu argumentieren, stilistisch überzeugend und grammatisch korrekt zu schreiben, den Regeln der Orthographie und der Interpunktion zu folgen und schließlich eine präsentable graphische Darstellung zu realisieren. Es leuchtet wohl ein, daß Untersuchungen hier besonders schwierig sind. Umso dankbarer sind wir daher für eine kleine Studie von H. Villiger (1979), besonders dankbar auch deswegen, weil sie an einer Stelle ansetzt, die uns von unserem Projekt her ganz speziell interessiert: Villiger vergleicht 44 Maturaufsätze des Jahrgangs 1962 mit 49 Arbeiten aus dem Jahr 1978 auf ihre sprachliche Qualität hin. Die Arbeiten stammen aus dem gleichen Gymnasium, die Textmengen sind gleich groß und für seine Auswertung hat sich der Autor besondere Disziplin auferlegt. Seine Ergebnisse sind – knapp zusammengefaßt:

Es gibt zwischen 1962 und 1978 eine leichte Zunahme im Fehlertotal, die vor allem auf eine Steigerung der Verstöße gegen die Normen der Graphie zurückzuführen ist. Leicht verbessert hat sich die formale sprachliche Korrektheit, besorgniserregende Mängel konstatiert Villiger im Bereich der „Sprachlogik“ – es handelt sich hier im wesentlichen um die Prinzipien der Satzverknüpfung und der Textorganisation. Zusammenfassend stellt Villiger (1979, S. 5) heraus, „daß die Gesamtzahl der Fehler um einen viel geringeren Betrag zugenommen hat, als man auf Grund der zahlreichen Kassandrarufer erwarten müßte...“.

⁸ Angaben nach Brügelmann 1987, S. 255-257.

⁹ Detaillierter geht darauf Sieber 1990 ein.

3.3. Rechtschreibfähigkeit

Die Ergebnisse der Studie von H. Villiger scheinen auf den ersten Blick ein kritisches Urteil über zeitgenössische Rechtschreibfähigkeit nahezulegen. Dem widerspricht entschieden das Urteil, das W. Menzel, sicher der beste Kenner dieses Bereichs in der Bundesrepublik, unter der Überschrift „Sind die Rechtschreibleistungen tatsächlich schlechter geworden?“ 1985 fällt. Er definiert Rechtschreibleistung als die „Fähigkeit, die Menge der verschiedenen Wörter, die in jeweils aktuellen Gebrauchssituationen im Textzusammenhang verwendet werden, richtig schreiben zu können“ (Menzel 1985, S. 5), und stellt (ebenda) bezüglich dieser Fähigkeit mit wünschenswerter Deutlichkeit fest:

Es gibt bisher keine einzige stichhaltige Untersuchung, aus der eindeutig hervorgeht, daß die Schüler oder die Studenten von heute (oder auch nur die eines bestimmten Jahrganges) schlechter in ihren Rechtschreibleistungen wären als die einer vorangegangenen Generation. Was zu erfahren ist, beschränkt sich weitgehend auf Aussagen wie: Heutige Abiturienten, Studienanfänger, Prüflinge in Aufnahmeprüfungen von Betrieben usw. produzieren mehr Rechtschreibfehler als früher. Ich möchte dies nicht bezweifeln. Solche Angaben besagen aber nicht mehr, als daß eine Anzahl von Menschen heute mit erheblichen Rechtschreibproblemen in bestimmte Prüfungssituationen vorstößt, in denen ihre Rechtschreibfehler auffällig werden. Mehr und andere Studenten/Abiturienten als früher produzieren mehr (und vermutlich andere) Rechtschreibfehler. Es ist aber zugleich wahrscheinlich, daß jene 8 % von Schülern, die früher ohne auffällige Rechtschreibprobleme ihr Abitur gemacht haben, auch heute kaum Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung haben; daß es jene Anzahl von Studienanfängern, die 1960 ihre Seminararbeiten fehlerlos abgeben konnten, auch heute noch gibt. Und es ist wahrscheinlich, daß die Gesamtpopulation derer, die deutsche Schulen verlassen haben, heute schriftsprachliche Leistungen (auch Rechtschreibleistungen) erbringt wie in keiner Generation zuvor.

Was Menzel hier zusammenfassend auf den Punkt bringt, hat im Rahmen eines (ebenfalls von Menzel geleiteten) Forschungsprojekts R. Vogel (1985, S. 64) detaillierter beschrieben. Er hat Schüleraufsätze des 3./4. Schuljahrs von 1972/74 mit solchen von 1982/84 bezüglich der Rechtschreibfehler verglichen. Seine Ergebnisse auf der Basis aller ausgezählten Aufsätze von damals und heute kommentiert er so:

1. Die Schüler verwenden in weniger Aufsätzen insgesamt heute mehr Wörter als früher; ihre Texte sind länger.
2. Sie gebrauchen nicht nur mehr Wörter insgesamt, sondern auch mehr verschiedene Wörter.
3. Dabei produzieren sie mehr verschiedene Fehler im Verhältnis zu den verwendeten Wörtern (4.8 % heute, 3.93 % damals).

4. In Bezug auf die verwendeten verschiedenen Wörter produzieren die Schüler heute aber weniger Fehler als damals (22.96 % heute gegenüber 24.26 % damals).

Und als erstes Fazit formuliert R. Vogel (1985, S. 64):

Weder die sprachlichen noch die Rechtschreibleistungen der Schüler von heute sind so schlecht, wie vielfach angenommen wird. Eher das Gegenteil ist der Fall. Der Wortschatz der Schüler ist heute umfangreicher als vor zehn Jahren, und bezogen darauf sind die Rechtschreibfehler etwas zurückgegangen.

3.4. Versuch eines ersten Resümees:

Wir wollen nicht verschweigen, daß H. Villiger (1979, S. 20), seine Detailergebnisse zusammenfassend, geschrieben hat: „Das muttersprachliche Können der Maturanden hat zwar nicht abgenommen, aber es war schon im Jahre 1962 schlecht genug.“ Auch W. Menzel hat Mängel nicht bestritten, er hat lediglich der These vom Verfall widersprochen. Und die Lesefähigkeiten, die die NAEP-Studie den amerikanischen Jugendlichen zuweist, sind natürlich – machen wir uns nichts vor – nicht geeignet, uns vor Bewunderung aus dem Sessel zu reißen. Wie ist also das, was man beschrieben hat, zu beurteilen? Vielleicht so:

Gemessen an dem Können in der Vergangenheit ist – jedenfalls in den Bereichen, zu denen Studien existieren – keine besorgniserregende Abnahme zu diagnostizieren. Das besagt allerdings keineswegs, daß das Sprachvermögen als hoch oder auch nur als ausreichend anzusehen ist, wenn man es an den Erfordernissen unserer Zeit mißt. Und hier gilt zum Beispiel:

a) Unter den gesellschaftlichen Bedingungen, die unser Leben bestimmen, muß eine größere Anzahl von Menschen über hohe sprachliche (vor allem auch: schriftsprachliche) Fähigkeiten verfügen als je zuvor, und sie muß sie beweisen können.

H.W. Giese (1987, S. 263) hat das so formuliert:

Die Erwartungen an die schriftlichen Grundfähigkeiten der einzelnen Menschen haben sich in den letzten Jahren allgemein verändert: Jeder soll in der Lage sein, funktionale Anforderungen zu erfüllen. Ein Scheck muß ausgefüllt werden, eine Nummer aus dem Telefonverzeichnis herausgesucht werden; auch soll eine kurze Notiz hinterlassen werden können. Die Forderung nach 'Alphabetisiertheit' hat sich zu einer Überprüfung der Kenntnisse entwickelt: Es reicht nicht mehr, daß jeder zugesteht, ein alphabetisierter Mensch zu sein und dieses Zugeständnis durch das Schreiben seines Namens symbolisch bekräftigt; jeder soll sich 'funktional alphabetisiert' verhalten. Wer dies nicht kann, wird ausgegrenzt als 'Analphabet' und zu einer Gruppe gerechnet, deren Größe

nach 'Schätzungen' zwischen einer und drei Millionen deutschsprachiger Menschen liegen soll.

Unter anderem heißt das: „Funktionale Analphabeten“ sind nur insofern eine Erscheinung unserer Zeit, als diese Zeit funktionale Alphabetisiert-heit zu einer *conditio sine qua non* macht.

b) Die Anforderungen an sprachliche (insbesondere schriftsprachliche) Fähigkeiten sind höher als je zuvor.

Dazu noch einmal H.W. Giese (1987, S. 265):

Darüberhinaus ist jedoch festzuhalten, daß die Strukturen der gesellschaftlichen Kommunikation sich in den letzten Jahren tatsächlich gravierend verändert haben, wobei diese Veränderungen (zunächst) für Analphabeten besonders folgenreich waren. In vielen Bereichen werden Fachkräfte ersetzt, die bislang dafür zuständig waren, mündlich vorge-tragene Wünsche in die fachsprachliche Terminologie und die schriftlich gewünschte Fassung ihres Arbeitsbereichs zu übertragen. Vielfach wer-den sie durch Maschinen ersetzt, die von den mit ihnen kommunizie-renden Menschen andere Handlungsstrukturen verlangen. Nehmen wir den Fahrkartenverkäufer bei der Bundesbahn und vergleichen wir ihn mit der Maschine, bei der ich meinen Fahrausweis erwerben kann. Auch mit dem Angestellten am Bankschalter habe ich anders kommuniziert, als ich es am Terminal tue, an dem ich meine Geldgeschäfte tätige. Es verschwinden ganze Bereiche aus unserer alltäglichen 'Kultur der Mündlichkeit'; funktionales Schreiben wird verlangt, Lesen muß man können, damit man weiß, was man schreiben soll.

Zusammengefaßt: Das sprachliche Vermögen von Menschen (insbeson-dere von j u n g e n Menschen) wird heute – gemessen an den Anfor-de-rungen, die eine moderne Gesellschaft stellt, möglicherweise mit einem gewissen Recht als nicht hoch genug eingeschätzt; es ist aber sicher nicht niedriger als zu anderen Zeiten, oder sogar: Es war wohl noch nie so hoch, nur: Es hat auch noch nie so hohe Anforderungen an dieses Vermögen gegeben.

3.5. Und wie steht es um den Sprachgebrauch?

Wenn nicht die Sprachfähigkeit abgenommen hat, lassen sich dann viel-leicht Veränderungen im Sprachgebrauch feststellen, die negativ zu be-werten sind?

Es lohnt sich, an dieser Stelle noch einmal bei W. Menzel (1985, S. 2) nachzulesen. Er schreibt:

Die Analyse der Rechtschreib- und Zeichensetzungsfehler ergibt keine systematische Fehlerhaftigkeit, sondern eine auffällige Nonchalance im Umgang mit den Regeln der Rechtschreibung – sowie des unbekümmer-ten Umgangs mit der Unsicherheit selbst.

Und etwas detaillierter:

Nach meinen Erkenntnissen aus dem Umgang mit fehlerhaften Texten von Schülern und Studenten sind nicht die schwächer gewordenen Rechtschreibfähigkeiten selbst Kennzeichen für die heutige Schüler- und Studentengeneration, vielmehr sind es die Wandlungen in den Einstellungen zu Normen unterschiedlicher Art, die diese Generation charakterisieren. Diese äußern sich unter anderem im Bereich der Sprache (unklare Aussprache, Lässigkeit gegenüber äußeren Formen, schwer lesbare Schrift, Gleichgültigkeit gegenüber Orthographie und Interpunktion). Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist das auffällige Bild einer vernachlässigten Orthographie nicht in erster Linie ein Zeichen für geringere kognitive Fähigkeiten im Bereich der Sprache, nicht für Konzentrationsprobleme oder weniger Regelwissen, sondern wohl eher für die mangelnde Einsicht in den Wert, den Sinn und den Zweck der Einhaltung von Normen, – womöglich auch ein Zeichen für einen Widerstand gegen materielle Normen überhaupt.

Mir scheint in diesem Befund, der sich mit vielen Beobachtungen aus der Schule, der Hochschule und der Berufsausbildung deckt, ein wichtiger Ansatzpunkt für weitere Arbeiten zu liegen, die primär soziologisch ausgerichtet sein müßten und fragen müßten nach dem Grundhabitus des (jungen) Menschen von heute, der wohl u.a. dadurch geprägt ist, daß er Formellem eher abgeneigt ist, das Informelle in jeder Hinsicht bevorzugt – in der Einstellung zum Leben, im Umgang mit dem Mitmenschen, in seinem Freizeitverhalten, in seiner ganzen Wertorientierung – und eben auch im Sprachgebrauch. Hierher gehört die legere Weise, sich zu kleiden, wie der neue Stil, Feste zu feiern, hierher das schnelle Du auch zwischen Menschen, die sich nicht gut kennen und das neue Verhältnis von Mundart und Standardsprache. Hier hat sich wahrscheinlich wirklich Entscheidendes verändert, schlagwortartig formuliert: Orientierung an „postmaterialistischen“ Werten, Hinwendung zum Kleinen, Nahen, Alltäglichen und Überschaubaren. Und diese Neuorientierung findet ihren Ausdruck eben auch in einem bestimmten Stil, mit Sprache umzugehen.

Ich verfolge diesen an sich interessanten Strang an dieser Stelle nicht weiter, sondern komme auf die Arbeit in unserem Zürcher Projekt zu sprechen.

4. Zum Projekt „Muttersprachliche Fähigkeiten von Maturanden und Studienanfängern in der Deutschschweiz“ – Ausgangssituation und Perspektiven

4.1. Voraussetzungen und Ziele

Seit Oktober 1988 arbeite an meinem Zürcher Lehrstuhl, unterstützt

vom Schweizerischen Nationalfonds, eine Forschungsgruppe unter der Leitung von P. Sieber.¹⁰ Die Arbeit steht unter dem Programm,

- den gegenwärtigen Ist-Zustand der sprachlichen Fähigkeiten von Maturanden und Studienanfängern in der Deutschschweiz detailliert zu untersuchen
- die offiziellen und nicht-offiziellen Erwartungen an die sprachlichen Fähigkeiten (Soll-Zustand) zu beschreiben und
- den ermittelten Ist-Zustand im Licht der Erwartungen zu werten und aus dieser Wertung heraus allfällige bildungspolitische Maßnahmen zu formulieren.

Unsere Arbeit steckt noch in den Anfängen. Nicht über Ergebnisse ist unter diesen Umständen zu berichten, sondern über Ansätze. So ist es denn auch nicht möglich, Meinungen Tatsachen gegenüberzustellen; wohl aber ist es möglich, Meinungen mit Hypothesen zu konfrontieren. Das soll im folgenden geschehen. Auf dem Gebiet der Meinungen sind wir gut dokumentiert: Wir verfügen über die Ergebnisse einer Umfrage zur Einschätzung der sprachlichen Fähigkeiten von Studienanfängern durch Hochschullehrer in der Schweiz. Sie sollen hier kurz vorgestellt werden. Anschließend daran sollen dann verschiedene Überlegungen skizziert werden, von denen wir bei unserer Arbeit ausgehen.

4.2. Wie beurteilen Schweizer Hochschullehrer die sprachlichen Fähigkeiten der Studienanfänger?

Um herauszubekommen, wie Schweizer Hochschullehrer die sprachlichen Fähigkeiten der Studienanfänger beurteilen, hat eine Arbeitsgruppe der Schweizerischen Rektorenkonferenz im vergangenen Jahr per Fragebogen¹¹ allen Dozenten an Schweizer Universitäten, die Lehrveranstaltungen

¹⁰ Die Arbeit ist rückgebunden an die Aktivität einer gesamtschweizerisch ausgerichteten Arbeitsgruppe der Hochschulrektorenkonferenz, der Linguisten aus allen Schweizer Universitäten angehören.

¹¹ In dem Fragebogen wird (ich führe hier nur auf, was für den referierten Bereich von Wichtigkeit ist) eine Reihe von persönlichen Daten der Befragten erhoben (Geburtsjahr, Nationalität, Muttersprache, Stellung an der Universität, Universitätsort und Fakultät). In einem zweiten Teil werden Fragen nach der Einschätzung der muttersprachlichen Fertigkeiten der Maturanden/Studienanfänger gestellt, differenziert nach Schreiben, Lesen, Sprechen und Verstehen; für die Abstufung der Beurteilung wurde eine Vierskala zur Verfügung gestellt: sehr gut, gut, genügend, mangelhaft. Anschließend wurde danach gefragt, in welchen Bereichen die Befragten besondere Mängel sähen, und schließlich, ob sich nach ihrer Einschätzung die sprachlichen Fertigkeiten im (Hoch-)Deutschen in den letzten zehn Jahren verändert hätten - zum Guten oder zum Schlechten.

gen mit Studienanfängern durchführen, eine Reihe von Fragen vorgelegt.¹² In einer ersten Runde ging es dabei um zwei Fragen zum Stand der sprachlichen Fertigkeiten.

4.2.1. Die erste Frage lautete: „Wie schätzen Sie die sprachlichen Fertigkeiten (in Hochdeutsch) ihrer Studienanfänger ein?“ Gefragt war im Detail nach der Beurteilung der Fertigkeiten im Schreiben und Lesen, im Sprechen und im Verstehen auf einer vorgegebenen Viererskala (sehr gut/gut/genügend/mangelhaft). Die Auswertung ergab das folgende Bild:

¹² Die Gesamtauswertung der Aktion erfolgte durch E. Brütsch und P. Sieber, die Ergebnisse werden demnächst gesondert veröffentlicht. Ich gehe an dieser Stelle lediglich auf einige ausgewählte Daten aus den deutschsprachigen Hochschulen ein – das sind die Universitäten Basel, Bern, Freiburg und Zürich, die ETH Zürich und die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in St. Gallen.

Auffällig und wichtig ist uns daran:

Das Urteil ist nicht schmeichelhaft, aber so sehr vernichtend, wie man aufgrund der öffentlichen Aufregung meinen könnte, ist es auch nicht. Die Fertigkeiten in allen vier Teilbereichen (Schreiben, Lesen, Sprechen, (Hör-) Verstehen) werden überwiegend als „genügend“ oder besser eingestuft (Schreiben = 65 %; Lesen = 94 %; Sprechen = 75 %; Verstehen = 96 %). Auffällig freilich ist die Verteilung der Werte auf die vier Bereiche. Hier zeigt sich nicht etwa ein Unterschied zwischen „mündlichen“ und „schriftlichen“ Teilbereichen, sondern zwischen „produktiven“ (Schreiben, Sprechen) und „rezeptiven“ (Lesen, Verstehen): Die beiden produktiven Bereiche schneiden in der Bewertung deutlich schlechter ab als die beiden rezeptiven, besonders kritisch wird die Fähigkeit im Schreiben beurteilt.¹³

4.2.2. Ich komme zur zweiten Frage. Sie lautete: „In welchen Bereichen liegen ihrer Meinung nach besondere Mängel?“ Innerhalb der Großbereiche waren hier Teilbereiche zur Beurteilung angeboten worden, wobei über die angebotenen hinaus von den befragten Hochschullehrern weitere benannt werden konnten. Die Auswertung hier ergibt folgendes Bild:

Bereiche besonderer Mängel					
	Schreiben		Lesen		Sprechen/Verstehen
Stil	57%	Lesegenauigkeit	31%	Präzision	58%
Grammatik/Satzbau	56%	Literaturverarbeitung	24%	Rhetorische Präsentation	49%
Logik des		Literatursuche	17%	Wortschatz	48%
Gedankengangs	44%	Lesekapazität	16%	Flüssigkeit	29%
Interpunktion	44%	andere	2%	Spontaneität	28%
Textaufbau	36%			Aussprache	25%
Rechtschreibung	31%			Einführung	5%
Argumentation	26%			andere	2%
Graph. Darstellung	10%				
andere	2%				

¹³ Man muß freilich mit diesem Befund etwas vorsichtig umgehen: Er könnte unter Umständen auch damit zusammenhängen, daß schriftliche Arbeiten (Proseminar- und Seminararbeiten, Prüfungsarbeiten) häufiger – auch – auf sprachliche Fertigkeiten hin taxiert werden.

Zusammengefaßt läßt sich hier feststellen:

1. Spitzenreiter auf der Mängelliste (und das kann kaum erstaunen, lassen sich doch unter diesen Punkten ganz unterschiedliche Mängel unterbringen) sind Stil, Grammatik/Satzbau und im Bereich des Sprechens/Verstehens Präzision. Die Antworten auf die gestellten Fragen werden in diesem Sektor übrigens reich durch verbale Kommentare ergänzt und beleuchtet, in denen insbesondere das Fehlen der Fähigkeiten beklagt wird (und zwar bei Studienanfängern ebenso wie bei Fortgeschrittenen), Gedanken präzise, grammatisch korrekt und in angemessenem Stil auszudrücken. Sprechen wird in diesem Zusammenhang oft mit Denken gleichgesetzt.¹⁴

2. Ebenfalls deutlich zeigt sich hier wieder die Asymmetrie zwischen Schreiben (als produktiver Fertigkeit) und Lesen (als rezeptiver Fertigkeit) – im mündlichen Bereich ist hier allerdings nicht differenziert worden.

3. Stark bemängelt werden allgemein die muttersprachlichen Fertigkeiten im Bereich Grammatik. In den Bemerkungen zu diesem Punkt reichen die Kommentare von „mangelhaft“ bis zu „jammervoll“ oder „katastrophal“.¹⁵

¹⁴ Eine kleine Auswahl aus diesen Kommentaren vermittelt das folgende Bild: „Diese Punkte sind intern untereinander alle verknüpft und könnten unter 'Denkfähigkeit' subsummiert (sic!) werden. Die Sprache ist da nur Symptom“. „Die Hauptursache für 'sprachliche' Schwächen liegt im Mangel an logischem Denkvermögen“. „Hauptproblem ist die konsistente Verarbeitung der Gedanken zu einem Text“. „Es scheint mir insbesondere die Fähigkeit mangelhaft ausgebildet zu sein, den Inhalt unvollständig formulierter Gedankengänge phantasievoll und einführend zu erschließen“. „Der Verlust der Lese- und Schreibkultur (zeitlich und konzentrationsmäßig) zugunsten einer (Massen-) Bildkultur des Fernsehens (Illustrierte, Magazine usw.) ist offensichtlich! Das Bild spricht Emotionen an, das geschriebene Wort den Verstand“. „Drastische Verschlechterung der Fähigkeit, sich mündlich und schriftlich klar und logisch auszudrücken. Dadurch auch unpräzises Denken“. „– die mangelhafte sprachliche Ausdrucksfähigkeit ist nur sekundär, primäre Ursache ist eher eine mangelnde Denkfähigkeit“.

¹⁵ Auch hier ergibt sich wieder ein recht plastisches Bild aus den ergänzenden Kommentaren: Sie reichen von neutralen Feststellungen und Begründungen von Veränderungen der Sprachfertigkeiten bei Studienanfängern bis hin zu emotionalen Äußerungen zum zunehmenden Verfall der Sprache. Einige Belege: „Ungepflegtheit des sprachlichen Ausdrucks.“ „Mangelnder Respekt vor dem korrekten sprachlichen Ausdruck.“ „Mangelnde Sprachpflege, Verfall des Sprachempfindens.“ „Differenzierte oder gar kunstvolle Ausdrucksweise werden selten. Sprache wird zum Gebrauchsgegenstand degradiert.“ „Reduktion und zunehmende Primitivität des Wortschatzes.“ „Zerfall der Grammatikkenntnisse.“ „Sinn für Sprache und sprachlichen Ausdruck verloren gegangen.“ „Schludrigkeit in allen vier Bereichen (Disziplinlose Intelligenz).“ „Es ist eine gewisse 'Verarmung' der Ausdrucksweise festzu-

4.2.3. In einer zweiten Runde der Befragung ging es um die Veränderungen der sprachlichen Fertigkeiten in den letzten 10 Jahren. Ich konzentriere mich hier auf die Feststellungen, die getroffen worden sind, und blende die Versuche, Gründe für die wahrgenommenen Veränderungen namhaft zu machen, an dieser Stelle aus.

Gefragt worden war: „Haben sich die sprachlichen Fertigkeiten (in Hochdeutsch) in den letzten 10 Jahren verändert?“ Das Ergebnis zeigt die folgende Graphik:

stellen.“ „Ich kann keine spezielle Verschlechterung feststellen. Die Kommunikationsfähigkeit schweizerischer Studenten war schon immer (seit 30 Jahren) schlecht!“ „War schon immer schlecht und ist schlecht geblieben.“ „Allgemeiner Fortschritt des Banausentums.“ „Hilflosigkeit im Ausdruck: Satzbau, Wortschatz, Präzision und Argumentation.“ „Bei geschriebenen Äußerungen fällt zunehmende Primitivierung auf.“ „Am auffallendsten, äußerlich, der Zerfall orthographischer 'Disziplin'.“ „Das sprachliche Niveau aller schriftlichen Arbeiten (Klausuren, Seminar-, Diplom-, Doktorarbeiten) sinkt kontinuierlich und ist furchtbar.“ „Der zunehmende Sprachverfall ist bedenklich.“ „Es muß dringend etwas zur Rettung des Hochdeutschen in der Schweiz getan werden.“

Hier ist uns wichtig festzuhalten:

Die Werte sind außerordentlich deutlich: Kaum einer der Befragten konnte oder wollte in irgendeinem Bereich eine Verbesserung in den letzten 10 Jahren feststellen. Glaubt man den Befragten, sind die sprachlichen Fertigkeiten im besseren Fall gleichgeblieben, im schlechteren geringer geworden. Wieder liegt der Bereich Schreiben an der Spitze: 205 Befragte (= 61 %) finden, daß die schriftlichen Fertigkeiten der Studienanfänger in den letzten 10 Jahren schlechter geworden sind (nur ein Befragter fand, sie seien besser geworden). Und wieder zeigt sich eine deutliche Asymmetrie zwischen den „produktiven“ und den „rezeptiven“ Fertigkeiten.

4.3. Hypothesen für unsere Arbeit

Die Ergebnisse der referierten Umfrage stellen den Studienanfängern aufs ganze gesehen zwar keine hoffnungslose Prognose, sie sind aber tendenziell auch nicht positiv. Wie haben wir mit ihnen umzugehen?

Zunächst – im Sinne von Vorüberlegungen – drei Punkte:

1. Vor allem anderen ist festzuhalten: Wir haben in den referierten Aussagen Einschätzungen, nicht Fakten vor uns. Fakten sind um einiges schwerer zugänglich als Einschätzungen – das betrifft vor allem die Frage nach den Veränderungen.¹⁶

2. Uns wird zunehmend bewußt, daß wir wie viele andere auch (ohne uns dessen immer recht bewußt zu sein) in unserer Art zu fragen und wahrzunehmen sehr stark von Defizitvermutungen bestimmt waren. Wir haben noch sehr wenig systematisch gefragt, was Studienanfänger heute in wei-

¹⁶ Hier stehen wir erst am Anfang, und wir haben – ich gestehe es – Schwierigkeiten, Schwierigkeiten sowohl mit dem Material als auch mit dem Kontext. Zum Material: Vom gesamten sprachlichen Leben der Maturanden/Studienanfänger früherer Zeiten ist uns lediglich das schriftliche Segment greifbar und hier speziell der Bereich „Textproduktion“; es fehlt also von vornherein die ganze „Mündlichkeit“, und nicht leicht zugänglich ist auch die rezeptive Seite der Schriftlichkeit. Von dieser Einschränkung abgesehen, leben wir freilich in der Deutschschweiz in einer vergleichsweise komfortablen Situation: So verfügen wir über schriftliche Arbeiten von Maturanden verschiedener Schweizer Schulen bis zurück ins 19. Jahrhundert. Ein Corpus, an dem z.Zt. gearbeitet wird, ist z.B. eine – lückenlose – Sammlung von Maturarbeiten in allen Fächern aus einem Nordschweizer Gymnasium. Und zum Kontext ist herauszustellen, was vorher schon angedeutet worden ist: Ein methodisch nicht leicht lösbares Problem ist damit gegeben, daß wir zwar Arbeiten aus einer früheren Epoche mit heutigen vergleichen können, daß wir aber zunächst einmal die Arbeiten einer jeden Epoche in Bezug setzen müssen zu den Lernzielen und zu den Bedingungen, unter denen sie entstanden sind. Hier ist noch einiges an Arbeit zu leisten.

teren Bereichen des Sprachlichen an Mehr (und eventuell an anderem) mitbringen. Unsystematisch sind wir auf manches gestoßen; ich nenne hier neben unabweisbaren Fortschritten im Gesprächsverhalten z.B. die Fähigkeit, Bilder und Bilderfolgen zu „lesen“. Es scheint an dieser Stelle eine starke – in Richtung „Entwicklung“ weisende – Veränderung zu geben, die wir noch nicht hinreichend aufgearbeitet haben.

3. Was uns Linguisten und Sprachdidaktikern im Bereich der sprachlichen Fähigkeiten zum Problem wird, ist vor einem weiteren Horizont Gegenstand des Nachdenkens bei Pädagogen, Soziologen und Philosophen. Ich meine die Wertwandelsdebatte, die dort geführt wird. Wie man es dort tut, so müssen wir wohl auch hier strenger in den Blick nehmen, daß sich zunächst einmal die Anforderungen in der modernen Welt verändert haben. Und bezogen darauf muß dann gefragt werden, wie die Veränderungen im Verhalten, bezogen auf unsere Fragestellung: im sprachlichen Verhalten, zu beurteilen sind.

Unter diesen Voraussetzungen ist es uns zunächst einmal wichtig, das sprachliche Umfeld genau zu bestimmen, in dem Schulabsolventen und Studienanfänger heute leben. Ich tue dies im folgenden – skizzenhaft – in fünf Punkten. Sie bilden zugleich die Grundlage für die Hypothesenbildung in unserem Projekt.

1. Nimmt man Veränderungen in Forschung und Lehre an den Hochschulen – durchaus noch unter Ausblendung von gesellschaftlichem Wandel außerhalb dieser Institutionen – in den Blick, so läßt sich – bezogen auf 'Sprache' – z.B. feststellen:

Die Fachsprachen wurden in hohem Maße ausdifferenziert. Die Folge ist ein entsprechender Anstieg der Anforderungen gerade auch an die allgemeinen Sprachfähigkeiten des einzelnen, wenn er in die Lage versetzt werden soll, die Integration von fachsprachlichen Elementen in den allgemeinen Sprachgebrauch zu leisten. Im Grunde treffen wir hier auf den (hochschulischen) Spezialfall des vorher schon angesprochenen generelleren Problems der gestiegenen sprachlichen Anforderungen in unserer Gesellschaft. Die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten werden durch die veränderten Sozialisationsbedingungen in der Hochschule vermehrt: Während früher Studienanfänger in kleineren Kreisen auch in die mit den spezifischen Fachsprachen verbundenen Probleme eingeführt werden konnten, sind in den heutigen Massenuniversitäten die Bedingungen dafür kaum mehr gegeben, an vielen Stellen ist man auf monologische und/oder schriftliche Vermittlung angewiesen.

2. Die Gymnasien erfahren oft nur indirekt von den Veränderungen an den Hochschulen. Das hat eine zunehmende Unsicherheit in bezug auf die geforderten Qualifikationen mit sich gebracht. Im sprachlichen Bereich zeigt sich das z.B. daran, daß an Gymnasien teilweise fachsprachliche Spezifika gelehrt werden, während von Hochschulen die Forderung nach möglichst hoher allgemeiner Sprachkompetenz, die noch nicht fachsprachlich ausdifferenziert sein muß, erhoben wird.

3. Die zunehmende Fraktionierung von Wissen – in einzelne Fachbereiche und ebenso innerhalb dieser – macht die Ausrichtung auf gemeinsame, einzelfachübergreifende Ziele immer schwerer. Im Bereich der Ausbildung muttersprachlicher Fertigkeiten führt das zu einer Vernachlässigung in all jenen Fächern, die sich nicht spezifisch mit Sprache(n) beschäftigen. Und auf der anderen Seite finden oftmals fachspezifische Probleme im Sprachunterricht wenig Platz. Im Detail ist hier mindestens zweierlei wichtig:

- Der Beitrag der Nicht-Sprachfächer zur muttersprachlichen Bildung ist an den Gymnasien zwar Postulat, die Einlösung wird aber oft mit dem Hinweis auf das überlastete Fach-Curriculum hintangestellt (Projekte für institutionalisierte Kooperation zwischen naturwissenschaftlichen Fächern und dem Fach Deutsch versuchen hier bewußt gegenzusteuern).
- An den Hochschulen besteht kaum noch Konsens darüber, daß im Studium auch sprachlich Wesentliches gelernt werden muß. Dabei erfolgt doch der Aufbau von Fachkompetenz wesentlich auch durch Einführung in die Sprache eines Fachs. Und gerade neuere Untersuchungen zeigen, daß vor allem der Ausbau schriftsprachlicher Fertigkeiten mit dem Abitur noch keineswegs abgeschlossen ist.

4. Am deutlichsten sind Veränderungen greifbar in der heutigen Breite der den Schülern und Studenten abgeforderten Textmuster. Hier gilt z.B.:

- Für Maturanden zeigt sich die Breite u.a. in der offeneren und komplexeren Aufgabenstellung für die Herstellung von schriftlichen Texten (nicht nur im Deutschunterricht), die auch selbständige Planung und Realisierung voraussetzen, während früher die Einübung von mehr oder weniger festgelegten (und bearbeiteten) Textsortenmustern im Vordergrund stand.¹⁷

¹⁷ Vgl. dazu detaillierter Sitta 1989.

- Für Studienanfänger reichen sie vom formalisierten Multiple-Choice-Test bis zur ausformulierten Proseminararbeit.

Anders gesagt: Beschränktere Fähigkeiten waren früher durchaus tauglich, um einstmals eindeutiger umrissenen gesellschaftlichen Konventionen zu entsprechen.

5. Der Begriff der „Sprachfähigkeit“ muß unter den heute gegebenen Umständen – zusätzlich – andere Fähigkeiten mit einschließen als früher, wenn ein kompetenter (rezeptiver und produktiver) Umgang mit der Gegenwartssprache und ihrer Komplexität ermöglicht werden soll, u.a.

- die Fähigkeit, mit der 'muttersprachlichen Mehrsprachigkeit' (den verschiedenen Varianten und Registern des Deutschen und ihren z.T. divergierenden Ansprüchen) umzugehen,
- die Fähigkeit, intentions- und adressatenorientierte Auswahl zu treffen und den daraus resultierenden Anforderungen textuell zu entsprechen,
- die Fähigkeit, fachsprachliche und gemeinsprachliche Anforderungen in ein produktives Wechselverhältnis zu bringen,
- die Fähigkeit zur Orientierung an unterschiedlichen Textmustern.

Eine Untersuchung dessen, was als Sprachfähigkeit bewertet wird, muß sich im übrigen auch dem Problem stellen, daß Sprachfähigkeit als Ergebnis eines Zusammenspiels von unterschiedlichen Einzel- und Teilfähigkeiten nirgends klar gefaßt ist, in den Urteilen über sprachliche Leistungen aber in aller Regel als ein „Gesamtes“ bewertet wird. In solchen Gesamturteilen spielen Wertungen und Einstellungen von Gymnasial- und Hochschullehrern eine zentrale Rolle. Eine wichtige Aufgabe des Projekts wird es deshalb auch sein, diesen – meist sehr heterogenen – Vorstellungen über „Sprachfähigkeit“ und den daraus abgeleiteten Anforderungen und Wertungen nachzugehen.

5. Schluß

Probleme wie dasjenige, das uns hier beschäftigt hat, sind auf so engem Raum nicht abschließend zu behandeln, aber wir müssen zum Schluß kommen. Vielleicht fällt das leichter, wenn wir uns daran erinnern, daß an der Formulierung dieses Problems schon ganze Menschenalter vor uns gearbeitet haben, die Griechen, hier schon Hesiod und Homer, die Römer, klassisch z.B. Horaz (Carm.3,6, 46-48): „aetas parentum, peior avis, tulit/nos nequiores, mox daturos/progeniem vitiosorem“. So lange

schon so pessimistische Urteile. Noch einmal eines aus unserer Sprachgemeinschaft:

Was man an unsern jetzigen Abiturienten, wenn sie in die Universität eintreten, was man an den jungen Männern noch, welche sich zum Staats=Examen melden, meist an erster Stelle vermissen muß, das ist die Fähigkeit, sich auszudrücken, einen Gegenstand, der in ihrem Gesichtskreis liegt, den sie durchgearbeitet haben, wenn sie über ihn schreiben sollen, an der richtigen Stelle anzufassen, verständig einzuleiten, übersichtlich zu disponieren, befriedigend zu erschöpfen.

Das klingt (zumindest in seiner Aussage) modern und ist doch über 100 Jahre alt: Das Urteil stammt von E. Laas (1875, S. 54), einem wichtigen Didaktiker des vorigen Jahrhunderts, und bezieht sich auf die Generation unserer Großeltern. Wenn das so ist, sollte man dann nicht meinen, wir hätten Anlaß, den Kassandrarufen, die auch in unserer Zeit immer wieder zu hören sind, etwas gelassener zu begegnen? Ich meine es entschieden.

Literatur

Blankertz, H. (1982): Die Geschichte der Pädagogik. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Wetzlar.

Brügelmann, H. (1987): Wer ist Analphabet? In: Balhorn, H./Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, S. 255-258.

Drosdowski, G. (1988): Ist unsere Sprache noch zu retten? Mannheim.

Giese, H.W. (1987): Warum wird der Analphabetismus gerade heute zu einem Problem? In: Balhorn, H./Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, S. 260-266.

Imhof, B./Delmore, S./Ottiger, M. (1984): Die Zürcher Mittelschulen 1833-1983. 150 Jahre Schulentwicklung im Spiegel der Schülerzahlen, Schulen und Schultypen. (= Bildungsstatistische Berichte 25). Zürich.

Kübler, H.-D. (1985): Ende der Schriftkultur? In: Wirkendes Wort 35, S. 338-362.

Laas, E. (1875): Gymnasium und Realschule. Alte Fragen, mit Rücksicht auf das bevorstehende Preußische Unterrichtsgesetz. Berlin.

Ludwig, O. (1988): Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland. Berlin/New York.

Menzel, W. (1985): Rechtschreibunterricht: Praxis und Theorie. Velber.

- Sieber, P. (1990): Perspektiven einer Deutschdidaktik für die deutsche Schweiz.
(= Sprachlandschaft 8). Aarau.
- Sitta, H. (1989): „Die muttersprachlichen Fähigkeiten unserer Schüler werden immer miserabler!“ – Wirklich? In: Praxis Deutsch 96 (1989) S. 2-5.
- Villiger, H. (1979): Schreiben unsere Maturanden von Jahr zu Jahr schlechter?
In: Deutschblätter 6, S. 3-24.
- Vogel, R. (1985): Rechtschreibfehler damals und heute. In: Menzel, W.: Recht-
schreibunterricht: Praxis und Theorie. Velber, S. 64.

Rhetorik – gestern und heute Oder: Öffentliche Rede in Deutschland

„Widrig ist mir der
Redner Geschlecht“
(F.G. Jünger)

1. Einleitung

Rhetorik – gestern und heute: Wer hätte es gestern noch für möglich gehalten, daß man sich heute in Deutschland um Kopf und Kragen reden kann? Wer hätte es gestern noch für möglich gehalten, daß heute in Deutschland nicht nur Falschaussagen, Steuerhinterziehung und Oppositionsbespitzelung einen Politiker sein Amt kosten können, sondern daß dazu eine einzige, rhetorisch mißlungene Rede ausreicht? „In Athen war eine ungewöhnliche Gebärde des Redners, eine nicht ganz attische Redensart ebenso anstößig, als dem deutschen Volk eine ungewöhnliche Form des Hutes wäre“ – so spottete noch vorgestern der spätaufklärerische Philosoph und Ästhetiktheoretiker Johann Georg Sulzer; „noch verträgt das deutsche Ohr alles“ (1967, S. 147). Immer noch? Im kleinstädtischen Athen am Rhein verträgt man zwar süddeutsche Dialekteinfärbung, doch Hitlers militärischen Siegeszug ein „Faszinosum“ zu nennen, das ist für deutsche Ohren denn doch ebenso unerträglich wie für „taz“-Leser sogenannte „redaktionelle“ Sprachexperimente nach dem Muster „gaskammervolle Diskotheken“ oder „Endlösung der Duden-Frage“.¹

Rhetorik – gestern und heute:

„Wer ... unter den Deutschen sich ernstlich zum Redner ausbilden wollte ..., er fände nirgends Meister und Schule; man scheint hier noch nicht daran gedacht zu haben, daß Reden und Schreiben Künste sind, die nicht ohne sorgsame Anleitung und die mühevollsten Lehrjahre erworben werden können“

– so noch gestern Friedrich Nietzsche (1960/1, S. 292) über die ungelenke „Innerlichkeit“ (S. 235) einer Nation, die nach Thomas Mann in der Musik, nicht in der Sprache das ihr gemäße Ausdrucksmedium fand.² Stimmt das heute noch? Bietet heute nicht fast jede Volkshochschule Rhetorikkurse an? Gibt es nicht in Wirtschaft, Kirche, Gewerk-

¹ Vgl.: Der Spiegel 50, 1988, S. 51 f.

² Mann 1973/2, S. 969 ff.; vgl. auch Goth 1970, S. 27 ff.

schaft, Parteien eigene Institutionen, in denen man das Reden lernen kann? Gibt es nicht – das IDS hat das einschlägige Material bibliographisch vor kurzem erfaßt (Bausch/Grosse 1985) – eine schier unübersichtliche Fülle von Rhetorikbüchern auf dem Markt?³ Wird das alles nur für den Reißwolf produziert? Gibt es nicht sogar Rede-Wettbewerbe (Hochschule für Unternehmensführung in Koblenz) und das „Goldene Mikrophon“ der Bonner Rednerschule – 1988 an Frau Matthäus-Maier als „Rednerin des Jahres“ verliehen? Oder – wem das alles zu unseriös erscheint – gibt es nicht internationale Rhetorik-Kongresse, wissenschaftliche Rhetorik-Zeitschriften („Rhetorik“; „Rhetorica“), eine breite Diskussion über Rhetorik in den verschiedensten Fachorganen (sogar in denen der Philosophie)?⁴ Gibt es nicht an vielen Hochschulen sprachwissenschaftliche Sektionen, in denen Rede- und Gesprächsrhetorik gelehrt und gelernt werden? Gibt es nicht in Tübingen ein Rhetorik-Institut, das „Schreibseminare“ zum obligatorischen Bestandteil der Ausbildung macht (Ueding 1985, S. 14)? Und hat nicht Walter Jens in der „Zeit“ unter dem Titel „Ungehaltene Worte über eine gehaltene Rede“ – schon dies ein beredtes Zeugnis praktischer Rhetorik⁵ – in einem der Hamlet'schen Schauspielereinarbeitung nacheifernden, rhetorischen Kurzexerzitium gezeigt, wie der Eklat vom 9. November 1988 im Deutschen Bundestag hätte vermieden werden können?

Referent: 'Hatten sich die Juden, fragten sich 1933 viele Menschen in Deutschland, nicht eine Rolle angemaßt, die ihnen nicht zukam?' Daraufhin machen Sie eine Pause, Herr Präsident, und schließen den Satz an: 'Und dabei gab es 1933 nur dreiviertel Prozent Israeliten in Deutschland; kein Jude war preußischer Landrat; ganze zwei Glaubensjuden gehörten zum Reichstag mit seinen 577 Abgeordneten und unter den 200 Ministern der Republik amtierten, glaube ich, nur vier Israeliten! So, meine Damen und Herren, sah die Wirklichkeit aus in unserem Land'. Haben Sie verstanden, Herr Präsident? Jede Behauptung der antisemitisch gestimmten Massen wird, mitsamt ihrem Scheincharakter, durch Ihre die Wahrheit ans Licht bringende Gegenbehauptung konfrontiert'. ... Zwanzig Absätze gestrichen, auch ein paar Floskeln im Rede-Text: Das Ergebnis wäre eine... angemessene... Rede gewesen...⁶

Gab es denn niemanden, der dem Präsidenten diese rhetorischen Ge-

³ Neben Bausch/Grosse 1985 vgl. die bald erscheinende Habilitationsarbeit von Bremerich-Vos.

⁴ Vgl. Themenheft 26. 1986 der Zeitschrift: Neue Hefte für Philosophie.

⁵ Diese Form einer gleichzeitigen kontextuellen Ausbeutung wörtlicher wie metaphorischer Bedeutung eines Wortes heißt rhetorisch „Syllepse“; vgl. Lausberg 1960, S. 353.

⁶ In: Die Zeit 47, 1988, S. 3. Zum Titel s. Brückner!

heimnisse einer „Schlupfwespenperspektive“ hätte verraten können?

Rhetorik – gestern und heute: Im Jahr 1965 hatte der gleiche Walter Jens anlässlich der Tübinger Immatrikulationsfeier eine viel beachtete Rede mit dem Titel „Von deutscher Rede“ gehalten, die zu einer fast kanonischen Aussage über die öffentliche Rede in Deutschland bzw. über ihre Nichtexistenz avanciert ist: „Eine Tradition der politischen Rede mit Vorbildern, Beispielen und Mustern hat sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, zwischen Konstanz und Kiel nie gebildet“. (1969, S. 27).⁷ – Stimmt das heute noch? Wie erklärt es sich eigentlich, daß noch Wochen nach dem 9. November sich ganze Zeitungsseiten – und nicht nur in der „FAZ“ und in der „Zeit“ – mit Leserbriefen füllen lassen, die alle auf eine einzige in Deutschland gehaltene Rede reagieren? Wo kommt plötzlich trotz fehlender rhetorischer Tradition „zwischen Konstanz und Kiel“ das Gespür her für eine rhetorisch unangemessene Situationsbewältigung? Wo nehmen die zahllosen Rezensenten dieser als „ungeschickt“ eingestuftes Gedenkrede eigentlich ihre Kriterien her, um dieses Urteil argumentativ abzustützen? Sind die alle erst durch die Weizsäcker-Rede vom 8. Mai 1985 aus dem Hut gezaubert worden?

Rhetorik – gestern und heute: „Wer kann heute noch angemessen reden?“, fragte jüngst Johannes Erben in „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“.⁸ Wer regt sich noch auf über administrative Wortschöpfungen wie *Restrisiko*, *Entsorgungspark*, *Studentenimport*? Wer registriert noch die „schiefe Metaphorik“ von Wortungeheuern wie *Berufseinschulungsschwierigkeiten* von Hochschulabsolventen? Wer weiß noch, daß die „Richtigstellung der Namen“ nach einem alten Konfuzius-Wort Voraussetzung für „rechte Taten“ ist? Rhetorische Fragen, die ihre Antworten implizit mitliefern: Natürlich niemand! – Doch abgesehen einmal davon, daß zwischenzeitlich über die euphemistische Tarnsprache einiges Enttarnendes publiziert worden ist,⁹ stellt der Euphemismus kein Element genuin rhetorischer Sprachstrategie dar?¹⁰ Sind die Mechanismen

⁷ Zu gleichlautenden Klagen vgl. Müller 1967; zum historischen Material neben Jens 1969 noch: Goth 1970, S. 4 ff.; Hinderer 1973/1, S. 15 ff.; Geißner 1969, bes. S. 11 ff., 20 ff.; Magass 1967, S. 37 ff.; Ueding/Steinbrink 1986, S. 16 ff.; Fuhrmann 1983, S. 14 ff.; Sternberger 1967, S. 114 ff.; Stuttgarter Zeitung 1964/5.

⁸ In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt 48. 1988, S. 23. Die Klage ist natürlich ebenso topisch wie das Verfallstheorem insgesamt, vgl. etwa Henning 1963, S. 111; ebenso Herrlitz 1966, S. 310 ff.

⁹ Vgl. Lettau 1971; weitere Literatur in: Kopperschmidt 1987, S. 129 ff. bes. S. 135 ff.

¹⁰ Vgl. Leinfellner 1971, Dieckmann 1964, S. 100 ff.

parteilicher Wirklichkeitskonstruktion nicht von eben der Rhetorik jahrhundertlang gelehrt worden, die nach Quintilian ihr eigenstes Geschäft in der emotionalen Überwältigung des Zuhörers verortet („vis animis adferre“) damit er die Dinge mit den Augen des Redners sieht und beurteilt (VI 2,4), wissend, daß nicht die Dinge selbst uns affizieren, sondern unsere Vorstellungen über die Dinge?¹¹ Finden sich dergleichen Techniken – außer in Schopenhauers „Eristik“ (1902) – nicht in schöner Vollzählichkeit in der „Parlamentarischen Logik“ eines Mannes, der während seiner 42jährigen Zugehörigkeit zum englischen Unterhaus zwar nur zweimal redete, dafür aber sehr genau registrierte, wie man politisch erfolgreich zu reden hätte – ich meine William Gerald Hamilton? (1978).

Genug der Kurzbelege für die These von der Nichtexistenz einer deutschen Rhetorik und genug der irritierenden Fragen, die sie im Fall ihrer Geltungsunterstellung aufgibt. Rhetorik – gestern und heute: So viel jedenfalls steht fest; folgt man der weithin approbierten These, der m.W. nur Manfred Fuhrmann entschieden widersprochen hat (1983), dann wäre das Thema dieses Beitrags prädikativ so zu explizieren: Eine Rhetorik hat es in Deutschland aufs Ganze gesehen weder gestern gegeben noch gibt es sie heute! „Verwunderlich ist nach all dem nur“ – so Hellmut Geißner (1969, S. 26 f.) – „daß in Deutschland öffentlich unentwegt geredet wird... All dies geschieht, wird aber nicht reflektiert, nicht analysiert, nicht kategorisiert“, und darum gibt es in Deutschland keine „Maßstäbe für die Kunst der öffentlichen Rede“. Dies die Antwort auf eine entsprechende Frage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt 1966.

Es bleibt also bei der zitierten Diagnose! Sich an diesen common sense anzuschließen und die notorische Sprachlosigkeit deutscher Innerlichkeit larmoyant zu beklagen, wäre leicht; denn die Quellen fließen reichlich. Doch es wäre auch müßig, die Topizität dieser Diagnose – wenn es denn eine ist – hier noch einmal zu belegen. Statt dessen möchte ich 1. fragen, warum diese Diagnose trotz der bereits erwähnten Irritationen, die sie im Fall ihrer Geltungsunterstellung mitschleppt, auf so bereitwillige Akzeptanz gestoßen ist. Ich möchte 2. weiter zeigen, warum diese Diagnose den Zugang zu dem vom IDS vorgeschlagenen Thema „Rhetorik – gestern und heute“ im Sinne von: „Öffentliche Rede – gestern und heute“¹² systematisch verstellt, und warum diese Diagnose ungeeignet

¹¹ In dieser klassischen Formulierung Epiktets (1959, S. 24) ist das erkenntnistheoretische und psychologische Fundament der Rhetorik auf den Begriff gebracht; vgl. Villwock 1982, S. 39 ff.

¹² Zum vieldeutigen Begriff „Rhetorik“ vgl. Barthes 1970, S. 173 ff., Kopper-

ist, den Struktur- und Funktionswandel öffentlicher Rede zu begreifen sowie die Formen ihrer heutigen Manifestation in den Blick zu bekommen.

2. Rhetorik und Republik

Es ist ein interessantes Phänomen, daß die Geschichte der Rhetorik nicht nur von einer – bes. philosophisch geprägten – Geschichte des Kampfes gegen die Rhetorik begleitet wird,¹³ sondern auch von einer Geschichte innerrhetorischer Reflexion über die Ursachen ihres eigenen Verfalls.¹⁴ Spätestens bei Tacitus hat diese Reflexion ihr Quasi-Paradigma gefunden, innerhalb dessen sich die Verfallsbedingungen der Rhetorik kategorial beschreibbar und theoretisch analysierbar machen ließen.¹⁵ Dieses Quasi-Paradigma hat geschichtlich eine Beständigkeit gezeigt, die selbst angesichts der von Th. S. Kuhn nachgewiesenen Überlebenskraft wissenschaftlicher Paradigmen erstaunlich bleibt (Kuhn 1973). Weder der Formenwandel politischer Gesellschaftssysteme noch der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas 1969) konnten offensichtlich dem an antiken Verhältnissen abgelesenen Erklärungsmuster der Verfallsbedingungen der Rhetorik seine Plausibilität streitig machen. Es lautet in kondensierter Kurzform: Ohne Republik keine große Rhetorik. Oder positiv reformuliert: Öffentliche Rede ist konstitutiv an politische Freiheit als Bedingung ihrer Möglichkeit gebunden. Mit Nietzsches Worten: „Rhetorik ist das größte Machtmittel *inter pares*“ (1912, S. 202 f.).

Formuliert ist dieses Junktum zwischen Rhetorik und freiheitlicher Gesellschaftsordnung freilich zu einer Zeit, als es eine libera res publica schon nicht mehr gab und als die öffentliche und politisch relevante Rede längst zugunsten einer politisch geförderten und bezahlten deklamatorischen Zeremonialrhetorik abgedankt hatte, als welche sie ihre politische Ohnmacht kompensatorisch ausagieren durfte (Ueding 1985, S. 10 f.; Fuhrmann 1983, S. 16 f.). Doch das ist nur scheinbar ein Paradox! Verlusterfahrung, wenn sie reflexiv eingeholt werden soll, drängt zur Frage, warum verlustig ging, was einmal wie selbstverständlich besessen wurde.

schmidt 1976, S. 13 f.

¹³ Ijsseling 1988, Schanze/Kopperschmidt 1989.

¹⁴ Heilmann 1982, Schönberger 1951, Gauger 1952, S. 202 ff.

¹⁵ Tacitus, Dialogus 40,2, Cicero, Brutus 12,45; weitere Stellen vgl. Büchner 1955, S. 219 ff. Beispielhaft für spätere Belege vgl. Saint-Justs Rede vom 27. Juli 1794 in: Fischer 1974, S. 416 ff., hier 422.

Und eben diese Verlusterfahrung bzw. – weil von Verlust ja kaum zu reden wäre – diese Mangelerfahrung öffentlicher Rede machte das Taciteische Axiom so attraktiv für die Situationsanalyse in einem Land, in dem nach Thomas Mann (1973/2, S. 981) „Nation“ und „Freiheit“ nie zueinander gefunden haben („Die Deutschen kommen immer zu spät“!), in dem die Städte keine Athenische Agora und kein Römisches Forum besaßen, sondern in dem man, wenn man reden wollte, entweder – so Adam Müller über Schiller (1967, S. 41) – in die Schöne Literatur ausweichen mußte oder – so Herder (1879/1, S. 297 ff.) – mit der Kanzel als Kompensat für die nicht existente Rostra vorlieb nehmen mußte. „Deutschland kann, nach seiner Verfassung, keine Meisterstücke in der politischen Beredsamkeit haben“ resümiert Christian F. Daniel Schubart (1781, S. 104); denn „das öffentliche Leben der Deutschen geht in Schreibstuben und auf Paradeplätzen vor“. Aber „Herren und Knechte sind selten gute Sprecher. Besäßen sie auch die Fähigkeit, es zu werden, die einen wagten, die anderen brauchten es nicht zu sein“ – so der Sprachkritiker Carl Gustav Jochmann 1828 (1983, S. 81 bzw. S. 80).

Die Belege ließen sich unschwer vermehren bis zu Jens' bereits zitierter Rede von 1965, bis zu Hellmut Geißners „Rede in der Öffentlichkeit“ (1969), bis zu Walter Magass' brillanter, preisgekrönter Analyse über das „Öffentliche Schweigen“ (1967), bis in die ein viertel Jahr lang in der „Stuttgarter Zeitung“ geführte Diskussion über die „verachtete Rhetorik“,¹⁶ bis in Lepenies' Rekonstruktion der „kränkelnden Gemütsstimmung“ der Deutschen als einer sich in Form von „Melancholie“ ausdrückenden Reaktion auf die politische Entmündigung des Bürgertums.¹⁷ Doch eben diese Kontinuität muß irritieren! Wenn denn das Taciteische Axiom prinzipiell gilt, wenn die Rhetorik „eine Tochter der Republik“ (Jens 1969, S. 17) ist, – hätte sich die erste und zweite Deutsche Republik nicht wenigstens als willkommener Testfall für die Validität dieses Theorems geradezu aufdrängen müssen? Es gab doch die Naumanns, Rathenaus, Stresemanns, Wirths, es gab doch die Arndts, Dehlers, Erlers, Heuss, Carlo Schmidts, Schumachers! Waren das alle nur die regelstützenden Ausnahmen wie die Redner der Paulskirche (Robert Blum, Ernst Moritz Arndt, Wilhelm Löwe, Felix von Lichnowsky, Ludwig Simon, Friedrich Dahlmann¹⁸) oder wie die Rebellenrhetorik eines Thomas Müntzer, eines Friedrich List, eines Bebel, Lassalle, Liebknecht,

¹⁶ s. Anmerk. 7!

¹⁷ Lepenies 1972, S. 83, allgemein S. 76 ff.

¹⁸ Vgl. Heiber 1953, Grünert 1974, Allhoff 1975.

einer Rosa Luxemburg?¹⁹

Ich glaube, es gibt einen ganz anderen Grund für die Persistenz dieses Theorems. Es hat nämlich in den 60 Jahren seine strategische Funktion verändert: Aus dem Erklärungsgrund für die Nichtexistenz öffentlicher Rede in Deutschland wurde unter der Hand (nicht ohne Bezug auf die Autorität Fichtes)²⁰ ein wissenschafts- und bildungspolitisches Argument für die Notwendigkeit von Redeschulung und rhetorischer Theoriebildung. „Freiheit hängt heute in hohem Maße von sprachlicher Ausdruckskraft ... ab“ meinte W. Herrlitz 1966 (S. 325) und auch J. Erben glaubt 1988 noch, die Jenninger-Rede ließe sich als Lehrstück für eine verfehlte, die Geisteswissenschaften marginalisierende Bildungspolitik ausschachten, ein Lehrstück, das beispielhaft belege, „daß unangemessenes Reden äußerst folgenreich für ein Gesellschaftssystem sein kann“.²¹ Aus dem referierten Bedingungsverhältnis zwischen öffentlicher Rede und freiheitlicher Gesellschaftsordnung als Voraussetzung ihrer Möglichkeit ist ersichtlich – dies meine 1. These – ein Bedingungsverhältnis zwischen freier Gesellschaft und Rhetorik als Garant und Mittel ihrer Sicherung und Stabilisierung geworden. Exemplarisch ablesbar an dem ein ganzes bildungspolitisches Programm implizierenden Titel einer einflußreichen Publikation aus dem Jahre 1966: „Durch Mündlichkeit zur Mündigkeit“.²² An diesem programmatischen Titel ist nicht nur die insinuierte Etymologie falsch – das wäre harmlos –; falsch oder zumindest höchst unseriös ist vielmehr das implizierte redepädagogische bzw. -didaktische Versprechen, durch Verbesserung der individuellen Redekompetenz politische Mündigkeit befördern zu können, während sie doch allenfalls Resultat der öffentlichen Beanspruchungschance individuellen Rederechts sein dürfte. Wo hat denn die seinerzeit als „skeptisch“ und „privatistisch“ (Schelsky) bzw. als „unbefangen“ (Blücher)²³ diagnostizierte Jugend in den 60er Jahren plötzlich²⁴ das Reden gelernt? Wo hat denn eine als unpolitisch geltende Jugend Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre plötzlich ihre in der Sprüchekultur öffentlich demonstrierte

¹⁹ Vgl. beispielhaft Stirner 1979. Allgemein: Sandow 1962, Kirst 1981, Simmler 1978.

²⁰ Fichte 1910; vgl. dazu Weithase 1961/1, S. 397 ff.

²¹ s. Anmerk. 8!

²² Deutscher Gewerkschaftsbund 1966; kritisch dazu Hethey 1988. Ähnlich der Anspruch von Dahmen o.J., S. 56 ff.

²³ Schelsky 1963, S. 84 ff., 380 ff., Blücher 1966.

²⁴ Zur vergleichbaren Irritation s. Ficher 1974, S. 16.

Redekompetenz hergenommen?²⁵ Doch wohl nicht aus Rhetorikkursen! Reden lernt man – so meine Gegenposition – wo die kommunikativen Strukturen der Öffentlichkeit Reden als Form gesellschaftlichen und politischen Handelns konkret erfahrbar werden lassen, wo „die öftere und mannigfachere Notwendigkeit, sich durch Reden zu verständigen“ (Jochmann 1983, S. 84), gegeben ist bzw. – so Negt/Kluge (1973, S. 93) –: „Das aktuelle Sprachvermögen erweitert sich in dem Maße, als gehandelt werden kann“.

Ich halte diesen nüchternen Befund immer noch für seriöser als die Vollmundigkeit von Ansprüchen wie dem folgenden: „Eine allgemeine Ausbildung der Redefähigkeit führt (!) zur Verbreitung demokratischen Verhaltens“.²⁶ Was zur Naivität solcher und ähnlich lautender redepädagogischer Ansprüche zu sagen ist, ist bei Joachim Dyck nachzulesen (1974).²⁷ Ich kann mir hier eine Wiederholung ersparen.

Doch etwas anderes sei ergänzend nachgetragen, das eine Argumentation eigentlich irritieren müßte, die aus dem unterstellten Junktim zwischen Rhetorik und Republik ein Plädoyer für die Rehabilitation der Rhetorik im Interesse der Stabilisierung von Republik zu gewinnen versucht: Es gibt – folgt man der von der von Walter Hinderer herausgegebenen zweibändigen Sammlung „Deutsche Reden“ (1973) – einen auffälligen weißen Fleck innerhalb der von Berthold von Regensburg bis Werner Heisenberg reichenden Dokumentation einer „vernachlässigten Tradition der echten Redekunst“ (1973/1, S. 58). Und dieser weiße Fleck umfaßt genau den Zeitraum zwischen 1932 - 1945. Es gab sie also doch – die „echte Redekunst“, nur nicht zwischen diesen 23 Jahren! Doch wie nennt man das, was da in einer Permanenz wie selten vorher und nachher im öffentlichen Gebrauch von Sprache geschah, wenn angekündigt wurde: „Es spricht der Führer“?²⁸ „Redesucht“ nennt das Dolf Sternberger (1967, S. 129), „Theaterform“ einer bloß schauspielerisch inszenierten Rhetorik Hans Mayer, „Pervertierung von Redekunst“ der Bonner Korrespondent Luc Rosenzweig.²⁹ Und „Geblaß“ läßt Stefan Heym in seiner Autobiographie „Nachruf“ sich selbst (als jungen Schüler Helmut Flieg) nennen,

²⁵ Vgl. Jugendwerk der Deutschen Shell 1982, S. 430 ff., Kopperschmidt 1987, S. 129 ff.

²⁶ Bartsch 1974, S. 10; ähnlich Herrlitz 1966, Gössmann 1969, S. 13 ff., Lotzmann 1985, S. 82 ff.

²⁷ Dyck 1974, S. 7 ff.; vgl. Kopperschmidt 1981, S. 153 ff.

²⁸ Kotze/ Krausnick 1966, Domarus 1965, Klöss 1967, S. 46 ff.

²⁹ Mayer 1967, S. 104 ff., hier S. 109; Rosenzweig 1988, S. 44.

was der auf dem Chemnitzer Marktplatz aus Hitlers Mund zu hören bekommt: „Nein, der nicht, der ist kein Prophet und kein Held, der schafft nicht“ (1988, S. 44). Heym ist unbestechlich genug, sich seinen Irrtum einzugestehen: das „unterm Arm durchgeschwitzte Hemd“ des Redners reicht als Zeuge gegen ihn selbst nicht aus.

Zur „echten“ Redekunst – heißt es bei Cicero (*De oratore* III 35 ff.) und Quintilian (*Inst.orator.* II 17 u.ö.) – gehört im Unterschied zur bloß „erfolgreichen“ seit Cato, daß der Redner ein „*vir bonus*“ sei. Doch ist die Bonität des Redners eine mit rhetorischen Kategorien beschreibbare Qualität? „Er war ohne Zweifel ein erfolgreicher, wenn nicht gar der erfolgreichste Redner deutscher Zunge“ gibt W. Jens zu (1966, S. 13) – von Hitler ist die Rede; aber, und jetzt die gleiche Differenzierungsfigur einer *reservatio mentalis*, war er deshalb „auch ein guter Redner“?³⁰ Nein! Er war es sicherlich nicht! Doch nicht deshalb war er es nicht, weil er – so die mitgelieferten Bewertungsmaßstäbe „guter Rede“ – kein „Meister der Sprache, der Komposition, des rhetorischen Witzes“ war, weil seiner Rede „der Glanz (der) Perioden, der harmonische, dem Sujet entsprechende Wechsel von Parataxe und Hypotaxe ..., die Anschaulichkeit der verwendeten Bilder, die Kühnheit der Figuren und Tropen, die Kraft der Metaphern“ fehlte. Nein – Hitler war kein „guter Redner“ im emphatischen Wortsinn, weil der Faschismus seiner Reden nicht „gut“ war. Aber noch einmal: diese Disqualifikation ist keine mit den Kategorien herkömmlicher Rhetorik leistbare Disqualifikation, sondern eine ideologiekritische oder, wenn man so will – moralische (vgl. Schild 1988). Der Verderb der Sprache ist nicht, zumindest nicht primär, der Verderb ihrer Redestilistik – aller wohlmeinenden Sprachkritik zum Trotz.³¹

Hier stößt man auf den eigentlichen Kern des traditionellen Mißtrauens gegenüber der Rhetorik bzw. dem Rhetorischen, wie es noch „Der Große Duden“ am heutigen Sprachgebrauch abliest, wenn er „rhetorisch“ u.a. mit „phrasenhaft, schönrednerisch“ kommentiert. Dieses Mißtrauen gegenüber dem Rhetorischen, das von Platon bis Habermas nie verstummt ist und das Hans-Martin Gauger kürzlich erneut formuliert hat (1986), ist kein Mißverständnis der Rhetorik, sondern Folge ihres instrumentellen Selbstverständnisses von der Antike bis in ihre späte persuasionswissenschaftliche Spätgestalt hinein – ein Selbstverständnis, in dem sich die Rhetorik ihre instrumentelle Unschuld dadurch sichern zu können

³⁰ Die Antwort Hitlers auf solche Kritik steht in: *Mein Kampf*, 1935, S. 454.

³¹ Sternberger/Storz/Süskind 1968. Zu dieser Art von Sprachkritik vgl. Haug 1967, S. 15 ff., Beutin 1976, S. 54 ff., Dieckmann 1973, S. 90 ff., Heringer 1982, S. 109 ff.

glaubt, daß sie die Intentionalität ihrer konkreten Verwendung durch den Redner aus ihrer Reflexionskompetenz ausgrenzt. Die „arma facundiae“ – sagt Quintilian (II 16,10) – „in utramque valent partem“. Ihr Mißbrauch ist daher „kein Fehler der Kunst, sondern des Menschen“.

Das theoretisch fundamentale Problem, das diese Instrumentalisierung der Rhetorik im Interesse ihrer wertneutralen Fungibilität anzeigt und das tief in einem entsprechenden instrumentellen Sprachverständnis überhaupt verortet ist („verba“ als Kleid der „res“), kann hier nicht weiter verfolgt werden.³² Doch so viel sei vermerkt: Wenn die Ambiguität – worauf u.a. Habermas gegenüber Gadamer insistiert³³ – konstitutiv für Rhetorik schlechthin ist, dann wird zunehmend klärungsbedürftig, wie das zitierte demokratietheoretische Rhetorik-Plädoyer dieses latente Mißtrauen gegenüber dem Rhetorischen argumentativ abzubauen vermöchte. Es gab ja – und auch daran wäre in diesem Zusammenhang gegenüber einer weithin gelungenen Verdrängungspraxis zu erinnern – vor dem Rhetorik-Rehabilitationsschub der 60er Jahre durchaus eine Rhetoriktradition in Form von Redepädagogik. Rhetorik ist ja nicht am Ende des 18. Jahrhunderts aus den Schulen restlos verschwunden und erst durch den KMK-Beschluß 1972 wieder in den Lehrplan der gymnasialen Oberstufe zurückgekehrt.³⁴ Rhetorik hat – darauf haben bes. Dieter Breuer und Manfred Fuhrmann hingewiesen³⁵ – bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Lehrpläne des neuhumanistischen Gymnasiums in Form des Aufsatzunterrichts und der Textlektüre antiker Klassiker weithin beherrscht und damit den öffentlichen Redestil nachweislich bestimmt (vgl. Fuhrmann 1983, S. 20 ff.). Und auch daran wäre zu erinnern: Seit 1919 war Rhetorik als Sprechwissenschaft wieder an deutschen Hochschulen etabliert, seit 1929 gab es Erich Drachs „Deutschen Ausschuß für Sprechkunde und Sprecherziehung“ (1948 neu gegründet, seit 1964 „Deutsche Gesellschaft für Sprechkunde und Sprecherziehung“), seit 1938 rückte Sprechkunde als „Erziehung zum Sprechen“³⁶ in deutschen Schulen an die erste Stelle der Lernziele und seit 1941 war Sprecherziehung obligatorisches Fach für Germanistikstudenten.³⁷ Stilbildende

³² Vgl. Kopperschmidt 1985, S. 1 ff.; ders. 1977, S. 213 ff.

³³ Habermas 1970, S. 76, Kopperschmidt 1985, S. 141 ff.

³⁴ Vgl. dazu Ockel 1984.

³⁵ Breuer 1974, S. 145 ff., Fuhrmann 1983, S. 19 ff.; vgl. Schaub 1975.

³⁶ Vgl. Lebede 1939.

³⁷ Vgl. dazu Hethey 1988, S. 133 ff.

Muster solcher Sprecherziehung waren „die neuen Redner des Volksschicksals“, frei

vom Ton schmierigen Verhandeln mit Mittelweg und Ausgleich, kein Verkröchen mehr hinter deckende Pulte... Eine neue sprecherische Kraft will durchgreifen durch saftlose 'Bildung', durch Künstlichkeiten und Zagnisse, die sich auf alle Lebensäußerungen gelegt hatten (Originalton 1939!)³⁸

Ganz so unbekannt war denn doch nicht, was da 1972 rehabilitiert wurde! Und wie leichtfüßig gelegentlich die sogenannte Stunde Null übersprungen wurde, läßt sich an einem 1932 der NSDAP gewidmeten Rhetorik-Buch beispielhaft ablesen, das nach einigen kosmetischen Veränderungen nach 1945 – gemessen an der sonst gängigen Zahl der Auflagen – ein kleiner Bestseller geworden ist.³⁹

An all dies zu erinnern, macht natürlich die Frage dringlich, worauf sich denn der demokratiefördernde Leistungsanspruch einer Rhetorik bzw. Redepädagogik gründen läßt, die zwar auf ihre republikanischen Entstehungsbedingungen stolz verweisen kann, doch damit nicht im entferntesten nachgewiesen hätte, daß auch ihre Überlebensbedingungen von dieser Form einer politischen Gesellschaftsordnung exklusiv abhängig wären. Diese Frage zu beantworten benennt eine Beweislast, an der sich freilich nicht nur das redepädagogische Plädoyer für eine Rehabilitation der Rhetorik hätte abarbeiten müssen; dies trifft in gleichem Maße auch zu für die Redeanalytik, dem zweiten Argumentationsbein dieses Plädoyers, mit deren Hilfe einer wehrhaften Demokratie die intellektuellen Waffen ihrer Selbstverteidigung geliefert werden sollten. Weil – so die diesbezügliche Argumentation – es keine rhetorische Tradition in Deutschland gegeben hat, fehlte es auch an einem „geschulten Mißtrauen gegen die Kunstgriffe der Beredsamkeit“ (Schneider 1976, S. 112), so daß es – noch einmal W. Jens (1969, S. 30) – „kein Wunder“ war, „daß ein Volk..., dem kein Hamilton die Tricks und Kniffe der Parlamentsrhetorik beigebracht hatte, jener Rattenfänger-Propaganda so geschwind erlag“. Sind die Deutschen den Nazis wirklich verfallen, weil sie der „braunen Rhetorik“ des Trommlers aus Braunau (und seiner Komplizen) hilflos erlagen, obwohl ihre „Tricks und Kniffe“ – zumindest für Lesekundige – im 6. Kapitel von „Mein Kampf“ (Die Bedeutung der Rede) ja unverblümt beim Namen genannt waren? Und erlegen soll ein Volk der Rhetorik sein, dem nach E.R. Curtius – und nicht nur nach ihm – „ein angeborenes Mißtrauen gegen (sie) eigen scheint“? (Curtius 1948, S. 71)

³⁸ Geißler 1939, S. 169 ff., hier S. 170.

³⁹ Gemeint ist Weller 1954; vgl. dazu Hethey 1988, S. 138 f.

Wären die Verfechter dieser These nicht über jedem Verdacht erhaben, man müßte von Verharmlosung sprechen.

Nun hätte es ja seit 1945 Gelegenheit genug gegeben, entsprechend diesem Rhetorik-Plädoyer systematisch „Mißtrauen gegen die Kunstgriffe der Beredsamkeit“ einzuüben. Und wie man es eingeübt hat! Mit den 1242 §§ des verdienstvollen Lausbergischen „Handbuchs der literarischen Rhetorik“ (1960) unterm Arm wurden Reden analysiert. Von Perikles' Totenrede über Dantons Rede vor dem Revolutionsstribunal zu Willy Brandts Rede über die Ostverträge reicht das Corpus, an dem rhetorische Textanalyse exerziert wurde,⁴⁰ und d.h.: an dem Figuren klassifiziert, Argumente gezählt, Ordnungs- und Gliederungsprinzipien identifiziert, dialogische wie monologische Redestile exemplifiziert wurden usw. Nur eines gelang solch abstrakter, weil formalisierter und enthistorisierter Analysemethode partout nicht, nämlich Reden im Sinne Walter Hinderers als „wichtigstes Produktionsmittel des öffentlichen Bewußtseins“ durchschaubar zu machen (1973/1, S. 57), an die gedankliche Architektonik von Reden heranzukommen und d.h.: an die zeit- wie gesellschaftsabhängigen Wertüberzeugungen, Weltbilder, Ideologien, aus denen sie jeweils ihre Kategorien und Schlüsselbegriffe gewinnen bzw. mit denen sie Sachverhalte beschreibbar und Zielvorstellungen argumentativ abstützbar machen. Es gibt solche Analysen, einige wenige⁴¹ – etwa die von Kenneth Burke über Hitler –, die nicht das Figuralprofil oder die Satz- und Intonationslänge von Reden quantifizieren, die nicht bloß die Prosodik Hitlerscher Reden untersuchen,⁴² sondern Redeanalyse betreiben als Analyse der in Rede kategorial wie argumentativ manifest werdenden Wirklichkeitskonstruktion. Für eine solche materiale Redeanalyse gilt aber entsprechend, was Lutz Winckler als Bedingung möglicher Analyse spezifisch faschistischer Rhetorik einklagt: „Kritik an Hitlers Sprache ist ohne eine politische Theorie des Faschismus nicht denkbar“ (1970, S. 12), oder in Abwandlung eines bekannten Wortes von Max Horkheimer: Wer über den Faschismus nicht reden will, sollte über die braune Rhetorik schweigen. Sonst redet er – ungewollt – dem „hilflosen Antifaschismus“

⁴⁰ Vgl. beispielhaft Schlüter 1974, Pelster 1971, S. 373 ff., ders. 1973, Plett 1971.

⁴¹ Vgl. neben Burke 1967, Maas 1984, Winckler 1970 noch: Bachem 1979, Bergsdorf 1978, 1983, Dieckmann 1964, 1969, 1981, Grieswelle 1972, Lehmann/Glaser 1975, Kinne 1983, Latniak 1986, Schild 1973, Strobl 1978, Wiegmann 1987, Ehlich 1989.

⁴² Schnauber 1972; vgl. auch Allhoff 1975, S. 7. Zur „faschistischen Öffentlichkeit“ vgl. Zeitschrift: Ästhetik und Kommunikation 26. 1976, S. 20 ff.; Schmeer 1956.

(Haug 1967) nur das Wort.

Das Plädoyer für die Rehabilitation der Rhetorik in den zwei Formen von Redepädagogik und Redeanalytik war – damit fasse ich den 1. Teil meiner Überlegungen zusammen – aufs Ganze gesehen erfolgreich, und das alte Taciteische Junktim zwischen Rhetorik und freier Gesellschaft hat sich dabei strategisch als äußerst hilfreiches Argumentationsmuster erwiesen. Ob diese Art von Rhetorik zwischenzeitlich Walter Hinderers Hoffnung erfüllt hat, daß sich nämlich Rhetorik als „Heilmittel für die Krankheit“ hat empfehlen können, „die man ihr nachsagt“ (1973/1, S. 57) wage ich selbstredend zu bezweifeln. Hans Martin Gaugers Verdacht, daß „gegenwärtig die Rhetorik besonders in Deutschland überschätzt werde“ (1986, S. 86), ist noch nicht widerlegt.

3. Strukturmerkmale heutiger öffentlicher Rede

Rhetorik – gestern und heute: „Uns ist kein Griechenland, kein Rom“ – und auch kein London und Paris, so ließe sich Herders resignative Feststellung ergänzen (Herder 1879/11). Dieser Blick zurück und über die nationalen Grenzen hinaus mag zwar für das Gestern hilfreich sein, um die fehlende oder unterentwickelte Rhetorik aus den Konstitutionsbedingungen einer „verspäteten Nation“ (H. Plessner) zu erklären; dieser Blick vermag aber heute wenig Erhellendes zur Diagnose öffentlicher Rede in Deutschland beizusteuern – außer vielleicht den Verdacht zu bestätigen, daß heute auch in Athen, Rom, London, Paris und Washington nicht mehr unbedingt diejenigen öffentlich reden, die politische Macht haben und umgekehrt. Wer also über den „desolaten Zustand deutscher Politiker-Reden“ mehr als nur lamentieren will, der darf sich nicht wie Luc Rosenzweig auf den geographischen Raum „zwischen Flensburg und Passau“ beschränken (1988, S. 44). Wer diesen Zustand, ob er nun „desolat“ ist oder nicht, einigermaßen verstehen will, wird – so meine 2. These – den Struktur- und Funktionswandel öffentlicher Rede zu verstehen versuchen müssen und zwar als Resultante eines Struktur- und Funktionswandels der Öffentlichkeit in den modernen nachliberalen Massendemokratien.

Dazu ist vorweg die Ratifikation einer zwar trivialen, aber für die einschlägige Theoriebildung oft folgenlos gebliebenen Einsicht nötig. Als Modell für Öffentlichkeit, innerhalb dessen öffentliche Rede heute strukturell wie funktional zu rekonstruieren wäre, kann nicht mehr die athenischen Polis-Öffentlichkeit unterstellt werden mit ihren ca. 10 000 (männlichen) Vollbürgern, die zugleich alle potentiell politische Mandats- und

Funktionsträger⁴³ waren und deren verbürgte „isonomia“ (Rechtsgleichheit) nicht nur die „isegoria“ (Redefreiheit) einschloß, sondern auch die z.T. riskante Pflicht ihrer öffentlichen Beanspruchung. Die gelegentliche Idealisierung dieses Typs von Öffentlichkeit macht allzu leichtfertig vergessen, welchen rigiden Restriktionen der Zugang zu dieser Art von Öffentlichkeit unterlag und welche politischen Entscheidungen diese öffentliche Redepflichtigkeit zu verantworten hat – Sokrates ist nur das bekannteste Beispiel. Und in gleicher Weise gilt: Die höfisch-ritterliche Öffentlichkeit und die für sie typische „repräsentative“ Rhetorik als Medium öffentlicher Herrschaftsrepräsentation (Schmitt 1925, S. 32 f.) ist ebenso nur noch ein rekonstruktiv zu gewinnendes Muster einer historischen Erscheinungsform von Öffentlichkeit wie die bürgerliche Öffentlichkeit im Sinne eines öffentlichen Rasonnements der „zum Publikum versammelten Privatleute“, wie sie Jürgen Habermas in seiner beispielhaften Analyse von 1962 beschrieben hat (1969, bes. S. 38 ff.). Was nach dieser Analyse an deren Stelle getreten ist, läßt sich mit Habermas als „periodisch hergestellte“ bzw. „demonstrative“ Öffentlichkeit spezifizieren (ebd. S. 199 ff., 231 ff.),⁴⁴ deren symbolvermittelte Inszenierung heute zunehmend Abteilungen für „Öffentlichkeitsarbeit“ in die Regie genommen haben und deren polit-semantische Kontrolle einschlägige Projektgruppen überwachen.⁴⁵

Die verbreitetste Leseart dieses Typs nachbürgerlicher Öffentlichkeit lautet negativ: Verfall der politischen Öffentlichkeit und Verfall rasonnieren-der bzw. – so der rhetoriknähere Terminus – „deliberativer“ Rede. Ein Beispiel dafür: Wenige Wochen nach der Jenninger Rede strahlte das Deutsche Fernsehen am 1.12.1988 mit explizitem Bezug auf den Eklat vom 9. November eine Sendung von Roman Brodmann über die „Rede-Wende“ aus, die genüßlich die Kamera über die leeren Bänke des Bonner Wasserwerks schweifen ließ und respektlos die wenigen, Zeitung lesenden und gähnenden Abgeordneten während einer Debatte mit anschließender Fragestunde zeigte, in der Redner mehr mit der deutschen Sprache kämpften als gegen das Desinteresse ihres Publikums und in der Ministerialbeamte fertige Antworten auf schriftlich eingereichte Fragen vom Blatt ablasen. „Ein Skandal!“ – so lautete der Grundton der Voten von befragten Bundestagsbesuchern. „So hatte ich mir das Parlament

⁴³ Vgl. Baumhauer 1986, bes. S. 106 ff.

⁴⁴ Vgl. Häberle 1970, S. 3 ff., Sennett 1983, Rust 1977, S. 15 ff.

⁴⁵ Bokelmann/Nahr 1979, Haedrich 1982, Sarcinelli 1987, 1987/1. Zum „Sprachkampf“ vgl. Schelsky 1976, S. 233 ff., Kaltenbrunner 1975, Behrens/Dieckmann/Kehl 1982, S. 216 ff.

nicht vorgestellt!" – resümierten Jugendliche, die sich offensichtlich nur selten Debattenübertragungen im Fernsehen anschauen.

Was diese und ähnlich lautende Stellungnahmen in dieser Sendung über die Rhetorik des Deutschen Bundestages bzw. über ihre Nichtexistenz so interessant macht, ist die in der Konfrontation mit der parlamentarischen Wirklichkeit sich – wie diffus auch immer – reaktiv zur Geltung bringende Idee eines rasonierenden bzw. deliberierenden Parlaments als Ort kritischer öffentlicher Diskussion. Aber eben diese Idee eines in öffentlicher Diskussion argumentativ abgestützten und solchermaßen rationalisierten Entscheidungsprozesses ist nicht bloß als Produkt eines wirklichkeitsfremden Unterrichts in politischer Bildung belächelbar, sie ist – so Jürgen Habermas – und sie bleibt auch die Idee einer modernen, massendemokratischen Gesellschaft, mag diese Idee auch angesichts des fraglosen Funktionswandels des Parlaments „aus einer disputierenden zu einer demonstrierenden Körperschaft" (ebd. S. 225) sich wie eine „Fiktion" ausnehmen (ebd. S. 257 ff.); eine Fiktion, die das Verhältnis zwischen öffentlicher Plenararbeit und nicht-öffentlicher Ausschußarbeit (1:8) ebenso deutlich macht wie sie neuerdings durch architektonische Kosmetik (Düsseldorfer-Landesparlament; Behnisch-Pläne für den Bundestag) entkräftet werden soll (ähnliches war der Sinn einschlägiger Geschäftsordnungsänderungen):⁴⁶

Der Traum vom Parlament als einem intellektuellen und moralischen Oberhaus der Nation, als einem Zirkel frei deliberierender Geister und Charaktere bleibt weltfremd. Gewiß nicht durch Reden und Reformen, sondern höchstens durch 'Störfälle' – wie den Einzug der Grünen – kommt neues Leben ins Hohe Haus (Leicht 1988, S. 1).

Gibt es also nur die Alternative zwischen einer aus polit-strategischen Gründen aufrechterhaltenen und nach Maßen unkenntlich gemachten Fiktion parlamentarisch-öffentlicher Diskussion und einem fast schon zynischen Pragmatismus, wie er etwa von Joseph Schumpeter in seiner elitistischen Demokratietheorie schulbildend formuliert worden ist, nach der

die demokratische Methode (!) diejenige Ordnung der Institutionen zur Erreichung politischer Entscheidungen ist, bei welcher einzelne die Entscheidungsbefugnis vermittels eines Konkurrenzkampfes um die Stimmen des Volkes erwerben (Schumpeter 1950, S. 428)

bzw. – aus der umgekehrten Sicht – in der man die jeweils Herrschenden ohne Blutvergießen wieder loswerden kann (Popper)?⁴⁷ Gibt es –

⁴⁶ Vgl. Sack 1988, S. 69.

⁴⁷ Vgl. dazu Dahrendorf 1988, S. 3.

themaspezifischer gefragt – nur die Alternative zwischen dem demonstrativen Charakter scheindeliberativer öffentlicher Rede und ihrer Funktion als sozialtechnisches Instrument⁴⁸ zur Herstellung von Massenloyalität im Interesse politischer Eliten und ihrer Machtsicherung?

Man erliegt allzu schnell dieser Zwangsalternative, wenn man mit Blick auf das Parlament und die parlamentarische Rhetorik die Frage nach der Existenz öffentlicher Rede und ihrer Relevanz heute zu beantworten versucht. Doch der Verfall der bürgerlichen Öffentlichkeit und der korrelierende Ablösungsprozeß deliberativer Rhetorik durch demonstrative ist ja nur die knappe Hälfte der fälligen Analyse, die Habermas' Untersuchung enthält:

Dem tatsächlichen Trend zur Entkräftung der Öffentlichkeit, als Prinzip, steht die sozialstaatliche Umfunktionierung der Grundrechte, überhaupt die Transformation des liberalen zum sozialen Rechtsstaat entgegen: das Öffentlichkeitsgebot wird von den Staatsorganen auf alle staatsbezogen agierenden Organisationen ausgedehnt. Im Maße seiner Verwirklichung würde anstelle eines nicht mehr intakten Publikums individuell verkehrender Privatleute ein Publikum der organisierten (Unterstreichung J.K.) Privatleute treten. Nur sie könnten unter heutigen Verhältnissen ... wirksam an einem Prozeß öffentlicher Kommunikation teilnehmen (1969, S. 252).

D.h.: Der Strukturwandel der Öffentlichkeit ist nicht nur als Verfall der bürgerlichen Öffentlichkeit zu lesen („Öffentliches Schweigen“ Magass 1967),⁴⁹ sondern auch als Verlagerung des kritischen Rasonnements in das durch Organisationen mediatisierte Publikum, so daß „der Streit einer kritischen Publizität mit der zu manipulativen Zwecken bloß veranstalteten (durchaus) offen ist“ (ebd. S. 256). Damit müßte – falls man dieser Analyse zustimmt – die Idee einer durch kritische Publizität leistbaren Rationalisierung von Herrschaft keine bloße Fiktion bleiben, sondern sie wäre in den Organisationsformen aufzusuchen, in denen sich unter sozialstaatlichen Bedingungen von Massendemokratien heute Öffentlichkeit auch vor- und außerparlamentarisch konstituiert (Beck 1986, S. 311 ff.).

Für die Frage nach öffentlicher Rede heute bedeutet diese Lesart des Strukturwandels der Öffentlichkeit:

⁴⁸ Schelsky 1965, S. 439 ff., hier S. 445, Kopperschmidt 1985, S. 4 ff.

⁴⁹ Zur technokratischen Erklärung der „Schweige-Räson“ vgl. ebd. S. 51 ff. Zur „Komplizität von Technik und Herrschaft“ vgl. Schelsky 1965, S. 449 ff., Lübke 1978, S. 35 ff. Zur systemtheoretischen Reformulierung vgl. Göttert 1988, S. 79 ff.

1. Wer sich über die öffentliche Rede in Deutschland heute ein Urteil bilden will, wird sein Material nicht mehr auf die politische Rede im engeren Sinn beschränken dürfen, d.h. auf die Rede des Politikers oder gar auf die parlamentarische Rede. Die Orte öffentlichen Rasonnements, die von der klassischen Rhetoriktheorie für die antike Gesellschaft erstmals typologisch klassifiziert worden sind, haben sich verlagert, sie sind dezentralisiert. Solche Orte sind heute Gewerkschaftskongresse, Kirchentage, Parteitage, politische und kirchliche Akademien, Tribunale („Russell-Tribunal“), themen- und verbandsspezifische Kongresse (Friedenskongreß der Naturwissenschaftler in Hamburg; Kongreß „Zukunft der Aufklärung“ in Frankfurt; Kongreß „Geist und Nation“ in Hannover); solche Orte sind Diskussionsforen von Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen, sozialen Netzwerken oder das in Vancouver geplante Friedenskonzil in Basel; solche Orte sind die Paulskirche mit ihrer alljährigen Verleihung des Friedenspreises, aber auch Demonstrationen, Blockaden, betriebliche und studentische Vollversammlungen; solche Orte sind gruppenspezifische Verlautbarungen (Kölner Erklärung der Theologen), Fernsehdiskussionen, publizistische Organe (Historikerstreit) – auch die subkulturelle Öffentlichkeit.

Mit der Dezentralisierung und organisatorischen Mediatisierung von Öffentlichkeit ist für die Frage nach der öffentlichen Rede heute als Konsequenz

2. verbunden: Nicht nur die Rede-Orte, auch die Rede-Stile bzw. Rede-Formen des öffentlichen Rasonnements haben sich verändert; sie sind organisations- und gruppenspezifisch ebenso pluralisiert wie es die Überzeugungspotentiale sind, aus denen Organisationen und Gruppen ihre je eigene Problemsicht kategorial gewinnen wie argumentativ abstützen. Ich möchte diesen evidenten und die politischen Kompromißchancen eklatant erschwerenden Tatbestand mit der Kurzformel: tendenzielle Erschöpfung gruppenübergreifender Konsenspotentiale kennzeichnen,⁵⁰ ablesbar etwa an der zunehmenden Bereitschaft, politische Entscheidungen an die Gerichte bzw. an die Gutachter zu delegieren („Richter-“ bzw. „Gutachterstaat“). In dieser Erschöpfung allgemein gesellschaftlicher Konsenspotentiale spiegelt sich natürlich nur die oft beschriebene modernitätsspezifische Orientierungskrise⁵¹ wieder, d.h. der tagtäglich erfahrbare Verlust einer Verbindlichkeit gewährleistenden und konsensuelle Verständigungschancen ermöglichenden gemeinsamen Weltbildes. Was mit ihm – und zwar irreversibel, wenn man den holistischen Welt-

⁵⁰ Vgl. Kopperschmidt 1988, Eisel 1986, S. 3 ff.

⁵¹ Vgl. Lübke 1982, 1981, 1978, S. 123 ff.

bildkonstrukten der New Age-Bewegung nicht vorschnell erliegt⁵² – verloren gegangen ist, läßt sich kontrastiv etwa an der bedeutenden metaphorologischen Untersuchung von Hans Blumenberg über die „*liber naturae*“ – Metapher beispielhaft ablesen, deren sinnfällige Übersetzung „Die Lesbarkeit der Welt“ heißt.⁵³ Wer könnte noch die in dieser Metaphorik insinuierte Sinnstruktur von Wirklichkeit schlechthin für sich als Erfahrungsevidenz glaubhaft beanspruchen, für deren Entschlüsselung man nichts außer die Grammatik derjenigen Sprache zu beherrschen hätte, in der Gott dieses Buch der Welt geschrieben und dem Menschen zum Lesen im Sinne umfassender normativer Handlungsorientierung gegeben hat? Zeitgemäßer klingt da schon Luhmanns nüchterner Bescheid: Das „funktional“ (nicht mehr „segmentär“ oder „stratifikatorisch“) differenzierte moderne Gesellschaftssystem läßt sich „als Ganzheit des Systems nicht mehr innerhalb des Systems zur Selbstdarstellung bringen“ (1986, S. 227). Und dieses Nicht-mehr-können hat sprachliche Folgen.

Die Polysemie ist ja nicht nur – linguistisch gesehen – ein ökonomisches Entlastungsphänomen natürlicher Sprachen, sondern heute – noch diesseits ihrer „ideologischen“ Spezifizierung⁵⁴ – zu einem Symptom gruppenspezifisch partikularisierter Wirklichkeitskonstruktionen geworden, für deren Legitimität bzw. Illegitimitätsnachweis es unter Bedingungen eines weltbildentbundenen Pluralismus keine außergesellschaftliche Instanz mehr gibt, sondern nur noch den von H. Lübbe beschriebenen fälligen „Streit um Worte“ (1975) im Sinne eines Streits um die in diesen und mit diesen Worten versuchte Interpretation von Wirklichkeit.⁵⁵ Daß dabei die je eigene Wirklichkeitsinterpretation genau die wahre Bedeutung der Worte zu explizieren beansprucht und entsprechend abweichende Semantiken abbildtheoretisch der Wortverfälschung bezichtigt,⁵⁶ gehört selbst noch zur sprachpolitischen Dimension dieses Streits, dessen Virulenz sich natürlich ebenso wie die von Luhmann beschriebene tendenzielle „Binärcodierung“ politischer Sprache⁵⁷ der komplexitätsreduzierenden Selektionsleistung dieser Strategien verdankt. Wie erfolg-

⁵² Vgl. Schorsch 1988.

⁵³ Blumenberg 1981; vgl. dazu Kopperschmidt 1985, S. 105 ff.

⁵⁴ Dieckmann 1969, S. 70 ff., ders. 1964, S. 76 ff.

⁵⁵ Zur historischen Dimension dieses „Streits“ vgl. Koselleck 1989, S. 107 ff.

⁵⁶ Vgl. dazu Behrens/Dieckmann/Kehl 1982.

⁵⁷ Luhmann 1980/1, S. 9 ff., 301 ff., ders. 1974, S. 253 ff.; dazu Bußhoff 1976, S. 335 ff., Sarcinelli 1987, S. 230 ff.

reich gelegentlich solche Strategien sein können, für deren theoretische Reflexion Namen wie Hans Maier, Helmut Schelksky, Kurt Biedenkopf beispielhaft genannt seien, läßt sich etwa an dem Begriff „Solidarität“ ablesen, der zwischenzeitlich seinen Gewerkschafts- und SPD-Geruch weithin verloren hat (Uske 1986), begünstigt natürlich durch die Marginalisierung einer sich als Arbeiterschaft noch ideologisch selbst interpretierenden Bevölkerungsschicht („Worte (allein) machen (noch) keine Politik“) (Fetscher/Richter 1976). Und wem dieses Beispiel nicht aktuell genug erscheint, der sei auf die Diskussion um einen neuen Arbeitsbegriff in der SPD-Programmkommission verwiesen oder auf die Ökologiebewegung, die Ulrich Beck jüngst plausibel auch als Kampf um „Definitionsverhältnisse“ rekonstruiert hat, nämlich als Kampf um die Definition dessen, was wir kulturell noch als „Natur“ verstehen wollen (Beck 1988). Marxens berühmte 11. Feuerbach-These bedarf wohl der Ergänzung durch Nietzsche: Sprachliches Interpretieren von Wirklichkeit ist nicht nur Verzögerung ihrer fälligen Veränderung, sondern selbst Teil dieser Veränderung, weil Voraussetzung einer als veränderungsbedürftig freigegebenen Wirklichkeit.⁵⁸

Zur Dezentralisierung der Redeorte und Pluralisierung der Redestile kommt als

3. Strukturmerkmal heutiger öffentlicher Rede hinzu, was ich ihre Fundamentalisierungstendenz nennen möchte. Damit versuche ich ein Phänomen zu erfassen, das als Reaktion auf den erwähnten Verbindlichkeitsverlust handlungsorientierender religiöser Weltbilder und ihrer säkularen Nachfolgekandidaten (in Form von Aufklärungsphilosophie, Geschichtsphilosophie, innerweltlichem Fortschrittsoptimismus, Ideologie usw.) wie als Reaktion auf den Wissenschaft allgemein kennzeichnenden „Trivialisierungsprozeß“ (Tenbruck 1976) plausibel erscheint. In dem genannten Unscharfwerden des semantischen Bedeutungsprofils fast aller Schlüsselbegriffe bis hin zur Preisgabe ihrer von Hans Maier so beklagten „begrifflichen Identität“⁵⁹ spiegelt sich nur dieser Verbindlichkeitsverlust handlungsorientierender Weltbilder, der als Reaktion die Anstrengungen verstehbar macht, in den Prozeß kommunikativer Verständigung selbst noch ihre begrifflichen Fundamente reflexiv miteinzubeziehen.

Liest man dagegen historische Rhetoriktraktate⁶⁰ mit ihrer – gemessen am modernen Reflexiondruck – fast naiven Selbstsicherheit hinsichtlich

⁵⁸ Vgl. Kaltenbrunner 1975, S. 44 ff., 176 ff.

⁵⁹ Maier 1975, S. 55 ff., hier S. 57; Kopperschmidt 1988, S. 258 ff.

⁶⁰ Vgl. etwa Aristoteles, Rhetorik I 59. Dazu: Kopperschmidt 1988, S. 258. Moderne Beispiele wären etwa kirchenamtliche Verlautbarungen (wie Deutsche

dessen, was allgemein als richtig und falsch zu gelten hat und wie es mit „verba proria“ zu benennen bzw. gegen seine Verfälschung durch „falsa nomina“ zu schützen ist,⁶¹ dann wird kontrastiv der radikale Wandel der Bedingungen deutlich, unter denen sich heute öffentliche Rede und ihre mögliche Überzeugungskraft konstituieren.

Und noch etwas kommt hinzu, was die zitierte Fundamentalisierungstendenz heutiger öffentlicher Rede zumindest befördert: In gleichem Maße nämlich, wie die Ressourcen traditionell verbürgter Handlungsorientierung sich erschöpfen (Kopperschmidt 1988) und gesamtgesellschaftliche Verständigungsprozesse entsprechend erschwert werden, nimmt der Verständigungsbedarf exponentiell zu: einmal aufgrund des wachsenden Vernetzungszwangs von Handlungsabläufen und der daraus resultierenden Komplexitätszunahme solchermaßen vernetzter Handlungssysteme; zum anderen aufgrund qualitativ neuer Problemlagen, die als immer belastender werdende Nebenfolgen eines wissenschaftlich angeleiteten technischen Entwicklungsprozesses dessen eigensinnige instrumentelle Rationalität zunehmend diskreditieren und eine Stimmungslage zeitaktuell begünstigen, die neuzeitliche Rationalität schlechthin als abgewirtschaftetes Paradigma preiszugeben bereit ist.

„Hand aufs Herz“ – fragt der Soziologe Tenbruck – „wer glaubt denn noch an Lösungen?“ (1976, S. 19 ff.) „Niemand weiß, was gut und richtig ist; jedenfalls kann niemand endgültig nachweisen, daß seine oder ihre Präferenzen absolut gesetzt werden sollten“ sekundiert ihm sein Kollege Dahrendorf (1988, S. 3). Man kann sich die symptomatische Dialektik zwischen Verständigungserschweris und Verständigungsbedarf an jedem zeitaktuellen Problem klarmachen, angefangen bei der Bevölkerungsexplosion, Armut und Verschuldung der Dritten Welt, globaler Hungerkatastrophe, Klimastörung über Schwangerschaftsabbruch, Sterbehilfe, Genomkartierung inklusive des EG-Projekts einer „prädiktiven Medizin“ bis zur Gefährdung der natürlichen Lebensbedingungen der Spezies Mensch. Besonders die im ökologischen Problemkontext forcierte öko-ethisch interessierte grundbegriffliche Reflexion über einen zeit- und problemangemessenen Verantwortungsbegriff, der nicht nur zukünftige Generationen, sondern auch Tiere und Pflanzen als Rechtsträger mit Schutzanspruch umfaßt, belegt beispielhaft, wie schwer es ist, außerhalb eines – etwa schöpfungstheologisch fundierten – Paradigmas konsensfähige Orientierungen unseres Handelns argumentativ

Bischofskonferenz 1979 oder zus. mit EKD 1979).

⁶¹ Vgl. neben Dieckmann 1964, S. 133 ff.; Wössner 1937. Zur abbildtheoretischen Problematik vgl. Heringer 1982, S. 14 ff.

zustimmungsfähig zu machen.⁶² Verständigungsprozesse machen aus innerer Notwendigkeit die theoretisch einklagbare Grenze zwischen Kommunikation und ihrer metakommunikativen Selbstthematisierung immer unschärfer. Daß angesichts solcher Problembelastung auch „Ausbrüche in die Unbelangbarkeit“ die fällige fundamentale Reflexionsarbeit ersetzen können, dies hat O. Marquard als durchaus mögliche Reaktion auf eine „Übertribunalisierung“ plausibel beschrieben, die, sobald sie zur Lebensbedrohung wird, eine „inoffizielle Refatalisierung der Welt“ trotz ihrer „offiziellen Defatalisierung“ begünstigen könnte (Marquard 1980, S. 193 ff.).

Zur Dezentralisierung der Rede-Orte, Pluralisierung der Rede-Stile und Fundamentalisierungs- (nicht: Dogmatisierungs-)tendenz des Reflexionsniveaus von Rede kommt – eng mit dem letzten zusammenhängend – als

4. Strukturmerkmal heutiger öffentlicher Rede hinzu, was ich mangels besserer Alternativausdrücke ihre selbstverordnete Authentizitätspflichtigkeit nennen möchte. Damit meine ich einen Anspruch von Rede bzw. von Redenden, der die Fragilität, Vorläufigkeit und Unsicherheit heutiger Problemreflexion bis in die Form des Redens hinein sprachlich authentisch abzubilden sich abverlangt. Ich vermute, daß viele Klagen über die öffentliche Sprachlosigkeit eben dies bloß als Verlust einer öffentlichen Redekultur beschreiben, was vielleicht angemessener als Ethos der Aufrichtigkeit zu bestimmen wäre; ein Ethos freilich, das sich vorerst eher als Verdacht gegen eine – wie man es gestaltpsychologisch umschreiben könnte – ästhetisch geschlossene rhetorische Sprachgestalt von Rede zur Geltung bringt, als Verdacht nämlich, daß sich in dieser ästhetisch geschlossenen Gestalt eine zeit- und problemangemessene Reflexionsintensität nicht mehr sprachlich zur Selbstdarstellung bringen läßt. Und schon gar nicht eine – um die fällige Konjunkturvokabel nun doch zu gebrauchen – Betroffenheit abbilden läßt, die heute fraglos zusammen mit Aufrichtigkeit in keiner nacharistotelischen Ethos-Bestimmung eines glaubwürdigen Redners fehlen dürfte (Ramstedt 1982, S. 452 ff.). So konstitutiv auch die Glaubwürdigkeit des Redners für die mögliche Überzeugungskraft seiner Rede ist, so sehr ist sein Glaubwürdigkeitsprofil historisch dimensioniert. Und gegenwärtig dürfte rhetorische Brillanz in einem solchen Glaubwürdigkeitsprofil kaum vorkommen, weil sie sprachlich eine Souveränität gegenüber der Sache anzeigt, die dem Redner eher als Täuschungs- und Überlistungsversuch oder noch mehr: als mangelndes Problembewußtsein angelastet wird. Dieses Anlassen könnte man als Einklagen einer durchaus rhetorischen Regel in-

⁶² Vgl. Birnbacher 1980, Jonas 1984, Luhmann 1986.

interpretieren, die als aptum-Forderung eine Übereinstimmung zwischen sprachlicher Form und materialem Gehalt verlangt (Lausberg 1960, S. 507 ff.). Diese aptum-Forderung scheint heute – bes. bei Jugendlichen – nur dann als eingelöst zu gelten, wenn der Redner erkennen läßt, daß er als Person sich der Andringlichkeit der Sache aussetzt, die distanzermöglichendes Verfügen-Können über sie ausschließt. Wer sich als Redner nicht als selbst „in Geschichten verstrickt“ (Schapp 1973) kommunikativ erfahrbar machen kann, büßt seine Glaubwürdigkeit ein und damit seine mögliche Überzeugungskraft. Das zunehmende Mißlingen von Politikern, sich außerhalb der Bannmeile des Parlaments noch Gehör zu verschaffen, dürfte seinen Grund nicht zuletzt in dem Glaubwürdigkeitsverlust von Politfunktionären finden, deren gestanzte Reden eben dieses „Verstricktsein“ kaum erkennen lassen.

Die Folgen dieses – natürlich durch die Psychologisierungswelle der 70er Jahre geförderten – Aufrichtigkeitsanspruchs für die sozialen Verhaltensregeln im allgemeinen hat neben Lionel Trilling bes. Richard Sennet in „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ beschrieben und am Plausibilitätsschwund der (so rhetoriknahen) Schauspielmetaphorik erläutert, einer Metaphorik, die nicht Authentizität im Sinne von Treue zu sich selbst meinte, sondern Rollenkonformität als Kriterium gesellschaftlich angemessenen Verhaltens codifizierte.⁶³ Die Folgen dieses Aufrichtigkeitsanspruchs speziell für die Rhetorik sind meines Wissens noch nicht beschrieben; ebenso wenig wie die Folgen des endgültigen Vorbildverlusts einer Kunstprosa, die sich trotz ihrer Literalität schulsozialisatorisch an antiken Mustern jahrhundertlang orientiert hat und d.h.: an Mustern einer oralen Kultur;⁶⁴ ebenso wenig wie schließlich die Folgen der Einsicht, daß das rhetorische Regelsystem öffentlicher Rede zwar einen interkulturellen Anspruch auf Gültigkeit erhob (Lachmann 1977, S. 167 ff.), zugleich aber auch eine radikal geschlechtsspezifische, nämlich exklusiv von Männern bestimmte öffentliche Redekultur normierte.⁶⁵ Diese Folgen zu berücksichtigen dürften Mindestvoraussetzungen sein, um sich heute einen Zugang zu den Manifestationsformen öffentlicher Rede zu verschaffen. Ansonsten verkommt die Kritik an der öffentlichen Rede zur Begleitmusik einer Kulturkritik, deren Ohnmacht schon ihre zeitenbundene Topizität verrät.

⁶³ Trilling 1983, Sennett 1983, bes. S. 143 ff., Dubiel 1975, S. 21 ff., 46 ff. (credibility gap).

⁶⁴ Vgl. Ong 1987, bes. S. 109 ff., Fuhrmann 1983, S. 5 ff., Geißner 1988, S. 16 ff.

⁶⁵ Ong 1987, S. 113 ff., Venske 1985, S. 149 ff., Brückner 1986.

Eine Zeit, deren Selbstdefinitionsversuche fast alle nur noch den Begriff „Krise“ durchdeklinieren,⁶⁶ eine Zeit, die weithin übereinstimmend mit Kurzformeln wie „katastrophale Moderne“, „Neue Unübersichtlichkeit“, „Unbehagen in der Modernität“ usw.⁶⁷ charakterisiert wird, eine solche Zeit wird und muß eine Rhetorik entwickeln, die anders ist in dem Maße, als die Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede andere geworden sind. Diese andere Rhetorik wenigstens zu bemerken, setzt nur eins voraus, nämlich: sich die Historizität der Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede einzugestehen, wie sie etwa für die Konstitutionsbedingungen poetischer Rede längst ratifiziert ist.⁶⁸ Und das heißt: öffentliche Rede an den Orten und in den Formen zu suchen, die der Struktur- und Funktionswandel der Öffentlichkeit ihr heute zur Selbstmanifestation eröffnen.

Ein jetzt naheliegender Einwand mag abschließend noch kurz behandelt werden: Hat es nicht in Deutschland erst kürzlich eine Rede gegeben, deren enorme Wirkung die Historizität der Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede doch wieder relativiert? Ist nicht am 8. Mai 1985 im Deutschen Bundestag eine Rede gehalten worden, die „groß“ zu nennen zwischenzeitlich bereits konventionalisiert ist?⁶⁹ In der Tat! Die Wirkung der Weizsäcker-Rede mag zunächst überraschen; überraschen deshalb, weil sie – ihrer gattungsspezifischen Eigenart als epideiktischer Gedenkrede nach – eigentlich, um wirksam werden zu können, eben das voraussetzen müßte, was nach bisheriger Analyse nicht mehr vorausgesetzt werden kann, nämlich Werthaltungen und Überzeugungen, die nicht erst deliberativ durch ihre Problemlösungsleistung einer Beglaubigung bedürfen, sondern deren Geltungsevidenz unterstellbar sein muß, um in der Gemeinsamkeit ihrer Unterstellung das normative Fundament von Gesellschaft epideiktisch erfahrbar werden zu lassen. Konkret erfahrbar wird dieses normative Fundament nach Auskunft der Rhetoriktheorie in der Konsensualität von Lob und Tadel (Lausberg 1960, S. 129 ff.), d.h.: in der übereinstimmenden Bewertung von Personen, Ereignissen und geschichtlichen Erfahrungen, wie sie sich im Redner als Sprachrohr des versammelten Publikums manifestiert.

⁶⁶ Vgl. Beck 1986 (zum „Paradigma der Risikogesellschaft“).

⁶⁷ Heinrichs 1987, Habermas 1985, Berger u.a. 1975. Vgl. auch Habermas 1985/1.

⁶⁸ Vgl. Schanze 1973, S. 181 ff.

⁶⁹ Zu Redetext und Kommentaren vgl. Landeszentrale 1986, Gill/Steffani 1986.

Es gibt einen Versuch, die Wirkung der Weizsäcker-Rede aus dem „kompensatorischen Charakter (heutiger) politischer Rhetorik“ zu erklären, insofern sie zunehmend das politische Alltagsgeschäft der Funktionäre von normativen Legitimationsansprüchen zu entlasten geeignet ist: „Kluge Reden zum Ausgleich für krude Politik“, „Sinnstiftung als Politik-Ersatz“ (Leicht 1988, S. 1). Ich halte diesen Erklärungsversuch für bedenkenswert, weil er am Modell öffentlicher Rede exemplifiziert, was als ökonomische Arbeitsteilung zwischen Sinnstiftern und Pragmatikern längst auf der Liste der Agenda steht.⁷⁰ Gleichwohl scheint mir eine andere Deutung der Wirkung dieser Rede plausibler: Ihr ist es gelungen, ein Bedürfnis nach Selbstvergewisserung eines common sense zu befriedigen, der sich in den letzten 40 Jahren nicht zufällig in der Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte herausgebildet hat und der nur noch darauf wartete, öffentlich und offiziell beglaubigt zu werden. Es ist oft angemerkt worden, daß die Gedenkrede zum 8. Mai eigentlich nichts Überraschendes enthält, sondern nur aussagt, was alle – fast alle – für richtig halten. Eben! Das Überraschende an dieser Rede ist in der Tat, daß sie so wenig überraschend ist und doch eine so große Wirkung gezeitigt hat. Diese Wirkung erklärt sich – so meine ich – weder aus einer neuartigen Problemdimensionierung noch aus der elokutionellen Brillanz dieser Rede; denn beides ist ihr fremd. Diese Wirkung erklärt sich vielmehr aus der Akzeptabilität einer geschichtlichen Deutung, die in der konsensstiftenden Kraft dieser Formel kondensiert ist: „Der 8. Mai 1945 war ein Tag der Befreiung. Er hat uns befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. Konsensstiftend ist diese Formel, weil sie weder die Kosten verschweigt, die diese Befreiung verlangt hat, noch den Unrechtscharakter des Systems leugnet, dessen gewaltsame Vernichtung diese Kosten gerechtfertigt hat, noch schließlich die Kosten der Befreiung als Sühne einer kollektiven Schuld verrechnet, sondern die Unterscheidung zwischen denen, die befreit wurden, und dem Unrechtssystem, von dem befreit wurde, sprachlich explizit einklagt.

Ich möchte diese Formel nicht als Kompromißformel entwerten, sondern an ihr exemplarisch die Bedingungen möglicher Konsensstiftung ablesen: Die Formel ist in so hohem Maße zustimmungsfähig, weil sie an einen deliberativ erarbeiteten gesellschaftlichen Konsens anschließen konnte und ihn in einer Weise zu reformulieren vermochte, die sehr verschiedene Erfahrungen mit dem 8. Mai 1945 in sich versöhnte. Das Bedürfnis nach solcher common sense-Erfahrung und die seltene Chance seiner heutigen

⁷⁰ Vgl. die sogenannte „Bamberger Botschaft“ Marquards 1986, S. 98 ff. Kritisch dazu Kursbuch 91. 1988, Rusen 1988.

Befriedigung dürften den Erfolg dieser Rede erklären. Zugleich läßt sich aber auch an den Bedingungen ihres Erfolgs ablesen, wie schwer seine Wiederholung gelingen dürfte.

Die Probe aufs Exempel wäre die Jenninger-Rede vom 9. November 1988, der eben diese Zustimmung versagt blieb, weil sie – wie ungewollt auch immer – diesem gesellschaftlich eingespielten Konsens seine Selbstvergewisserung nicht gönnte. Denn den 9. November 1938 aus der Sicht der Täter versuchsweise zu rekonstruieren, versperrt notwendig einer Deutung den Weg, die den 8. Mai 1945 noch als „Tag der Befreiung“ zu verstehen erlaubt. Was den 9. November und die auf ihn folgenden Greueltaten möglich gemacht hat, davon kann kein Volk durch Sieger gewaltsam befreit werden! Die Abwehrmechanismen, die diese Rede bei vielen aktualisiert hat, erklären sich m.a.W. nicht oder nicht primär aus dem Mißlingen des Redners, sich von den zitierten antisemitischen Äußerungen eindeutig distanziert zu haben;⁷¹ sie erklären sich auch nicht oder nicht primär aus der vermeintlichen Mißachtung gattungsspezifischer Regeln, die eine Täterperspektive virtuell zu übernehmen verbieten (Hoffmann/Schwitalla 1988, S. 9). Die Abwehrmechanismen erklären sich leichter als Reaktion auf eine Tabuverletzung; und die bestand darin, den 9. November 1938 psychologisch, ökonomisch und politisch für rekonstruierbar zu halten, statt der gar nicht so gratifikationsarmen Insistenz auf seine prinzipielle Unbegreiflichkeit weiter das Wort reden zu wollen (Greiner 1988, S. 5). Die Tabus, die Jenningers' Rede verletzt hat, sind im sogenannten Historikerstreit deutlicher beim Namen genannt worden als in der gängigen Kritik an der mangelnden rhetorischen Kompetenz dieses Redners.

Ein Vergleich zwischen der von Weizsäcker- und der Jenninger-Rede könnte – so meine ich – deutlich machen, daß auch unter den oben genannten Konstitutionsbedingungen öffentlicher Rede Gedenkreden noch möglich sind; freilich nur unter der Voraussetzung, daß sie an einen in gesellschaftlicher Deliberation erarbeiteten Konsens anzuschließen vermögen, um ihn epideiktisch als Konsens öffentlich und offiziell zur Geltung zu bringen. Weil aber Konsens heute eine äußerst knappe Ressource geworden ist, bleiben Gedenkreden eine riskante Angelegenheit. Das Jahr 1989 mit seinen fälligen Gedenktagen wird – so fürchte ich – noch reichlich Belege für diese Diagnose liefern.

4. Schlußbemerkung

Rhetorik – gestern und heute: Es hat die öffentliche Rede in Deutschland

⁷¹ Vgl. neben Jens 1988, S. 13 bes. Hoffmann/Schwitalla 1989, S. 5 ff.

gestern gegeben und es gibt sie heute. Die Topizität einer kulturkritisch gestimmten Klage über deren Verfall macht blind gegenüber der Historizität ihrer Konstitutionsbedingungen. Diese ihre Historizität zu ratifizieren würde ein breites Problemfeld für eine Diskussion über Struktur und Funktion öffentlicher Rede in den modernen Massendemokratien eröffnen; eine Diskussion, die auf Interdisziplinarität geradezu abonniert ist, will sie nicht methodologisch hinter den Erkenntnisstand zurückfallen, den heute die Thematisierung von Sprache allgemein und von Rede im besonderen verlangt. Einer Rhetorik-Theorie, die weder nur Theorie der antiken Rhetorik und ihrer Rezeptionsgeschichte sein noch sich bloß als disziplinäre Vorläuferin einer Textlinguistik andienen möchte,⁷² könnte es sicherlich gut tun, wenn sie gezwungen würde, im Kontext einer allgemeinen Kommunikationstheorie der Gesellschaft⁷³ ihr prinzipielles Frageinteresse zu reformulieren, wodurch diskursive Anschlüsse an solche Disziplinen erleichtert würden, die genuin rhetorische Probleme in zuweilen ungewöhnlicher Fachsprachlichkeit behandeln. Das Insistieren dagegen auf die rhetorische Provenienz solcher Probleme ist so ohnmächtig wie der alte, besonders gegenüber der Philosophie erhobene Vorwurf, sie traktiere bloß rhetorisches Diebesgut.⁷⁴

Rhetorik – gestern und heute: Sich mit öffentlicher Rede redekritisch zu befassen bzw. sie redepädagogisch einzuüben kann nur dann gegen manipulative Entmündigungsgefahr immunisieren bzw. die öffentliche Beanspruchung demokratischer Mitspracherechte befördern, wenn unter Rede nicht bloß ein formales und daher wertindifferentes Gestaltungsmittel sprachunabhängiger Inhalte verstanden wird, sondern wenn Rede als Medium kategorialer und argumentativer Wirklichkeitskonstruktion gilt, das der Ermöglichung kooperativen Handelns dient. Ob die in Rede propagierten Handlungsziele zustimmungsfähig sind, ist mithin keine Frage formaler Redequalitäten, sondern abhängig von dem Maß eingelöster Bedingungen kommunikativer Konsensbildung. Gerade im Jubiläumsjahr 1989 sollte die ernüchterte Erinnerung an eine Epoche hoch geschätzter Revolutionsrhetorik leichter fallen, über die G. Büchner in seinen „Danton“ Barère verbittert sagen läßt, daß in ihren „Perioden ... jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf“ war (Büchner 1965, S. 48).

Rhetorik – gestern und heute: Die vorgetragenen Überlegungen zur

⁷² Vgl. Kalverkämper 1983, S. 349 ff.

⁷³ Vgl. bes. Göttert 1988.

⁷⁴ Vgl. Quintilian I 16 ff., Mainberger 1988/2, S. 67 ff., 71 ff.

öffentlichen Rede wären als eine *rhetorica contra rhetoricam* gründlich mißverstanden. Sie sind es so wenig wie sich Fausts Vorbehalt gegenüber Wagner als Rhetorikverdikt verrechnen läßt. „Es trägt Verstand und rechter Sinn / mit wenig Kunst sich selber vor“: Dies ist kein Plädoyer für öffentliches Stammeln, sondern komprimierte Programmatik eines nicht-technizistischen Rede-Ideals, das nicht weniger historische Konstitutionsbedingungen möglicher Rede benennt wie es die Regelrhetorik tat, gegen die es sich wendet.⁷⁵ Eine vergleichbar programmatische Formulierung, in der die heutigen Ansprüche an Rede und ihre öffentliche Manifestation sich kondensiert abbilden ließen, gibt es begreiflicherweise noch nicht. Die hier vorgetragenen Überlegungen sind notwendige und noch sehr unsichere Vorarbeiten dazu.

Literatur

Allhoff, D.-W. (1975): *Rhetorische Analyse der Reden und Debatten des ersten Deutschen Parlaments von 1848/49*. München.

Aristoteles (1964): *Rhetorik*. Oxford.

Bachem, R. (1979): *Einführung in die Analyse politischer Texte*. München.

Barthes, R. (1970): *L'ancienne rhétorique*. In: *Communications* 16, S. 173 ff.

Bartsch, E. (1974): *Die Funktion der Sprechkunde in der Ausbildung des Deutschlehrers*. Pädag. Institut Düsseldorf. Heft 20.

Baumhauer, O.H. (1986): *Die sophistische Rhetorik*. Stuttgart.

Bausch, K.-H./Grosse, G. (Hrsg.) (1985): *Praktische Rhetorik*. Mannheim.

Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt.

Beck, U. (1988): *Gegengifte*. Frankfurt.

Behrens, M./Dieckmann, W./Kehl, E. (1982): *Politik als Sprachkampf*. In: *Heringer*, S. 216 ff.

Bergsdorf, W. (1978): *Politik und Sprache*. München.

Bergsdorf, W. (1983): *Sprache und Herrschaft*. Pfullingen.

Berger, P. u.a. (1975): *Das Unbehagen in der Modernität*. Frankfurt.

⁷⁵ Vgl. zur Stelle Gauger 1986, S. 88, Schmidt 1985/1, S. 58 ff., 316 ff.

- Beutin, W. (1976): Sprachkritik-Stilkritik. Stuttgart.
- Birnbacher, D. (Hrsg.) (1980): Ökologie und Ethik. Stuttgart.
- Blücher, Graf Viggo (1966): Die Generation der Unbefangenen. Düsseldorf/Köln.
- Blumenberg, H. (1981): Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt.
- Bokelmann, P./Nahr, G. (1979): Staatliche Öffentlichkeit im Wandel politischer Kommunikation. Berlin.
- Bremerich-Vos, A. (1990?): Populäre Rhetorik-Ratgeber.
- Breuer, D. (1974): Schulrhetorik im 19. Jahrhundert. In: Schanze, H./ Breuer, D. (Hrsg.): Rhetorik. Frankfurt, S. 145 ff.
- Brückner, Ch. (1986): Wenn du doch geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen. Frankfurt.
- Büchner, G. (1965): Danton. In: Werke und Briefe. München.
- Büchner, K. (1955): Tacitus. Stuttgart.
- Burke, K. (1967): Die Rhetorik in Hitlers „Mein Kampf“ und andere Essays zur Strategie der Überredung. Frankfurt.
- Bußhoff, H. (1976): Der politische Code. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2, 335 ff.
- Cicero (1964): Brutus. Oxford.
- Cicero (1963): De oratore. Oxford. Dtsche Übers. München o.J.
- Curtius, E.R. (1948): Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter. Bern/München.
- Dahmen, R. (Hrsg.) (o.J.): Erziehung zur politischen Mündigkeit. Otzenhausen.
- Dahrendorf, R. (1988): Auf den Wähler kommt es an. In: Die Zeit 34, S. 3.
- Deutsche Bischofskonferenz (1979): Dem Leben dienen.
- Deutsche Bischofskonferenz/EKD (1979): Grundwerte und Gottes Gebot.

- Deutscher Gewerkschaftsbund, Bundesvorstand (Hrsg.) (1966): Durch Mündlichkeit zur Mündigkeit. Hattingen.
- Dieckmann, W. (1964): Information oder Überredung? Marburg.
- Dieckmann, W. (1969): Sprache in der Politik. Heidelberg.
- Dieckmann, W. (1973): Sprachwissenschaft und Ideologiekritik. In: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik und in der DDR. Düsseldorf, S. 90 ff.
- Dieckmann, W. (1981): Politische Sprache. Politische Kommunikation. Heidelberg.
- Dieckmann, W./Held, P. (1986): Sprache und Kommunikation in politischen Institutionen. Berlin.
- Domarus, M. (1965): Hitler. Reden 1932 bis 1945. 4 Bde. München.
- Dubiel, H. (1975): Was ist Neokonservatismus? Frankfurt.
- Dyck, J. (Hrsg.) (1974): Rhetorik in der Schule. Kronberg.
- Ehlich, K. (Hrsg.) (1989): Sprache im Faschismus. Frankfurt.
- Epiktet (1959): Handbüchlein der Moral und Unterredungen. Stuttgart.
- Eisel, S. (1986): Konsens im Konflikt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 10, S. 3 ff.
- Fetscher, I./Richter, H.E. (Hrsg.) (1976): Worte machen keine Politik. Reinbek.
- Fichte, J.G. (1910): Plan anzustellender Redeübungen. In: Werke-Auswahl in 6 Bdn., hrsg. von F. Medicus. Leipzig 1910.
- Fischer, P. (Hrsg.) (1974): Reden der französischen Revolution. München.
- Fuhrmann, M. (1983): Rhetorik und öffentliche Rede. Konstanz.
- Gauger, H. (1952): Die Kunst der politischen Rede in England. Tübingen.
- Gauger, H.-M. (1986): Über das Rhetorische. In: Jahrbuch der Akademie für Sprache und Dichtung. Heidelberg, S. 85 ff.

- Geißler, E. (1939): Sprechen und Sprechkunst im Geiste der Zeit. In: Muttersprache 54, S. 169 ff.
- Geißner, H. (1969): Rede in der Öffentlichkeit. Stuttgart.
- Geißner, H. (1975): Rhetorik und politische Bildung. Kronberg.
- Geißner, H. (1988/1): Rhetorik. In: Sociolinguistics/Soziolinguistik. Ein Internationales Handbuch. Berlin/New York, S. 1768 ff.
- Geißner, H. (1988): mündlich: schriftlich. Frankfurt.
- Gill, U./Steffani, W. (Hrsg.) (1986): Eine Rede und ihre Wirkung. Berlin.
- Gössmann, W. (1969): Rhetorik und öffentliches Sprechen heute. In: Hochland 61, S. 13 ff.
- Götttert, K.-H. (1988): Rhetorik und Kommunikationstheorie. In: Rhetorik 7, S. 79 ff.
- Goth, J. (1970): Nietzsche und die Rhetorik. Tübingen.
- Greiffenhagen, M. (1980): Kampf um Wörter? München.
- Greiner, U. (1988): Das Ende der Dialektik. In: Die Zeit 47, S. 5.
- Grieswelle, D. (1972): Propaganda der Friedlosigkeit. Eine Studie zur Rhetorik 1920-33. Stuttgart.
- Grieswelle, D. (1974): Sprache und Politik. Berlin/New York.
- Grieswelle, D. (1978): Rhetorik und Politik. München.
- Grünert, H. (1974): Sprache und Politik. Berlin/New York.
- Grünert, H. (Hrsg.) (1974): Politische Reden in Deutschland. Frankfurt.
- Habermas, J. (1969): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin.
- Habermas, J. (1970): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In: Hermeneutik und Dialektik. Tübingen, S. 73 ff.
- Habermas, J. (1985): Der Philosophische Diskurs der Moderne. Frankfurt.
- Habermas, J. (1985/1): Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt.

- Häberle, P. (1970): Struktur und Funktion der Öffentlichkeit im demokratischen Staat. In: Politische Bildung 3, S. 3 ff.
- Haedrich, G. u.a. (Hrsg.) (1982): Öffentlichkeitsarbeit. Berlin/New York.
- Hamilton, W.G. (1978): Logik der Debatte. Heidelberg.
- Haug, W.F. (1967): Der hilflose Antifaschismus. Frankfurt.
- Heiber, H. (1953): Die Rhetorik der Paulskirche. Diss. Berlin.
- Heilmann, K. (1982): Antike Theorien über Entwicklung und Verfall der Redekunst. (Zetemata 77) München.
- Heinrichs, H.-J. (1987): Die katastrophale Moderne. Frankfurt.
- Hennis, W. (1963): Politik und praktische Philosophie. Neuwied/Berlin.
- Herder, J.G. (1879/1): Haben wir Deutsche Ciceronen? bzw.: Sollen wir Ciceronen auf der Kanzel haben? In: Sämtliche Werke (hrsg. von B. Suphan). Berlin, S. 297 ff.
- Herder, G. (1879/11): Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 42. Brief. In: Sämtliche Werke (hrsg. von B. Suphan). Berlin.
- Heringer, H.J. (Hrsg.) (1982): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen.
- Herrlitz, H.G. (1966): Vom politischen Sinn einer modernen Aufsatzrhetorik. In: Gesellschaft, Staat, Erziehung 4, S. 310 ff.
- Hethy, R. (1988): Von der Mündlichkeit in die Unmündigkeit. In: Rhetorik 7, S. 133 ff.
- Hinderer, W. (Hrsg.) (1973): Deutsche Reden. 2 Bde. Stuttgart.
- Hitler (1955): Mein Kampf. München.
- Hoffmann, L./Schwitalla, J. (1989): Äußerungskritik. In: Sprachreport. IdS. 1, S. 5 ff.
- Ijsseling, S. (1988): Rhetorik und Philosophie. Stuttgart.
- Jens, W. (1966): Ungehaltene Worte über eine gehaltene Rede. In: Die Zeit 47, S. 5 ff.

- Jens, W. (1969): Von deutscher Rede. München.
- Jens, W. (1971): Rhetorik. In: Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte. Berlin/New York. Bd. 3, S. 432 ff.
- Jochmann, C.G. (1983): Über die Sprache. In: ders.: Politische Sprachkritik. Stuttgart, S. 9 ff.
- Jonas, H. (1984): Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (1989): Jugend '81. Opladen, S. 430 ff.
- Kaltenbrunner, G.-K. (Hrsg.) (1975): Sprache und Herrschaft. München.
- Kalverkämper, H. (1983): Antike Rhetorik und Textlinguistik. In: Faust, M. u.a. (Hrsg.): Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. FS für P. Hartmann. Tübingen, S. 349 ff.
- Kinne, M. (1983): Zum Sprachgebrauch der deutschen Faschisten. In: Diskussion Deutsch 14, S. 518 ff.
- Kirst, W.-D. (1981): K. Schumacher als Redner. Gießen 1981.
- Klöss, E. (Hrsg.) (1967): Reden des Führers. München, S. 46 ff.
- Kopperschmidt, J. (1976): Allgemeine Rhetorik. Stuttgart.
- Kopperschmidt, J. (1977): Von der Kritik der Rhetorik zur kritischen Rhetorik. In: Plett, H.F. (Hrsg.): Rhetorik. München, S. 213 ff.
- Kopperschmidt, J. (1981): Zum gegenwärtigen theoretischen praktischen Interesse an Argumentation. In: Rhetorik 2, S. 153 ff.
- Kopperschmidt, J. (1985): Rhetorica. Hildesheim.
- Kopperschmidt, J. (1987): Lieber theorielos als leblos. Anmerkungen zur Sprüchekultur. In: Muttersprache 97, S. 129 ff.
- Kopperschmidt, J. (1988): Politische Rede unter Bedingungen erschöpfter Konsensressourcen. In: Politische Vierteljahrsschrift 29, S. 252 ff.
- Koselleck, R. (1989): Vergangene Zukunft. Frankfurt.
- Kotze, H./Krausnick, H. (Hrsg.) (1966): Es spricht der Führer. Gütersloh.
- Kuhn, Th. S. (1972): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt.

- Lachmann, R. (1977): Rhetorik und kultureller Kontext. In: Plett, H.F. (Hrsg.): Rhetorik. München, S. 167 ff.
- Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (1986): Eine Rede und ihre Folgen. Hamburg.
- Langenbucher, W.R. (Hrsg.) (1974): Zur Theorie der politischen Kommunikation. München.
- Latniak, E. (1986): Analyse politischen Sprachgebrauchs – noch ein Thema der Linguistik? In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 58, S. 29 ff.
- Lausberg, H. (1960): Handbuch der literarischen Rhetorik. 2 Bde. München.
- Lebede, H. (1939): Erziehung zum Sprechen. Im Anschluß an die neuen Lehrpläne 1938. Frankfurt.
- Lehmann, J./Glaser, H. (1975): Die Rede des Politikers. Bamberg.
- Leicht, R. (1988): Erste Frau und Zweiter Mann. In: Die Zeit 48, S. 1.
- Leinfellner, E. (1971): Der Euphemismus in der politischen Sprache. In: Beiträge zur Politischen Wissenschaft 13.
- Lepenes, W. (1972): Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt, S. 76 f.
- Lettau, R. (1971): Die Tarnsprache der Gewalt. In: Frankfurter Rundschau vom 10.7.
- Lotzmann, G. (1985): Praktische Rhetorik. In: Bausch/Grosse 1985, S. 82 ff.
- Lübbe, H. (1975): Der Streit um Worte. In: Kaltenbrunner, S. 87 ff.
- Lübbe, H. (1978): Zur politischen Theorie der Technokratie. In: ders.: Praxis der Philosophie, praktische Philosophie, Geschichtstheorie. Stuttgart.
- Lübbe, H. (1981): Zwischen Trend und Tradition. Zürich.
- Lübbe, H. (1982): Der Mensch als Orientierungswaise? Freiburg/München.
- Lübbe, H. (1987): Politischer Moralismus. Berlin.
- Luhmann, N. (1974): Der politische Code. In: Zeitschrift für Politik 21, S. 253 ff.

- Luhmann, N. (1980): Gesellschaftsstruktur und Semantik. 2 Bde. Frankfurt.
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen.
- Maas, U. (1984): Als der Geist der Sprachgemeinschaft eine Sprache fand. Opladen.
- Magass, W. (1967): Das öffentliche Schweigen. Heidelberg.
- Maier, H. (1975): Können Begriffe die Gesellschaft verändern? In: Kaltenbrunner, S. 55 ff.
- Maier, H. (1977): Sprache und Politik. Zürich.
- Mainberger, G. (1988): Rhetorica. 2 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Mann, Th. (1973/2): Deutschland und die Deutschen. U.a. in: Hinderer, S. 969 ff.
- Marquard, O. (1980): Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: Fabian, B. u.a. (Hrsg.): Deutschlands kulturelle Entfaltung. München, S. 193 ff.
- Marquard, O. (1986): Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: ders.: Apologie des Zufälligen. Stuttgart, S. 98 ff.
- Mayer, H. (1967): Rhetorik und Propaganda. In: Zur deutschen Literatur der Zeit. Reinbek, S. 104 ff.
- Müller, A. (1967): Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland (1812). Mit einem Essay und einem Nachwort von W. Jens. Frankfurt.
- Negt, O./Kluge, A. (1973): Öffentlichkeit und Erfahrung. Frankfurt.
- Nietzsche, F. (1912): Geschichte der griechischen Beredsamkeit. In: Nietzsches Werke Bd. XVIII. Leipzig.
- Nietzsche, F. (1960/1): Unzeitgemäße Betrachtungen. In: Werke in 3 Bdn. (hrsg. von K. Schlechta).
- Ockel, E. (1974): Rhetorik im Deutschunterricht. Göppingen.
- Ong, W.J. (1987): Oralität und Literalität. Opladen.

- Pelster, Th. (1971): Rede und Rhetorik im Sprachunterricht. In: *Wirkendes Wort* 6, S. 373 ff.
- Pelster, Th. (1973): Rede und Rhetorik. Düsseldorf.
- Perger, W.A. (1986): Die Bonner Rede. In: *Kursbuch* 84, S. 139 ff.
- Plett, H.F. (1971): Rhetorische Textanalyse. Hamburg.
- Quintilian (1972): *Institutio oratoria*. Übers. von H. Rahn. 2 Bde. Darmstadt.
- Ramstedt, O. (1982): Betroffenheit – was heißt das? In: Klingemann, H.D./Kaase, M. (Hrsg.): *Politische Psychologie*. Opladen, S. 452 ff.
- Rosenzweig, L. (1988): Laßt Worte sprechen. Der desolate Zustand deutscher Politiker-Reden. In: *Die Zeit* 51, S. 44.
- Rusen, J. u.a. (Hrsg.) (1988): *Die Zukunft der Aufklärung*. Frankfurt.
- Rust, H. (1977): *Massenmedien und Öffentlichkeit*. Berlin.
- Sack, M. (1988): Das Haus des Souveräns. In: *Die Zeit* 38, S. 69.
- Sandow, J. (1962): *Die Rhetorik im Deutschen Bundestag*. Diss. Berlin.
- Sarcinelli, U. (1987): *Symbolische Politik*. Opladen.
- Sarcinelli, U. (Hrsg.) (1987/1): *Politikvermittlung*. Bonn.
- Schapp, W. (1983): *In Geschichten verstrickt*. Hamburg.
- Schanze, H. (1973): Poetik als Theorie der geltenden Bedingungen für Texte. In: Breuer, B. u.a. (Hrsg.): *Literaturwissenschaft*. Frankfurt, S. 181 ff.
- Schanze, H./Kopperschmidt, J. (Hrsg.) (1989): *Rhetorik und Philosophie*. München.
- Schaub, G. (1975): *Georg Büchner und die Schurhethorik*. Bern/Frankfurt.
- Schelsky, H. (1963): *Die skeptische Generation*. Düsseldorf/Köln.
- Schelsky, H. (1965): Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation. In: ders.: *Auf der Suche nach der Wirklichkeit*. Düsseldorf, S. 439 ff.
- Schelsky, H. (1976): *Die Arbeit tun die anderen*. Opladen.

- Schild, H.-J. (1973): Sprache und Herrschaft. Diss. Frankfurt.
- Schild, H.-J. (1988): Political Rhetoric: a Potential Threat to Democracy. In: Rhetorik 7, S. 13 ff.
- Schlüter, H. (1974): Grundkurs der Rhetorik. München.
- Schmeer, K. (1956): Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich. München.
- Schmidt, J. (1985): Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945. 2 Bde. Darmstadt.
- Schmitt, C. (1925): Römischer Katholizismus und politische Form. München.
- Schnauber, C. (1972): Wie Hitler sprach. Frankfurt.
- Schneider, W. (1976): Wörter machen Leute. München/Zürich.
- Schönberger, K.H.C. (1981): Die Klagen über den Verfall der römischen Beredsamkeit im ersten Jahrhundert nach Christus. Diss. Würzburg.
- Schopenhauer, A. (1902): Eristische Logik. In: Parerga und Paralipomena. (Kap. II). Halle.
- Schorsch, Ch. (1988): Die Neue Bewegung. Gütersloh.
- Schubart, ,Ch.F.D. (1781): Kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Münster.
- Schumpeter, J. (1950): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. München.
- Sennet, R. (1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt.
- Simmler, F. (1978): Die politische Rede im Deutschen Bundestag. Göppingen.
- Sternberger, D. (1967): Der Staatsmann als Rhetor und Literat. In: ders.: Ich wünschte ein Bürger zu sein. Frankfurt, S. 114 ff.
- Sternberger/Storz/Süskind (1968): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg/Düsseldorf.
- Stirner, H. (1979): Die Agitation und Rhetorik F. Lassalles. Marburg.
- Strassner, E. (1987): Ideologie-Sprache-Politik. Tübingen.

- Strobl, J. (1978): Rhetorik im Dritten Reich. Diss. Wien.
- Sulzer, J.G. (1967): Allgemeine Theorie der Schönen Künste. Leipzig. (1771).
- Tacitus (1958): Dialogus de oratoribus, Oxford.
- Tenbruck, F.H. (1976): Der Fortschritt der Wissenschaft als Trivialisierungsprozeß. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 18, S. 19 ff.
- Trilling, L. (1983): Das Ende der Aufrichtigkeit. Frankfurt/Berlin.
- Ueding, G. (1985): Rhetorik des Schreibens. Königstein.
- Ueding, G./Steinbrink, B. (1986): Grundriß der Rhetorik. Stuttgart.
- Uske, G. (1986): Die Sprache der Wende. Berlin/Bonn.
- Venske, R. (1985): Thesen zu einer feministischen Rhetorik. In: Rhetorik 4, S. 149 ff.
- Villwock, J. (1982): Die Reflexion der Rhetorik in der Philosophie F. Nietzsches. In: Philos. Jahrbuch 89, S. 39 ff.
- Weithase, I. (1961): Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen.
- Weller, M. (1954): Das Buch der Redekunst. Düsseldorf/Wien.
- Wiegmann, H. (1987): Rhetorik und Politik. Hamburg.
- Winckler, L. (1970): Studie zur gesellschaftlichen Funktion faschistischer Sprache. Frankfurt.
- Wössner, W. (1937): Die synonymische Unterscheidung bei Thukydides und den politischen Rednern der Griechen. Diss. Berlin.
- Zimmermann, H.-D. (1969): Die politische Rede. Stuttgart.

Über Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache, (dargestellt an Veränderungen im Wortfeld „Winter“)

„Kleinkirchheim schneit, Simonhöhe schneit noch nix“, hörte ich in den Tagen vor Weihnachten 1988 jemanden im Cafehaus sagen. Ich verstand. Gemeint war nicht: „In Bad Kleinkirchheim schneit es“, sondern: Kleinkirchheim (Subjekt) schneit (Prädikat). Oder anders ausgedrückt: Der Wintersportort beschneit seine Pisten, bläst ein weißes Band künstlichen Schnees aus Schneekanonen in die braungüne Landschaft. Von diesem neuen Gebrauch des alten Wortes *schneien* wissen meine Grammatiken wieder einmal nichts. Sie machen sich im Rahmen der sogenannten „Impersonalia“, das heißt der „unpersönlichen Zeitwörter“, im besonderen im Zusammenhang der „Witterungsimpersonalia“ Gedanken darüber, wer sich eigentlich hinter dem unpersönlichen *es* versteckt. (*Es regnet, es schneit, es donnert, es dämmt* etc.), und ob man berechtigt sei, überhaupt von einem „Subjekt“ zu sprechen:

Während manche Forscher dem „es“ gar keinen inhaltlichen Wert zuerkennen und es als reines Formwort oder Scheinsubjekt bezeichnen, erblicken andere in ihm den sprachlichen Ausdruck für das Wirken unpersönlicher, irrationaler oder mythischer Kräfte
(Duden Die Grammatik 1973).

Früher ließ Petrus *schneien*, könnte man sagen, heute schneit Bad Kleinkirchheim selbst.

Wer *schneien* will, braucht also eine „Schneekanone“. Ohne Kanone kann der faulen Natur der Krieg nicht angesagt werden. So kriegen wir, was wir nicht bekommen. Leise rieselt der Schnee? Mächtig donnert die Kanone. Sanfter Tourismus schau oba. Den Winter gibt es nur noch in der romantischen Poesie, im modernen Geschäftsleben ist er die Skisaison mit Schneegarantie: Ski und Rodel gut. Der Schneebericht ist der eigentliche Bericht zur Lage der Skination.

Vor einigen Jahren war ich zur Winterszeit, respektive Skisaison, einmal in Innsbruck, um in einer Buchhandlung aus meinem Buch „Vom Schnee der vergangenen Jahre“ vorzulesen. Vor meinem literarischen Auftritt vertrat ich mir noch ein wenig die Beine. Als ich zufällig am Kongreßhaus vorbeikam, sah ich dort eine Ausstellung von Pistenraupen, Schneekanonen, Fräsen und anderen sinnreichen Maschinen, deren Funktion ich gar nicht kannte. Zwischen den Apparaten zum Heranschaffen und zum Fortschaffen des Schnees aber standen Bürgermeister

und Fremdenverkehrsdirektoren und andere Schneesachverständige und bestellten bei den Firmenvertretern die neueste Generation von Schneegeneratoren. Von „Helicopter-Skiing“ sprachen die kernigen Tiroler, von „Snowboard“, „Lifting“, alles in Tyrolean English. Und schon damals stellten sich mir zwei Fragen: Wie lange hält die Natur diesen Wintersport aus? Die zweite Frage aber hat Günther Drosdowski, der Leiter der Dudenredaktion zum Thema eines Vortrages gemacht, den mir die F.A. Brockhaus AG zum Jahreswechsel geschickt hat: „Ist unsere Sprache noch zu retten?“

Zum Wort *schneien* gibt es im „Deutschen Wörterbuch“ (herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter Leitung von Günther Drosdowski) 3 Einträge:

- 1.) unpersönlich (von Niederschlag), als Schnee zur Erde fallen, mit der neuen Übertragung „es schneit“ (auf dem Bildschirm) für „es flimmert“, Fernsehtechnik-Jargon,
- 2.) in großer Menge wie Schnee herabfallen und
- 3.) umgangssprachlich: unerwartet überraschend an einem bestimmten Ort, zu jemandem kommen.

Fehlt also beim Stichwort *schneien* noch die neue „unpersönliche“, das heißt auch transitive Verwendung. Möglich wäre etwa der folgende Satz: *Kleinkirchheim schneit hervorragendes Material, Simonhöhe schneit pappeiges Zeug*. Es verzeichnet das Wörterbuch aber beim Verbum *beschneien* bereits die neue Bedeutung: „mit einer Schicht von künstlichem Schnee bedecken“ und *Beschneigung*, „das Beschneien mit Kunstschnee“. Hier war der Weg vom Zustandspassiv *die Landschaft ist beschneit* zum Vorgangspassiv *die Landschaft wurde beschneit* auch sichtlich kürzer und „naheliegender“ als vom unpersönlichen *es schneit* zum persönlichen *Kleinkirchheim schneit*.

Bad Kleinkirchheim schneit. In dieser Wendung *schneien* als „persönlich“ verwendet anzusprechen, geht genau genommen nicht an. Denn eine Ortschaft ist keine Person. Ein Ortsname würde sich per definitionem gut für einen „Umstand des Ortes“ ein „Lokaladverbiale“, auch für ein „präpositionales Attribut“ eignen, ein „Subjekt aber ist eine Ortschaft nicht eigentlich oder im Sinne einer Gebietskörperschaft, einer Kommune, einer „juristischen Person“. Ein solches Subjekt kann manches, aber vermag semantisch nicht alles. *Man schneit in Bad Kleinkirchheim* verbalisiert den neuen Sachverhalt genauer wie: *Es schneit in Bad Kleinkirchheim* den alten, nennen wir ihn den „mythischen Sachverhalt“. *Bad Kleinkirchheim schneit* leistet eine Sachverhaltsdarstellung somit nur rhetorisch und uneigentlich. Genaugenommen haben wir es mit der Fi-

gur der Metonymie oder einer besonderen Figur der Metonymie zu tun, bei der das eigentliche Subjekt nicht proprie bezeichnet, sondern ein semantisch benachbartes und verwandtes Wort verwendet wird. Die Ortsbezeichnung statt des Bürgermeisters oder Fremdenverkehrsdirektors des Ortes, die das Schneiden anordnen, oder die Gemeindebediensteten, die tatsächlich auf Anordnung des Vorgesetzten hin schneiden, ist freilich ein naheliegender, rhetorisch gesprochen signifikanter Ersatz. Gerade auch im Vergleich der Ortschaften ist die Ortsbezeichnung (wie im Schneebericht oder im Wetterbericht) eine zentrale Information. Die entsprechenden Ortschaften sind auch ausgesprochene Wintersportorte, schon das sagt alles, die Ortschaftsnamen sind oft geradezu „Synonyme“ für eine herausragende Fremdenverkehrsveranstaltung, die an dem entsprechenden Ort stattfindet, sie sind abgestempelt und haben eine „Denotation“. Mit Attnang verbinden die Österreicher das Umsteigen von einem Zug in einen anderen (Bahnknotenpunkt). Und wenn ich eine andere Metonymie höre, etwa *Bonn dementiert* oder *Moskau wartet ab*, so weiß ich auch ungefähr, was aus den betreffenden Städten als Capitalia zu erwarten ist und um was es sich wohl handeln muß. „Rom tritt auf die Bremse“ las ich kürzlich, womit gemeint war, daß die Reformen des 2. Vatikanischen Konzils verlangsamt oder zurückgenommen werden.

In einem Artikel „Die unheimliche Siegesserie Girardellis“ (Die Presse, 18. Jänner 1989) las ich, daß sich der Sieger der Hahnenkammabfahrt auf Wengen freut: „Am liebsten“, meint er, „am liebsten wär mir, sie würden alles vereisen. Dann wird's wenigstens keine Materialfrage“. Sieht man nun ins „Deutsche Wörterbuch“, so findet man bei *vereisen* zwei Einträge:

- 1.) sich durch gefrierende Nässe mit einer Eisschicht überziehen (seltener „sich mit Eis bedecken“, zufrieren), und
- 2.) „einen Bereich der Haut durch Aufsprühen eines bestimmten Mittels für kleinere Eingriffe unempfindlich machen“.

Der neue Gebrauch des Wortes *vereisen* kommt also im Wörterbuch noch nicht vor. *Vereisen* als ein systematisches Besprengen des Schnees der Piste, um ihm Halt, Festigkeit oder bestimmte Eigenschaften zu verleihen. Jenes Vereisen dient, wie man lesen kann, auch dazu, eine „selektive Strecke“ herzustellen und eine spektakuläre Konkurrenz zu bekommen, mit Streckenrekorden und Höchstgeschwindigkeiten – und damit auch „spektakulären“ Stürzen! Das Fremdwort *selektiv* bedeutet im sozialdarwinistischen Sinne „die Unterschiede zwischen guten und schlechten Läufern herausstellend und deutlich machend“, so daß „nicht das Material, sondern das Können des Fahrers entscheidet“.

Ich glaube nicht, daß es einen vernünftigen Grund gibt, warum man

die Funktionserweiterung der alten „Schneewörter“ ablehnen oder negativ bewerten sollte. Auch wenn man die systematische Ausbeutung von Natur und Landschaft für den Tourismus ablehnt und wenn man die Schäden, die durch Abholzen der Wälder für Trassen, Pisten und Liftschneisen, das Präparieren der Schneedecke mit Schneezement und so weiter bedauert, so wird man doch den Ausdruck all dessen in der Sprache nicht bedauern können, was bekanntlich einer Verwechslung von Landschaft und Landkarte gleichkäme. Denn auch dann, wenn man über den neuen materialistischen Zeitgeist und die totale Vermarktung der Natur unzufrieden ist, braucht man Wörter, um diese Unzufriedenheit artikulieren zu können, eine entsprechende Sprache. Wer sich etwa gegen die Valenz- oder Rektionsveränderung des Wortes *schneien*, die gerade stattfindet, sträuben möchte, der schläge tatsächlich den Sack statt des Esels. Ja man kann in jenem Wandel vom unpersönlichen zum persönlichen Gebrauch geradezu eine „flächendeckende“, „das zugrundeliegende Phänomen restlos beschreibende und einholende“ Ausdrucksmöglichkeit erblicken – und begrüßen. Die Sprache bringt mit dem persönlichen Gebrauch des Wortes *schneien* die stattfindende technische Veränderung auf den Punkt. So wie mit Hilfe der Technik natürliche Grenzen übersprungen werden, und wie dem natürlichen Mangel durch technische Hilfsmittel und Surrogate (Kunstschnee statt natürlichem Schnee) abgeholfen wird, so wird die grammatische „Beschränktheit“ überwunden. Mit der neuen technischen Aktion als Reaktion auf natürliche Defizite wird auch sprachlich die Aktionsart – und damit der Aktionsradius der Wörter und ihrer grammatisch-syntaktischen Möglichkeiten – erweitert. So wie die Strecke wird auch die Sprache selektiv, es gibt also jenen Sprecher, der auf der Höhe der Zeit die neuen Sachverhalte angemessen präzise, prägnant, mit wenig Umschreibungen und paraphrastischer Schwerfälligkeit ausdrückt, ökonomisch und effizient verfährt und dabei neue Wege beschreitet, die Sprache nützt und benützt, um mit *nützt* und *benützt* auch den Zusammenhang von System und Äußerung (Kompetenz und Performanz) anzusprechen. Und es gibt den langsamen und schwerfälligen Sprecher, der zum Fallen und Stürzen neigt. Er ist ein Opfer der selektiv gewordenen Sprache.

Wie im Falle des *schneien*, das nun die Schneetechniker und die Fremdenverkehrsdirektoren „in die Hand genommen haben“, wovon die Grammatiker und älteren Wörterbücher, ja auch nicht nur die älteren Wörterbücher nichts wissen, wurde auch das Wort *rechnen* um eine Anwendungsmöglichkeit bereichert und um den unpersönlichen rückbezüglichen Gebrauch erweitert: *Es oder etwas rechnet sich, etwas muß sich rechnen.*

Reich ist etwa wieder der Artikel im „Deutschen Wörterbuch“ zum

Lemma *rechnen*, fünfgeteilt mit a- und b-Unterabteilungen, jener Gebrauch aber, der impersonale reflexive, der prägnant die Notwendigkeit schwarzer Zahlen, des Vermeidens der roten Zahlen ausdrückt, im Sinne von „es muß sich auszahlen, es muß sich rentieren“, „es muß unter dem Strich ein Plus herauskommen“, „es muß ökonomisch sein“, findet sich nicht darunter. Dabei scheint es, daß im Reflexivum das alte Medium, die mittlere Aussageart zwischen Aktiv und Passiv Urstände feiert.

Ein anderes reflexiv gewordenes oder doch in neuer rückbezogener idiomatischer Weise verwendetes Wort ist mir neulich beim Radiohören aufgestoßen, eine Redewendung der Jugendsprache wohl – und sie wird hier in Mannheim längst nicht mehr unbekannt, sondern bereits verbucht sein: Es wurde also im Österreichischen Rundfunk (Ö3) verlautbart, daß derjenige, „der sich den Davis-Cup im Dusika-Stadion geben möchte“, bei einem folgenden Quiz für die an sich ausverkaufte Veranstaltung noch Karten gewinnen könne. *Sich ein Popkonzert geben*, aber auch negativ verwendet: *Heute geb ich mir die Vorlesung nicht* („lasse die Vorlesung ausfallen“, von den Hörern, nicht dem Dozenten, gesagt), sei unter Jugendlichen sprachlich allgemein der Brauch. Von Beziehungen einer Lehnübersetzung etwa aus dem Englischen abgesehen, erscheint dieses neue *sich etwas geben* eine Nähe zu medizinischer Ausdrucksweise zu haben: *etwas eingeben*, *etwas einnehmen*, man denke auch an die *Gabe* im medizinischen und chemischen Jargon. Von der Medizin aber ist nur ein kleiner Schritt zur Nomenklatur der Drogenszene *er gibt sich die Spritze*, *den Goldenen Schuß*, wie früher: *die Kugel*, und sicher konnotieren im semantischen Umfeld der neuen Redensart auch die Wendungen *das gibt mir etwas*, *das gibt mir Berge*, *das gibt mir nichts*. Und man muß kein extremer Zeitgeistkritiker oder Kulturpessimist sein, wenn man in *ich gebe mir* ein universales, semantisch unspezifisches, aber multifunktionales Syntagma des Konsums, der Instrumentalisierung der Person oder auch des Leibes erblickt. Der Geist oder Verstand wird als eine körperunabhängige oder personfremde Instanz fingiert, die dem Körper oder der Person etwas zuteilt, verordnet, genehmigt oder zukommen läßt – oder das Gegenteil. (Man kann darin auch eine Parodie des „herrschaftlichen Diskurses“ sehen). Und von hier ist nur ein kleiner ideologischer Schritt zum *sich rechnen*, denn das, was man sich gibt, muß sich – im direkten oder doch übertragenen Sinn – rechnen. Und auch der Kreis zu „Ski total“, eines jener Jahreszeitvergnügen, ist schon geschlossen: *ich gebe mir Skifahren*, *wenn es sich rechnet*.

Das Produkt, das die Schneekanonen erzeugen, heißt „Kunstschnee“, künstlicher Schnee, oder noch häufiger erscheint in den Berichten über Wintersportorte der Ausdruck „Kompaktschnee“. Es lohnt sich, die se-

mantische Tiefe dieses Wortes anzusehen. *Kompaktschnee* verzichtet oder umgeht den Ausdruck *künstlich*, die Position „künstlich“ erscheint somit im Sinne des Differentials plus künstlich und minus künstlich, *Kompaktschnee* könnte also, muß aber nicht künstlich sein. Denkbar ist dem Worte nach „natürlich oder künstlich geschneider Schnee“. *Kompaktschnee* vermeidet also das Ansprechen der Künstlichkeit, des Surrogathaften, denn Skivergnügen soll im Marketing als Naturvergnügen verkauft werden, nicht als Verlegenheit. Wer es sich leisten kann, leistet sich echtes Leder nicht Lederersatz. *Kompakt* hat den Vorteil, ein Fremdwort zu sein, und zwar ein angesehenes. *Kompakt* ist das Gegenteil von *diffus*. Was „kompakt“ ist, braucht wenig Raum, ist also ökonomisch, – hier stellt sich die Assoziation zur „Compactdisc“ ein, die es zum allgegenwärtigen Kürzel *CD* gebracht hat. *Kompaktschnee* wäre demnach *CS* (Si Es). Das Wort ist auf dieser assoziativen Basis durchaus werbefähig und werbewirksam, ohne die Problematik des „Kompakten“ in der Zusammensetzung *Kompaktschnee* ganz zu verschweigen. Broder Castensen kennt in seinem 1965 erschienenen Buch „Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945“ natürlich nicht die „Compactdisc“, erwähnt aber den „Kompaktwagen“: *compact car* (NSU Prinz, S. 239). Hier wird freilich auch der Mangel der Kleinheit euphemistisch nominiert, wenn das Kompakte natürlich auch echte Vorteile bedeutet. Denn wenn die „Komprimiertheit“ oder „Kompaktheit“ in vielen Fällen ein Positivum ist, – wie bei den kleinen, raumsparenden Schallplatten –, so muß sie dies nicht auch in allen anderen sein. In *Kompaktschnee* deutet, recht verstanden, das *kompakt* auf eine sehr fragwürdige Eigenschaft des Kunstschnees hin, denn *kompakt* ist hier eigentlich ein Synonym für *pappig*, *matschig*, *wässrig*; *kompakt* ist somit das Gegenteil von *pulvrig* im Sinne des Pulverschnees, auch das Gegenteil von *gführig* („Zwa Brettln a gführiger Schnee juchee“). Und das Fahren auf *Kompaktschnee* ist sicherlich auch kein „Tiefschneefahren abseits der Pisten“, für das sonst auch Werbung gemacht wird. So hört sich das Wort *Kompaktschnee* zwar gut an, kann aber auch als Warnung verstanden und gelesen werden, es macht das Beste aus der schlechten Situation, klingt gut oder nicht schlecht, ohne expressis verbis zu lügen, *kompakt* nennt eine in den übrigen Fällen von Komposition positiv notierende Eigenschaft, die freilich in diesem Fall ins Negative umschlägt. Haare aber sind schön am Haupt, nicht in der Suppe. *Kompaktschnee* ist also sicherlich keine einklag- oder einforderbare Irreführung, keine leere Versprechung. Wer es mißversteht, ist selbst schuld.

Der Sprachkritiker herkömmlicher Prägung hätte also, wenn er sich allein das Wortfeld „Wintersport“ heute ansieht, eine Menge Stoff für kritische Anmerkungen und gute oder weniger gute Gründe zum Ärgern.

Wenn er etwa davon ausgeht, daß es bei den alten „Schneewörtern“ bleiben müsse oder auch bei der alten Verwendung, auch in semantischer und syntaktischer Hinsicht, dann fände er sicher Anlaß zur Schelte. Gerade auch auf dem beliebtesten Gebiet der Sprachkritik, dem Monieren der Fremdwörterei, findet sich Stoff und Munition für die Kritik. Gar nicht nur unbegründete Kritik. Denn natürlich ist es nicht einzusehen, daß das Deutsche keine eigenen Ausdrücke für verschiedene neue Sportgeräte oder sportliche Betätigungen entwickelt, sondern sich nur noch von den Amerikanern bedienen läßt. Man könnte mit einigem Recht sagen, hier handle es sich um einen alpinen Sport oder um einen nordischen Sport und so sollte das Deutsche als eine der alpinen Sprachen auf diesem Gebiet weiter eine Rolle spielen. Freilich käme man bei dieser Argumentation insofern in Schwierigkeiten, als die Kernwörter des Wortfeldes, etwa *Ski* oder *Slalom* oder *Telemark* nicht deutsch sind – und so germanisch wie *Ski* ist *Snowboard* noch allemal. Trotzdem darf einem durchaus zu denken geben, daß die großen französischen, Schweizer, österreichischen und jugoslawischen und „deutschen“ Winter-sportgerätehersteller ihre Produkte „Dynamic“, „Atomic“, „Quattro“, „Blizzard Vacuum“ nennen. Sie geben damit einfach zu erkennen, wo sie sich das große Geschäft erwarten, so wie eben die Wirtschaftswelt angloamerikanisch ausgerichtet ist. Sie zeigen „vorausseilenden Gehorsam“ im Sprachlichen, unterwerfen sich Zwängen. (40 % der sogenannten Fremdwörter sind hausgemacht!) Sie sind entschuldigt. Heroen aber sind sie nicht. Um im Geschäft mitzumischen, müssen sich die Japaner sicher noch weit mehr verleugnen als die Tiroler Skifabrikanten. Die Tiroler sprechen auch den Japanern zuliebe Englisch... Wenn man etwa die japanischen Autonamen ansieht, so handelt es sich um stromlinienförmige Nipponismen, die ihre Herkunft aus gutem Haus ansprechen, aber den „fremdsprachigen“ Markt auch nicht überfordern, es sind im Amerikanischen integrierbare Appellativa. Bedenklich wird es sicher aber für eine nichtamerikanische Sprache dort, wo alte Erbwörter verdrängt werden und amerikanische Modewörter auftauchen. Es kann einem zum Beispiel kaum jemand erklären, warum und zu welchem Ende das Deutsche das Wort *Jogging* importiert hat, wo das Wortfeld „Laufen“ im Deutschen eigentlich nicht gerade arm bestückt ist. Denn „Dauerlauf“ wurde doch eigentlich schon vor dem „Jogging“ praktiziert, der „Jogginganzug“ aber ist allenfalls ein modifizierter „Trainingsanzug“, ohne daß ich behaupten möchte, daß es sich beim alten Wort *Training* um ein Wort des deutschen Kernwortschatzes handelt. Auch vor dem Ausdruck *Shopping* wurde in unseren Städten schon „eingekauft“ oder „zum Einkaufen gegangen“, gab es den „Einkaufsbummel“, wenn auch mit *Shopping* möglicherweise auf die Ausdauer, die Lust an jener Tätigkeit über die vitalen Interessen

hinaus und eine neue Ritualität des Gustierens hingedeutet werden mag.

Im Wortfeld „Wintersport“ ist vor einigen Jahren eine neue Disziplin und ein neues, das heißt fremdes Wort für diese Disziplin aufgetaucht. Ich spreche aus der Sicht des Deutschsprachigen. Sachlich handelte es sich neben Slalom, Torlauf und Abfahrt um einen vierten Bewerb, der ein Zwischending zwischen Torlauf und Abfahrt ist, einen Bewerb, restriktiver als die Abfahrt, aber liberaler als der Torlauf. Die FIS (ein englisch-französisches Initialwort für den Internationalen Schiverband) gab dem neuen Wettbewerb den Namen „Super G“ für „Super Giant Slalom“. Auch französisch läßt sich das Kürzel *Super G* auflösen (*Super Géant*). Für viele Österreicher aber ist das *G* (dschi) schwer- bis unverständlich. Und wenn auch die Sportreporter wissen werden, was die Abbraviatur dechiffriert und aufgelöst bedeutet, so ist diese Kenntnis beim Großteil der Zuseher von Schiübertragungen nicht gegeben. Es hat mittlerweile auch eine volksetymologische Umdeutung des *Dschi* (*G*) auf *Schi* stattgefunden, so daß viele statt „Dschi“ „Schi“ sagen und damit zu erkennen geben, welche Erklärung sie für das fremde Kürzel gefunden haben. Die erwähnte Umdeutung wird auch dadurch gestützt und ermöglicht, daß auch in der Aussprache der Kompetenten das anlautende *d* in *dschi* im Ergebnis einer Art „Metanalyse“, also einer fehlerhaften Herauslösung eines Wortes aus einer Verbindung, an das vorhergehende Wort *Super* angehängt wird, so daß *Superd Schi* entsteht. Durch die sprachübliche und richtige Betonung des ersten Wortes *Super* im Sinne einer „differentia specifica“ gerät das *G* auch in den Tonschatten, wodurch es zusätzlich für Formveränderung und Substanzverlust, also Gestaltungsschwund, anfällig wird. Auf diesen Verstehens- und Mißverständnis-Wegen ist der „Super G“ im österreichischen sprachlichen Alltag nun bei „Super(d)Schi“ gelandet, als hätte sich der Schi-Normalverbraucher nun durchgesetzt und die fremde Sache auf einen einheimischen Nenner gebracht.

Günther Drosdowski hat in seinem Vortrag „Ist unsere Sprache noch zu retten“ auf besonders drastische und affige Beispiele von „Anglophilie“ etwa im Bereich der Medien und des Rundfunks hingewiesen. Bei „Jogging“ oder „Shopping“ etwa handelt es sich doch nicht eigentlich um eine Neuentdeckung oder absolute Innovation, allenfalls eine Wiederentdeckung und „Renovation“, die Betonung oder Neubewertung einer aus der Mode gekommenen Betätigung, eine Rechtfertigung für Verbalimperialismus und Sprachkolonialismus kann in dieser „Leistung“ nicht gesehen werden, wenn man davon ausgeht, daß die Erfindung oder Erzeugung eines Produkts dem Erfinder oder Erzeuger das Recht gibt, sich auch sprachlich im Rahmen der Nomenklatur zu behaupten und durch-

zusetzen. Den Deutschen und dem Deutschen wurden aber in den letzten Jahren nicht wenige Ladenhüter angedreht. Die nationalsprachliche Welt stürzt deshalb sicher nicht zusammen.

Ich habe mir bei meiner Arbeit an einer Reihe von sprachkritischen Glossen für das „Spektrum“ der Wiener Tageszeitung „Die Presse“, die ich demnächst mit der Nummer 40 beende, immer die von Wolfgang Klein in der Nummer 62 der „Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik“ formulierten Bewertungsgrundsätze für sprachliche Phänomene, vor allem für Veränderungen, vor Augen gehalten, die er als „Angemessenheit“, „Verständlichkeit“, „Wohlgefallen“ und „Einfachheit“ formuliert hat. Bei den Veränderungen, unter die auch der Wortimport fallen würde, sehe ich gern auf ein Kriterium, das ich als „Notwendigkeit“ bezeichnen würde. Für viele Veränderungen scheint diese Notwendigkeit nicht gegeben, so daß man zwar den Grund erkennt, aber keinen Sinn in der Veränderung erblicken kann. Es ist durchaus verständlich, daß sich jemand mit Fremdwörtern oder fremdsprachlichen Phrasen ein Ansehen geben möchte, wie ja das Imponieren ein menschlicher Impuls ist, (so wie eine ansprechende Kleidung), es ist aber auch verständlich, daß der Sprachkritiker die Wörter semantisch analysiert und wenn er in einem bloßen Snobismus oder verbalen Modernismus den einzigen Grund für ihre Verwendung erkennt, urteilend und verurteilend auf den Plan tritt, also auch im Rahmen seiner sprachpädagogischen Möglichkeiten „sprachlenkerisch“ tätig wird – eingedenk der grundsätzlichen Fragen, ob Sprachlenkung möglich, notwendig und wünschenswert ist.

So erfüllen, wie ich an einigen neuen Verwendungen von „Nivea“, also „Schneewörtern“, oder Wörtern des Wortfeldes „Winter“ zu zeigen versuchte, die Forderung 1 Wolfgang Kleins:

Verantwortung gegenüber der Sache: Das, was ausgedrückt werden soll, muß so ausgedrückt werden (können), daß in der Tat ausgedrückt wird, was ausgedrückt werden soll.

Das „Schneien“-Beispiel hat gezeigt, wie die neue Ausdrucksweise der neuen Situation angepaßt erscheint. Und da mit dem personalen Gebrauch des Wortes auch die anderen 3 Kriterien erfüllt erscheinen oder doch nicht gröblich verletzt

Verantwortung gegenüber dem Hörer bzw. Leser: Eine Sache muß so ausgedrückt werden (können), daß sie der jeweils angesprochene Leser bzw. Hörer verstehen kann, und zwar möglichst gut und leicht;

Verantwortung gegenüber den Musen: Was gesagt wird, soll nicht nur die Sache, die ausgedrückt wird, genau wiedergeben und für den jeweils Angesprochenen verständlich sein, es soll auch schön, elegant, witzig

ausgedrückt sein, es soll gefallen;

Einfachheit: Das, was ausgedrückt wird, soll möglichst einfach ausgedrückt werden (können); insbesondere soll es möglich sein, nur das auszudrücken, was nach den ersten beiden Kriterien erforderlich ist,

– da somit kein vernünftiger Grund gegen die Änderung spricht, wenn man sich nicht auf den rigorosen Standpunkt stellt, es müsse alles ein für allemal beim alten bleiben, was eine intellektuelle Albernheit wäre, kann man diese Veränderung – nur als Beispiel – gerne gutheißen. Auf das Thema zurückformuliert, nicht jede Veränderung ist ein Qualitätsverlust, aufs Ganze gesehen ist nicht jede Veränderung, aber die Veränderungsfähigkeit, ein Garant für Adaption – und Qualitätskonstanz. Und wenn man sich auch vor allen biologischen Vergleichen hüten soll, weil gerade im Biologismus eine der Wurzeln für den Mythos (oder Wahn) vom Sprachverfall gesehen wird (vgl. W. Klein), so kann man die veränderte Sprache mit der erweiterten und veränderten Medizin vergleichen, mit der man den alten und den neuen Krankheiten zu Leibe rückt. Mit Aderlassen oder Blutegelansetzen kommt man nicht mehr zu Rande. Die Sprache wird nicht schlechter oder besser. Sagen wir, der Sprachgebrauch (denn die Verwendung ist das, was der Sprachkritiker in den Blick nimmt), die Sprachverwendung ist zu allen Zeiten relativ gut, das heißt aber auch relativ schlecht, also kritikwürdig.

Von Fremd- und Lehnwörtern und von Kunst- und anderen auserlesenen Deutungs-reichen Wörtern, oder: Darf man doch noch zu einer Elften Lobrede ansetzen?

Als Justus Georg Schottel 1663 seine „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache“ fertiggestellt hatte, stellte er dieser ersten deutschen Sprachlehre wirklich enzyklopädischen Ausmaßes, als erstes von den fünf Büchern des gesamten Werkes, eine Reihe von insgesamt zehn „orationes“ an die Spitze. Denn so heißen sie wenigstens, ganz schlicht, in den lateinischen Summarien oder Inhaltsangaben, welche den einzelnen Reden vorangestellt sind. Im deutschen Haupttext wird das lateinische Wort allerdings mit „Lobrede“ wiedergegeben, als ob es sich nicht bloß um nüchtern-wissenschaftliche, mit allen Merkmalen der Gelehrsamkeit reichlich ausgestattete Reden oder Vorträge oder Abhandlungen handelte – das sind sie übrigens allesamt auch –, sondern geradezu um Lobpreisungen, um „laudationes“ oder „encomia“. ¹ Schon die Titelangaben, aber auch zugleich die detailliertesten Ausführungen im Text selber zeigen, wie dieser erhebende Ton als ernst zu nehmendes Moment ständig mitschwingen sollte: eine uralte, in die Zeiten der alten Teutschen Helden zurückreichende Vergangenheit wird für diese Muttersprache, die zugleich die Würde einer HauptSprache beanspruchen durfte, heraufbeschworen, damit man – etwa wenn man „etzliche tausend Composita“ betrachten sollte, die er „aus vielen alten und neuen Schriftstellern und Authoribus“ zusammengetragen hatte – eben „mit Verwunderung dieses wahrnehmen koenne/wie doch so reich/reumig/mild und herrlich die Teutsche Sprache sey/“ (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 37)

Das sind heute etwas ungewöhnliche Töne: Bei uns hört es sich von

¹ J.G. Schottel, „Ausfuehrliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache/ Worin enthalten Gemelter dieser HauptSprache Urankunft/ Uralterthum/ Reinlichkeit/ Eigenschaft/ Vermoeen/ Unvergleichlichkeit/ Grundrichtigkeit/ ... Abgetheilet in Fuenf Buecher“, Braunschweig, 1663. Die für unser Interesse an dem Lob für die deutsche Sprache und deren Worte wichtigsten der „Lobreden“ oder „orationes“ sind die 4., die 5. und die 6., die der Reihe nach „Den Natuerlichen Ursprung und vortreffliche Eigenschaften der Teutschen Stammwoerter und Letteren ingemein“ (*oratio quarta*), „Eine kurtze Anleitung und Anzeige zu der sonderlichen/ und andern Sprachen gantz ungemeiner Ableitung der Woerter/ welche in unserer MutterSprache so ueberreichlich zu finden“ (*oratio quinta*), und „Eine richtige Eroefnung der Gruenden und wunderreichen Eigenschaften/ welche in Verdoppelung der Teutschen Woerter aufs allergluecklichste verhanden seyn“ (*oratio sexta*) begreifen.

vornherein viel nüchterner an, wenn wir uns um die zu unseren Kultursprachen gehörige Sprachkultur Mühe machen. Aber die verfremdende Wirkung einer zu Lobpreisung und wertender Hochschätzung geneigten Perspektive dürfte uns in unserer Zeit, deren Kultur- und Sprachkritik oft eher die kulturpessimistische Note anschlägt, doch noch zu einer erneuten Einschätzung des Ansehens und der Würde unserer Sprachen anspornen und bewegen.

Vieles werden wir dabei bestimmt mit Schottel nicht mehr teilen mögen oder können: etwa gewisse spezifische historische Konstruktionen in bezug auf die Herkunft des Deutschen aus dem Kreis der alten Sprachen heroischer Vorzeiten (und erst recht nicht seine genaue Herleitung gewisser lateinischer Wörter aus dem keltisch-germanischen Zusammenhang), oder auf einer ganz anderen Ebene die mystisch geprägte Frömmigkeit, in der er dem lutherschen Wort von den Sprachen als den Scheiden für die Schwerter des Geistes (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 2) nachempfindet. Dies alles braucht andererseits nicht zu heißen, daß wir nicht zum einen, bei der Wertung der genauen Inhalte solcher Aussagen, eben dem Geiste einer anderen Epoche Rechnung tragen sollten, zum anderen aber dennoch von Schottels positiv einschätzender Grundhaltung der eigenen Sprache gegenüber ein Verhaltensmuster für unsere eigenen Ansätze ablesen dürften.

Zugleich kann Schottel uns angenehm überraschen, etwa wenn er bei der ganzen prächtigen und schwungvollen Reichweite seiner Gelehrsamkeit ein Interesse gerade für bestimmte praktische Gebiete zeigt. Die Interessen werden dabei selbstverständlich wiederum den Charakter der Epoche tragen, bleiben uns aber nichtsdestoweniger zugänglich. So steht an einer Stelle eine für die Epoche sehr kennzeichnende Liste: „in so viel Sachen/ als Bergwerken/ Jagrechten/ Schiffarten/ Handwerkskuensten/ Buechsenmeisterei/ Kriegskuensten etc.“. Im gleichen Atemzug trifft Schottel – von einem uns nicht ganz so geläufigen Gesichtspunkt her – hinwiederum einen für unsere heutigen Sprachängste sehr kritischen Punkt, denn dieser Liste der Handwerke folgt eine Beobachtung, die einen Anspruch suggeriert, der gerade eine für einen heutigen Sprachpessimismus zentrale Problematik betrifft. Es geht nämlich um die Feststellung, daß in diesen Sachen „Die Teutsche Sprache/ jhre eigene Woerter hat/ welche nicht also nach froemder Art/ und froemden Woerteren gerichtet und gebraucht werden“ (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 58). Die Berufung auf praktische Gebiete spricht in erfrischender Weise eine entsprechende Sympathie bei uns für die Würde des sprachlichen Alltags an; der weitere Anspruch – so zutreffend jene spezifische Beobachtung auch sein mag und sogar ist – stellt uns vor eine Problematik, die uns in einer geänderten

historischen Perspektive beschäftigt, aber eben anders beschäftigt.

So müssen wir, wenn wir uns an unserem Altmeister Schottel orientieren wollen, sein Werk mit einer differenzierenden Sichtweise lesen. Einerseits müssen wir den andersartigen Interessen seiner und unserer jeweiligen Epoche Rechnung tragen, andererseits haben wir nicht ohne weiteres das Recht, seinen Stolz auf den Eigencharakter seiner Haupt- und Heldensprache unmittelbar mit unseren Begriffen von Reinheit der Sprache gleichzusetzen. Alles in allem jedoch sollten wir den Mut schöpfen, uns an der Grundhaltung eines Gelehrten zu orientieren, der in seiner Zeit seiner uralten „Teutschen Haupt- und Muttersprache“ zu neuen intellektuellen und praktischen Aufgaben verhelfen wollte, so daß wir in unserer Zeit, in der die Kultursprache, die uns die Jahrhunderte zwischen Schottel und uns selbst weitergegeben haben, sich in einem technisch und kulturell innovatorischen Zeitalter zu behaupten hat, eben dieser Sprache weniger pessimistisch-kulturkritisch als – sofern unsere bescheidenen Mittel es uns nur erlauben – auch lobend und anerkennend herantreten dürfen.

Wir können dabei lernen, auch ein viel zitiertes neueres Wort über die Größe einer Sprache – die sich in der Gewalt zeigt, nicht das Fremde abzuweisen, sondern es zu verschlingen –² mit einer weiteren Nuancierung zu lesen: daß gerade durch den Umgang mit dem Fremden – und Schottels Text zeigt, mit welcher Gewandtheit dieser teutsche Gelehrte mit seinem Latein umgehen konnte – dieses Fremde auch einmal so empfangen werden kann, daß es sich dem Ureigenen oder dem Ererbten dann so gegenübersetzen läßt, daß dadurch beides in seiner Eigenart noch schärfer und deutlicher empfunden werden mag.

„hard words“: zur wechselvollen Geschichte einer Formel

Das Vierteljahrhundert, das den Rahmen für die Kurzdiachronie unserer Jubiläumstagung absteckt, hat in engster Verbindung mit dem Institut für deutsche Sprache eine sprachwissenschaftliche Debatte erlebt, in der die herkömmliche Frage um den Fremdwort-Lehnwort-Komplex durch die Einführung (bewußt als Lehnwendung aus dem Englischen) des Terminus „schwere Wörter“ (Kirkness 1980, 1983, 1984, 1985/6) ergänzt und bereichert wurde.

Damit wurde zweierlei versucht. Zum einen wurde unmittelbar das Ziel

² Der Goethe-Text („Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“) aus den „Maximen und Reflexionen“ wurde als Motto gewählt für den bahnbrechenden Aufsatz von Peter von Polenz (1967): „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“.

ins Auge gefaßt, ein lexikographisches Konzept mit dem Begriff zu verknüpfen. Dieses hat zu einer längeren Diskussion darüber geführt, ob der Begriff eine Handhabe für die Gestaltung eines interdisziplinären Wörterbuchs zu bieten vermöchte (Henne/Mentrup/Möhn/Weinreich 1978, Mentrup 1982, Henne/Mentrup 1982/3, Mentrup 1982/3). (Frage aus dem Hintergrund: Ob nicht doch andere Eigenschaftswörter den „schweren“ – oder den „merkwürdigen“³ – oder den sonstwie eigentümlichen Charakter besonders derjenigen Wörter treffen würden, denen der Laie im Umgang mit dem Fachmann oder dem Spezialisten oder dem Experten – oder mit sonst irgendwie besser informierten Zeitgenossen – begegnet, mit denen sich jedoch auch die gebildetsten Laien manchmal schwer tun?).

Zum anderen – und dieser Aspekt betrifft mein eigentliches Thema – wurde mittelbar und indirekt eine eher lexikologische Diskussion über die Schichtung des Wortschatzes und dabei speziell über den Fremdwortbegriff selber eingeleitet. Dies geschah zum Teil aus einem lexikographischen Interesse an der Weiterführung des „Deutschen Fremdwörterbuchs“ (1913-88), zu gleicher Zeit jedoch mit dem Gedanken, daß durch die Anwendung dieses Begriffes aus der englischen Spracherfahrung auch die allgemeine Diskussion über die Problematik der Fremdwörter (mit denen die deutsche Sprache angeblich ein viel belasteteres Verhältnis haben soll als etwa das Englische) gelockert und von allzu fest gewordenen und einengenden kulturpessimistischen Vorstellungen befreit werden konnte. Eine Kultursprache kommt ohne „hard words“ nicht aus; und es ist typisch für so viele Sprachen (das wußte schon Bloomfield 1933/5, S. 154), daß solche aus anderen Sprachen entlehnt sind.

Es könnte schon ein gewisses Bedenken sozusagen als Meta-Frage entstehen, ob denn ausgerechnet eine Lehnwendung das geeignetste Mittel ist, um die als problematisch empfundenen Lehnerscheinungen in den Griff zu bekommen und gleichsam auf den Begriff zu bringen. Von bei

³ Dieses Stichwort für eine ganz andere Erfahrungsmöglichkeit, nämlich die Entdeckerfreude am schweren Wort, die ein knapp Siebenjähriger bei der Begegnung mit ihm bisher wohl ungeläufigen Vokabeln erleben durfte, entnehme ich Edgar Reitz, „Heimat. Eine Chronik in Bildern“ (München; Luzern, 1985): „Das erste Bild erinnert mich an die schmalen Uhrmacherhände des Vaters. Sie suchen im Schein der Arbeitslampe in der Werkstischschublade, finden verbogene Blechteile, Drahtknäuel, Löt fett, Schrauben, Stifte, Buchsen, Stecker, Spulen. Wörter begleiten das Geräusch des Kramens und Suchens, Wörter, die mir auch als Bauteile vorkommen oder Beschwörungsformeln: Drehkondensator, Schiebewiderstand, Trimmer, Drossel, Elektrolyt, Gleichrichter, Schwingkreis, Rückkopplung, Gittervorspannung, Heizfaden, Siebkette, Superhet. Nie werde ich diese merkwürdigen Vokabeln vergessen.“ (Neue Zeiten, Kap. 5, S. 54)

weitem praktischerem Bezug wäre die Feststellung, daß bei der Anwendbarkeit des englischen Ausdrucks auch in der anglophonen Sprachkultur gewisse Differenzierungen am Platze sind. Der Ausdruck ist nämlich zwar ein durchaus geläufiger, als Indiz für eine wenigstens volkstümliche Sprechereinstellung sowohl zur Sprache überhaupt wie auch zu Stilfragen und spezieller noch zum Umgang mit dem Wörterbuch. Er verfügt außerdem sogar als Fachausdruck über eine einigermaßen lange Geschichte; er stellt dennoch keine feste Größe dar, und hat stattdessen – gerade was seine eigene Semantik angeht – diese längere Geschichte als eine recht wechselvolle erlebt (Seiffert 1987).

Sofern sich andererseits in der deutschen Tradition eine ähnliche Linie nachspüren läßt, dann scheint sie relativ früh einem anderen wichtigen Zug der Sprachkultur gewichen zu sein, einem Interesse an den zu wünschenden Eigenschaften der Kunstwörter und termini artium (davon kann für uns, wie wir gleich sehen sollen, wiederum Schottel ein Zeuge sein). Seitdem darf für das Adjektiv *schwer* mit Bezug auf Wörter eine gewisse Nähe zu einem ganz anders orientierten literarischen Topos beansprucht werden, in dem den Wörtern des Deutschen – zum Teil anerkennend, zum Teil kritisch würdigend – Schwere kaum mehr im Zusammenhang der Synonymie von *schwer* und *schwierig* (wie bei der noch engeren Synonymie im Englischen von *hard* und *difficult*) nachgesagt wird, sondern eher im Rahmen eines Wortfeldes, das sonst mit Begriffen wie Gewicht und sogar Reichtum besetzt wird.

Zur englischen Tradition der „hard words“-Wörterbücher

Diese beiden auseinandergehenden Traditionen wollen wir kurz umreißen, zunächst die englische, in der bekanntlich der Ausdruck „hard words“ ein- oder gar zweihundert Jahre lang, durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und bis ins 18. Jahrhundert hinein, nicht einfach die jedesmal frei und neu geschaffene Kombination von Adjektiv und Substantiv gewesen ist, sondern über die Kollokation hinaus auch eine feste Redewendung dargestellt hat, die noch dazu ihren legitimen Platz als ernst zu nehmenden Fachterminus zu behaupten wußte.⁴ Ein Hauch von diesem Wert haftet dem Ausdruck heute noch an, jedoch hat dieser Gebrauch schon längst, eigentlich vor Jahrhunderten, seine Wende erlebt.

Diese Wende im 18. Jahrhundert signalisiert sich durch den Kontrast zwischen dem Gründer des Methodismus, John Wesley, (Zgusta 1982/3,

⁴ Zgusta (1982/3); zu der dort und in Seiffert (1987) angeführten Literatur vgl. jetzt Dolezal (1985).

S. 229 f., 235; Seiffert 1987, S. 225 f.) und dem großen Literaten Samuel Johnson. Jener war noch bereit, in seinem (zunächst 1753 anonym erschienenen) volkstümlich gehaltenen und zum Teil sich selbst ironisierenden „Complete Dictionary by a Lover of Good English and Common Sense“ (2. Ausgabe 1764) auf den Ausdruck „hard words“ noch zurückzugreifen. Dieser hat für seinen Teil sein enzyklopädisches Wörterbuch „Dictionary of the English Language: in which the Words are deduced from their Originals, and Illustrated in their Different Significations by Examples from the best writers, to which are prefixed, A History of the Language, and An English Grammar“ aus dem Jahre 1755 mit einem ausführlichen Vorwort versehen, in welchem unserer Redewendung überhaupt kein Platz mehr eingeräumt wird.

Dabei kann man, wenn man in diesem Vorwort von Samuel Johnson gerade diejenigen Stellen aufsucht, wo an einer entsprechenden Stelle in einem Vorwort der lexikographischen Vorgänger Johnsons der Terminus verwendet worden wäre, feststellen, daß er hier geradezu pointiert fehlt (Seiffert 1987, S. 223 f.). Dadurch erscheinen die „hard words dictionaries“ in der englischen Lexikographie gewissermaßen als historische Gattung, geprägt durch den lexikographischen Arbeitsstil und das Sprachverständnis von den anderthalb bis zwei Jahrhunderten ihrer Verbreitung.

Aber auch innerhalb dieser älteren Zeitspanne läßt sich eine gewisse zyklische Entwicklung feststellen (Seiffert 1987, S. 215 f.). Zunächst begegnet die Wendung „hard words“ im 16. Jahrhundert im Rahmen der Glossierung altertümlicher Poesie. An der Wende zum 17. Jahrhundert erfährt sie einen gewissen Übergang aus ihrer bisherigen Sphäre der Glossierung veralteter Ausdrücke hinüber zur neuen Aufgabe der Erklärung innovatorischer Wörter, die in der Regel als Fremdwörter auftraten, in neueren Übersetzungen von Fachtexten. Dabei ist sie durchaus noch als die gleiche feste Redewendung anzusprechen, die lediglich in einen neuen Bereich übernommen (gemeinsamer Nenner: „Glossierung geläufiger aber schwer verständlicher Ausdrücke“)⁵ und damit zur Bezeichnung anderer Referenten als vorher verwendet wird.

In der Folge dieser sozusagen diachronen Polysemie sollte sich noch eine regelrechte synchrone entwickeln, als sich im späteren 17. Jahrhundert neben den bisher eher beschreibenden Wert des Wortes auch ein ausgeprägt sprachkritischer Aspekt stellte. Hauptzeuge ist der Religions- und Wissenschaftsphilosoph Joseph Glanvil (1636-1680), in Sprachfragen

⁵ Robert Cawdreys „Table Alphabetical“ (1604) hatte von „hard vsuall English words“ gesprochen, vgl. Seiffert (1987), S. 217.

ein Befürworter eines einfachen oder schlichten Stils, in dessen Polemik der Terminus „hard words“ eine früher verbreitete Wendung „inkhorn terms“ abgelöst hat, also Wörter, die zu vermeiden sind, weil ihnen der Charakter der gelehrten Schreibstube oder – um im Bilde zu bleiben – der Geruch des Tintenfassers noch innewohnt.

Noch später kam eine kurze Rivalität mit der Wendung „difficult words“,⁶ so daß sich zu den verschiedenen Polysemien eine gewisse Synonymie gesellte. Dann, wie wir bereits gesehen haben, verschwand unser Ausdruck aus der seriösen Fachlexikographie, um als freiere Redewendung volkssprachlich, aber auch für pädagogische Zwecke neu und immer wieder neu geprägt zu werden.

Aufschlußreich sind die Ausführungen von J.A.H. Murray zur Gestaltung des Wortschatzes, als 1888 der erste Band des (am Ende 10-bändigen) „New English Dictionary on Historical Principles“ erschien, die eine Verfeinerung durch C.H. Onions erfuhren, als dieser 1933 den 1. Band des „Shorter Oxford English Dictionary“ herausgab: Da sehen wir, wie der alte „hard words“-Komplex aufgelöst wurde in die differenzierten Speichen um den innersten (selber als ein Komplex aus Worten der Schriftsprache und solchen der „colloquial“ Sprache des Umgangs verstandenen) Kern der Gemeinsprache. Bei Murray werden die einzelnen Speichen als „technical“, „scientific“, „foreign“, „dialectal“ und „slang“ identifiziert.⁷

Der alte „hard words“-Komplex fand hiermit sowohl eine Ausdifferenzierung durch die Radien in diesem Speichenkranz wie auch eine gewisse Aufhebung: Einmal waren in dem Kranz andere, kaum dem alten Komplex zugehörigen Sondergebiete (besonders der Slang) vertreten; zum anderen sollten diese radial abgesonderten Gebiete in Wechselbeziehungen zueinander stehen, mit fließenden Übergängen (als ob noch dazu z.B. typisch für die Wissenschafts- und Theoriesprache deren Stellung sein sollte zwischen „foreign“ und „technical“, dieses letztere auch typisch in seiner Fähigkeit, in einen Slang der technisch Gebildeten überzugehen, und so weiter in der ganzen Runde).

Auch als freiere Redefügung muß unser Ausdruck allerdings seinen Platz neben anderen Kollokationen behaupten, als da sind „big words“ oder

⁶ So bei Elisha Coles' „English Dictionary“ (1676), vgl. Seiffert (1987), S. 219.

⁷ Schon im 1., von J.A.H. Murray betreuten Band des „New English Dictionary“ (1888), mit Diagramm, S. xvii; mit von C.H. Onions noch verfeinertem Speichenschema im „Shorter Oxford English Dictionary“ (1888), mit Diagramm, S. xvii; mit von C.H. Onions noch verfeinertem Speichenschema im „Shorter Oxford English Dictionary“ (1933), S. vii-viii.

„grand words“ (Seiffert 1987, S. 228 f.) oder auch I.A. Richards' (1941, S. 17) „great words“ oder sogar eine gelegentliche ad-hoc-Prägung wie C. und P. Norbacks' (1979) „must words“. All diesen Ausdrücken gegenüber und in prinzipiellem Gegensatz zu ihnen steht jene andere Tradition – sie geht auf das Anliegen zurück, das im 17. Jahrhundert Thomas Sprat, der Historiker der Royal Society, mit unserem soeben zitierten Joseph Glanvil geteilt hat (Hüllen 1984/7, S. 259) –, die in neuerer Zeit durch Ernest Gowers im Schlagwort „plain words“ (1948, 1951, 1954) ihre noch heute stärkste Nachwirkung erreicht hat. Denn mögen ihrerseits die „hard words“/ „big words“/ „grand words“ in ihrer unbequemen, schweren oder schwerfälligen Art an pädagogische Einrichtungen (Schul- oder Gelehrtenstube) erinnern, so sollte – dieser Gowers'schen Sprachkritik zufolge – unser Sprachgebrauch in Öffentlichkeit oder Staatsdienst eher den schlicht-zivilen Charakter der bürgerlichen Gesellschaft erkennen lassen.

In einem heutigen Sprachgebrauch, der einen volkstümlich-geläufigen Aspekt der Sprachkultur des Englischen zum Ausdruck bringt, nimmt damit unsere Redewendung ihren Platz in einem Umfeld von anderen Wendungen ein, in deren Umkreis sie jedoch, zumal für alle, die sich sowohl der volkstümlichen wie der pädagogischen Breitenwirkung des Ausdrucks wie auch seines historischen Wertes bewußt sind, eine privilegierte Stellung einnimmt, gleichsam als wortfeldgestaltender Terminus, als ein Ausdruck, der diesem ganzen Wort- und Ausdrucksfeld ein besonderes Gepräge verleiht.

Literar-philosophischer Exkurs: das Deutsche als die Sprache der schweren Wörter

Damit sind die historischen Wechselfälle eines volkssprachlichen Ausdrucks der englischen Sprache kurz umrissen, dessen historische Rolle als Kunstwort der Lexikographie sich noch in seiner heutigen eher populären Verwendung ahnen läßt, und der schließlich als Lehnwendung sich als Kandidat für die Aufnahme auch in die deutsche Fachsprache der Lexikographie hat vorstellen lassen. Dabei könnte es sich um eine Neuaufnahme handeln, denn bekanntlich haben – darauf ist mehrfach hingewiesen worden – in der deutschen Tradition Caspar Hedio (1531) und Simon Roth (1571) von „schwoeren Woertern“ als solchen, die besonders der Glossierung bedürftig waren, gesprochen;⁸ aber die deutsche

⁸ Vgl. Simon Roth, „Teutscher Dictionarius“ (Augsburg, 1571) als „außleger schwerer, vnbekannter Teutscher, Griechischer, Lateinischer, Hebraischer, Waelscher vnd Frantzoesischer, auch anderer Nationen woerter, so mit der weil inn Teutsche sprach kommen seind, vnd oft mancherley jrrung brin-

Kollokation hat in der Zwischenzeit doch ganz andere Resonanzen gewonnen.

„Němčina je jazyk těžkých slov“, heißt es einmal bei Milan Kundera. In der deutschen Übertragung des Romans „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ heißt dieser Satz „Das Deutsche ist die Sprache der schweren Wörter“ (5. Teil, 8. Kap.). So formuliert, könnte er (wenn man von der Frage absieht, ob die beiden bestimmten Artikel den genauen Sinn dessen treffen, was im artikellosen tschechischen Satz gesagt wird) sich beinahe als Motto für die Spitze eines Aufsatzes zur „schweren Wörter“-Problematik bieten, wenn man nicht bei nüchterner Betrachtung bedenken müßte, daß der Satz wohl ganz anders gemeint ist.

Denn es geht, wie schon im Titel des Romans anklingt, und wie noch dazu gerade der Kontext des Kapitels, in dem dieser schwere Satz fällt, noch viel ausführlicher zeigt, eben um „Schwere“ als Gegensatz zu „Leichtigkeit“ (und um die ganze Schwere einer sehr gängigen Redefügung, des sonst eher brutal-einfachen modalen Ausdrucks „Es muß sein“). Hier begegnen sich im übrigen die Synonymien der deutschen und der tschechischen Wörter für „schwer“ in einem Wortfeld, wo „Schwere/Gewicht“ und „Mühsal“ die Schlüsselbegriffe sind, um im mitteleuropäischen Sprachbund der ganz anders gestalteten Synonymie im entsprechenden englischen Wortfeldgefüge gegenüberzustehen, wo *hard* eher mit „Härte“ zusammengeht und damit den Sinn dieser Romanstelle vollkommen verfehlen würde. (Aber der „schwer gefaßte Entschluß“ im gleichen Kontext könnte als „hard decision“ übersetzt werden, bleibt jedoch klugerweise in der deutschen Gestalt, in der Kundera dieses Beethovensche Wort auch in der tschechischen Fassung seines Romans gelassen hatte.) So heißt der Satz in der englischen Version ganz folgerichtig (und sogar mit dem gleichen Nachdruck wie im tschechischen Text): „German is a language of heavy words.“

So sollte es für unsere Bemühungen um die Anwendbarkeit des englischen Ausdrucks auf unsere Problematik schon zu bedenken geben, daß sich die deutsche Sprache mit dem Wortpaar *schwer* ~ *schwierig* eine viel feiner nuancierte Synonymie entwickelte, als es die englische mit ihrem Erbwort *hard* und dessen wohl als Lehnwort zu charakterisierendem Synonym *difficult* je getan hat. Wenn es in der älteren englischen Lexikographie eine Zeitlang mehr oder weniger austauschbar sowohl „hard words“ wie „difficult words“ heißen konnte, so stellte im Rahmen dieser Synonymie die eine Formel mit ihrem lateinisch-romanischen Gepräge

gen“ und noch früher Caspar Hedio, in der Vorrede zum „Josephus teütsch“ (Strasbourg, 1531) mit einem „Entscheid schwouer woeter“.

kaum etwas Anderes als gleichsam das „schwere Wort“ für die „schweren Wörter“ dar. Dagegen mußte man in der heutigen deutschen Diskussion zu den schweren Wörtern, die es im Deutschen geben mag, solche Wörter, denen als „schwer verständliche“ Wörter das Attribut bzw. das Prädikat „schwer“ oder morphologischer Handhabung lediglich Schwierigkeiten aufzubieten hatten.⁹

Parallel zu der Entwicklung dieser nuancierten Synonymie von *schwer* und *schwierig*, die einer sich anbahnenden „hard words“-Tradition sowieso ein anderes Gepräge verliehen hätte, scheint in der sich entfaltenden deutschen Sprachwissenschaft, gerade was die Diskussion um die Bereicherung des Wortschatzes betraf, schon im 17. Jahrhundert das eingetreten zu sein, was in der englischen Lexikographie, wie bereits erwähnt, erst im 18. Jahrhundert mit Samuel Johnson voll in Erscheinung tritt, nämlich daß das „hard words“/ „schwere Wörter“-Interesse in einem viel umfangreicheren Anliegen eine gewisse Aufhebung fand. In Deutschland war es ein programmatisches Bemühen um die Eigenschaften der „Kunst-Woerter“, die „Deutungs-reich“ und „auserlesen“ sein sollten (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 11) und um deren Schicklichkeit oder (um mit Johann Rist zu sprechen, als er seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft erworben hatte) um deren „Fügligkeit“¹⁰ man sich Mühe machte. Schottel durfte sogar (im näheren Zusammenhang zu jener schon zitierten Stelle mit den verschiedenen Handwerkskünsten) mit einem gewissen Stolz nachzuweisen versuchen, wie „kurtz und fueglich“ ein deutscher Satz durch geschickte Anwendung der Wortbildungsregeln ausfallen konnte: von einem Fremden kaum so kurz und füglich nachzusprechen, wenn auch das Griechische „hierbey ... das meiste vermag“ („und koemt unserer Teutschen am nechsten“) (Schottel, 6. Lobrede, Abs. 57).

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, vergleichend nachzuspüren, wie sich in

⁹ Vgl. Seiffert 1987, S. 190 f., 234 Anm. 21 für Hinweise auf die Literatur.

¹⁰ Johann Rist, „Das Friedewuenschende Teutschland/ In einem Schau-spiele oeffentlich vorgestellt und beschrieben Durch einen Mitgenossen der Hochloeblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“ (Hamburg, 1649), aus der „Zueignungsschrift An die hochloebliche Fruchtbringende Gesellschaft“: „wobei die saemtliche hohen und niederen Standes Gesellschafftere in guh-tem Vertrauen erhalten/ unsere hochloebliche Teutsche Mutter- und Hel-densprache in Jhre uhralte Reinligkeit/ Zierde und Auffnehmen gefuehret/ von den unzeitigen Flikreden fremder Sprachen befreiet und durch fuegliche Kunstwoerhter dergestalt wird befaestiget/ daß man nunmehr allen anderen Sprachen/ sie muegen auch heissen wie sie wollen/ an Majestät/ Reinlig-keit/ Zierde und Vollenkommenheit nichts bevor gibt/ ja kuehnlich kan trotz bieten/ ...“ (zitiert nach der kritischen Ausgabe von Eberhard Man-nack, Bd. 2 (Berlin, 1972), S. 10).

der Geschichte der deutschen und der englischen Lexikographie – auch bis in die jeweilige Definitionspraxis hinein – der Komplex von Interessen weiter entwickelte, der anfänglich eine Kristallisation in den parallelen Formeln „hard words“/ „schwoere Woerter“ fand. Aber für „schwer“ als Attribut für Wörter wirkten sich die Verlagerung der Interessen und die differenzierte Gestaltung der Synonymie so aus, daß, wenn weiterhin den Wörtern des Deutschen Schwere nachgesagt wird, so doch in einem ganz anderen Rahmen und Sinne.

Dies klingt schon an in jener Stelle aus Schillers „Fiesco“, die bereits ihren Eingang in die Literatur zu unserer „schwere Wörter“-Diskussion gefunden hat (Henne/Mentrup 1983, S. 11, zu Schiller, „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, iii, 5). Als nämlich Fiesco die Verschwörer, die ihn für ihre Sache zu gewinnen hoffen, mahnt, sie sollen „auf die ganze Schwere des Worts“ – nämlich „Tyranen“ – „genau acht“ geben, meint er damit, daß sie ihre Begriffe genau abwägen müßten, um dann die Sache selber besser einzuschätzen. (Es geht um die Frage, wer von den beiden Dorias eigentlich mehr zu fürchten sei: der alte, angeblich milde, sicherlich um die Republik hoch verdiente Andreas Doria, der zweifellos „Gewicht hat“? Oder dessen Neffe Gianettino, der zwar – weil er „die Freiheit zu stürzen Miene macht“ – gehaßte, aber schließlich verächtliche Wüstling, dessen „Tolltrotz nur lächerlich“ ist?) Wo wir bei Schottel noch innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion vom Deutungsreichtum der Kunstwörter erfahren haben, geht es in dieser praxisnahen politischen Auseinandersetzung zu einem politologischen Schlüsselwort um eine Metapher des Gewichts.

Aber wir wollen jetzt zu Zeugen aus unserer eigenen Zeit zurückkehren, und zunächst zu einem, der mit einer gewissen spielerischen Ironie und – ich gebe es zu, denn geht es nicht in dieser ganzen Diskussion gerade um Sprechereinstellungen? – eher sprachkritisch einschätzend als sprachwissenschaftlich beschreibend unser Thema berührt. Eine Stelle aus Edmund Wilsons „To the Finland Station“ (II. Teil, 11. Kapitel mit dem Titel „The Myth of the Dialectic“) sagt den abstrakten Substantiven der deutschen Philosophie gewisse beachtenswerte oder immerhin bemerkenswerte Eigenschaften zu. Sie mögen in englischer (oder auch französischer) Übertragung unbeholfen wirken: in ihrer deutschen Gestalt – dank vielleicht dem Eindruck der Solidität, die ihnen wenigstens im Schriftbild die Großschreibung verleiht („through their capitalised solidity“) – „vermitteln sie fast den Eindruck, als wären sie primitive Götter“: „Es ist, als hätten sich ... die alten Gottheiten ... zunächst zum Christentum bekehren lassen, um dann, als die christliche Theologie durch den französischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts verdrängt

wurde, die Maske der reinen Vernunft aufzusetzen." Oder auch: „They are substantial, and yet they are a kind of pure beings; they are abstract, and yet they nourish.“ („Sie haben Substanz, stellen jedoch eine Spezies reiner Wesen dar; sie sind abstrakt, jedoch ernähren sie uns.“)

Solches (wenn auch säkularisierte) göttliche Ansehen, solche Substanz und Festigkeit und Solidität hätte man den (kleingeschriebenen!) Adjektiven wohl nicht zugeschrieben, denn sie dürften durch ihre synkategorematische Fähigkeit, ihre spezifischen Eigenschaften von den sie begleitenden Substantiven abzuleiten, eher Musterbeispiele für Vagheit und semantischer Fluidität liefern; aber Wilson trifft in seiner kühnen Metaphorik sehr genau eine bestimmte Einstellung auch des philosophisch geschulten Ausländers gewissen Schichten im deutschen Wortschatz gegenüber.

Ein deutscher Philosoph, Theodor W. Adorno, hat im viel ernsteren Zusammenhang seinerseits eine analoge Suggestionskraft identifiziert, die ebenfalls der deutschen Philosophiesprache zukommt; und es geht nicht bloß um irgendwelche zufällige Fähigkeit, sondern recht eigentlich um einen „immanenten Hang“ der Worte dieser Sprache, „mehr zu sagen, als sie sagen“ (Adorno 1969, S. 111). Auch dieses verdächtige Mehr – denn der Schriftsteller gerät dadurch in eine gewisse Versuchung, zu glauben, er sei davon entbunden, „dieses Mehr zu denken und womöglich kritisch einzuschränken“ (ebda.) – könnte eine Metapher des Gewichts oder immerhin des Scheingewichts sein. Neben dieser Metapher des Gewichts (auch Adorno 1959, S. 123, wo vom „Gewicht der Wörter in verschiedenen Sprachen“ die Rede ist, wissenschaftsprachlich auch „Stellenwert“ genannt) fällt bei Adorno in seiner weiteren Ausführung des Gedankens noch eine andere Metapher, als er von einer Idee oder von einem Begriff der „Tiefe“ spricht (Adorno 1969, S. 112), die solche Worte heraufbeschwören, als ob durch eine solche Sprache „bereits die Wahrheit der von ihr nahegelegten Metaphysik, oder von Metaphysik überhaupt“ gewährleistet würde (S. 111). Dieses möchte er deshalb – und damit fällt wiederum ein Ausdruck des Übermaßes – „den metaphysischen Überschuß der deutschen Sprache nennen“ (ebda.).

Bei alledem meint Adorno nicht gerade Worte, die sich auf „hoch ausgreifende spekulative Gedanken“ beziehen, sondern eher solche, wo es um „einzelne recht genaue Begriffe“ geht wie den „des Geistes, des Moments, der Erfahrung, mit all dem, was in ihnen auf deutsch mitschwingt“. Es geht auch um die „Unmöglichkeit“, solche Begriffe „ohne Gewaltsamkeit in eine andere Sprache zu transponieren“ (ebda.). Übrigens spricht in diesen Ausführungen über eine solche „spezifische, objektive Eigenschaft der deutschen Sprache“ nicht zuletzt die doppelt zugespitzte Erfahrung,

einmal die eigene Sprache in der Fremde neu erlebt zu haben, aus einer Gegenüberstellung dieser eigenen Sprache mit der „ernsthaft fremden“ Sprache dort im Exil, um sie dann wieder einmal, aber jetzt ohne alle – inzwischen verlorengegangene – „Naivität zum Eigenen“, neu zu erleben in der Rückkehr aus der Fremde (ebda.).

Wir werden auf die Gedanken speziell zur Fremdwortfrage, die Adorno aufgrund dieser praktischen Erfahrungen gestellt hat, noch zurückkommen; vorerst einmal wollen wir bei den Stimmen bleiben, die nicht bloß im literarischen sondern auch im philosophischen Kontext von Maß und Gewicht der deutschen Wörter sprechen: Das Bündel von Merkmalen verdichtet sich inzwischen zu einer Formel von einer wunderlichen und wunderbaren, gelegentlich auch verdächtigen, mitunter sogar bedenklichen und immerhin bei ernstem reflektierenden Anlaß genau und sorgfältig abzuwägenden Schwere der deutschen Wörter.

Noch dazu wartet unsere pädagogische Psychologie mit den Ergebnissen von Verhaltenstests auf, in denen englische Schüler, die vor der Möglichkeit standen, eventuell Deutsch als Schulfach zu wählen, sich zu ihren Erwartungen und zu ihren Einstellungen dieser Sprache gegenüber zu äußern hatten (Phillips 1982). Natürlich deutet vieles aus ihren Antworten auf die gängigen Schwierigkeiten, die die Schüler zu erwarten glaubten: etwa die Mühe, die gewisse stereotypisch erwähnte Konsonanten oder Konsonantengruppen bereiten sollten („the guttural sounds are hard to say“, „lots of hard sounding words and letters“) (S. 27).

Aber in den Antworten der Schüler zu ihren Einstellungen gerade dieser Sprache gegenüber fielen auch durchaus hoch einschätzende Wertungen einer auch für unsere Belange ganz informativen Art, wobei die Schüler selber in erster Linie an den Eindruck der Laut- und Formengestalt der Sprache gedacht haben mögen (S. 26-28): als etwa – bei aller „Strenge“ und „Härte“ dieser Sprache, mit der sie sich gleich abgeben sollten – Attribute wie „distinguished“ („vornehm“ oder „vorzüglich“), „important“ („wichtig“ oder „bedeutend“) und schließlich „strong“ („stark“) und wiederum auch unser Stichwort „heavy“, wohl als Entsprechung von „schwer“ („German sounds heavier than French“, S. 26). Damit haben sich wiederum die Zeugen vermehrt, die aus Literatur, Philosophie und nunmehr auch Psychologie den Rahmen abstecken, in dem wir eine Tradition einzuordnen hätten, die weiterhin von Schwere als einem Attribut der deutschen Wörter zu sprechen geneigt wäre – nämlich, wie bereits angedeutet, ein Wortfeld, dessen Glieder sonst Merkmale des Gewichts und des Reichtums, der Solidität und der Festigkeit, des Ansehens und der Würde aufweisen.

Bei dem ganz anderen Stellenwert, den die parallelen Ausdrücke bei aller historischen Anlehnung aneinander in den beiden Sprachen einnehmen, und angesichts der recht wechselvollen Entwicklungsgeschichte des Wortes auch auf seinem Heimatboden, braucht es den Beobachter gar nicht wunder zu nehmen, daß die Lehnwendung „schwere Wörter“, seitdem sie in die deutschsprachige lexikologisch-lexikographische Diskussion wieder Eingang gefunden hat, sich auch einer gewissen Entwicklung hat unterziehen müssen. Einmal wechselt sie – was ihr Bezug zu Sprechereinstellungen sowieso nahegelegt hätte – zwischen wertender und beschreibender Verwendung, was einem Zug in der Entwicklung folgt, die wir im englischen 17. Jahrhundert mit Joseph Glanvil kurz gestreift haben; zum anderen, da für den deutschen Ausdruck nicht die identische wortfeldgestaltende Kraft beansprucht werden kann wie für seinen englischen Partner und ihm statt dessen ein Platz in einem anders gestalteten Wortfeld zukommt, muß die Suche weiter gehen nach anderen privilegierten Ausdrücken, die z.B. etwa der „Brisanz“ (vgl. Strauss/Hass/Harras 1989; Strauss/Zifonun 1989; auch Strauss 1987/8, wo gleich auf S. 197 neben dem „hohen sozialen Prestige-, Bildungs- und Konversationswert“ des „Schwerwortschatzes“ auch von dessen „Brisanzwert“ die Rede ist) als wenigstens einem Merkmal des Phänomens, das mit dem Begriff der „schweren Wörter“ erfaßt werden sollte, besser gerecht zu werden vermag.

Dabei dürfen wir einen gewissen Hintergrund nicht übersehen, der für unsere Zeit eine erneute, wissenschaftlich fundierte Beschäftigung mit dem altbekannten Fremdwortkomplex geradezu dringlich machte: insbesondere eine Beschäftigung, die noch dazu bereit wäre, wenn schon mit wertenden Größen arbeitend, so doch mit solchen umzugehen, die geeigneter wären, zu gleicher Zeit Sprechereinstellungen in gebührendem Maße Rechnung zu tragen wie auch die Muttersprache als Partnersprache in den breiteren Kreis der historischen europäischen Volkssprachen zu stellen, die mit ähnlichen Phänomenen fertig werden mußten. Denn unsere Frage hatte – als Frage unserer Zeit und speziell als Frage des Vierteljahrhunderts, das uns gerade beschäftigt – ihre Anfänge in einer bemerkenswerten Synchronie mit einer kulturkritischen Kontroverse (die ebenfalls nicht an einer gewissen Brisanz fehlte) um Methodologien und Wissenschaftlichkeit der Geistes- wie der Human- und Sozialwissenschaften und um die Mittel zu deren sprachlichem Ausdruck.

Das waren Zeiten – und der Nachklang jener 1960er Jahre dürfte wohl noch nicht vorbei sein –, in denen Methodologien und Ansätze der humanistischen Traditionen mit kritischer Schärfe angegriffen und deren Voraussetzungen rigoros in Frage gestellt wurden; Zeiten auch, in denen

der Konflikt zwischen Theorie und den herkömmlichen „Ismen“ in diesen Traditionen (Humanismus, Liberalismus, Positivismus) die Matrix bildete für die Entstehung neuerer „Ismen“ (Strukturalismus und dessen Folgen). Im Zeichen des Methodenpluralismus, der dadurch zustandekam, zugleich auch als sondersprachliches Mittel zu dessen sprachlicher Vermittlung, hielt ein verwirrender Wort- und Ausdrucksreichtum Einzug.

Waren die Neuerer dabei einerseits durchaus bereit, einem vorscientifischen, untheoretischen oder gar theoretisch naiven Humanismus auf den Leib zu rücken, mit Mitteln, die eine theoretisch besser fundierte Wissenschaftlichkeit attestieren sollten, galt andererseits die kritische Haltung genau den erst recht scientifischen, technischen oder gar technokratischen Disziplinen einer industrialisierten Welt, so daß man sich in den neu entstehenden Methodologien und Theorien nicht unbedingt verpflichtet fühlte, alles von der Arbeitsweise und von dem Arbeitsstil jener exakten Wissenschaften zu übernehmen. Und das war schade, denn es gab bestimmte hoch geschätzte Merkmale der normierteren Wissenschaftssprachen – wie Ein-Eindeutigkeit (vgl. dazu Wüster 1977, S. 100) oder auch Klarheit, Einfachheit, Einprägsamkeit u.s.w.¹¹ –, die zu übernehmen und denen im eigenen Vokabular nachzueifern nicht ohne Nutzen gewesen wäre.

Und da sowohl das breite Publikum wie auch Fachkreise, die sich den alten Traditionen verpflichtet fühlten, an der dabei entstehenden Schwerverständlichkeit dieser ganzen Ausdrucksweisen Anstoß nahmen, wurde mitunter das Befremdende an dem Ganzen – da hatte Theodor Adorno, eine solche Entwicklung beinahe vorausahnend, aber immerhin seinerseits mit einschlägigen eigenen Erfahrungen in solchen Fragen, sicherlich ganz recht, in seiner solchen Abwehrreaktion auch Zorn oder Ressentiment oder gar Rancune (Adorno 1959, S. 111) zu erblicken – eben den gelegentlichen Fremdwörtern zugeschrieben oder zugeschoben (fanden sie doch oft genug ganz bewußt provokatorisch im neuen Vokabular Verwendung). Aber eben von Adorno stammen Aufsätze zur Fremdwortfrage (Adorno 1959, 1969, 1974), die, von ihren Gedankengängen her den Kernpunkt eines solchen Unbehagens treffend, den Parteien doch noch zu einer differenzierten Einstellung sowohl dem angeblich schweren Fremden wie dem nur zu leicht als unschwer und selbstverständlich geltenden Eigensprachlichen gegenüber verhelfen könnten.

¹¹ Kroeber Riel 1967, S. 148, Anm. 19, mit Hinweis auf DIN 2330, Abschn. 6: Fachausdrücke sollten auch noch „leicht aussprechbar“ und „geeignet zum Bilden von Ableitungen“ sein.

Adorno ist in diesen Aufsätzen durchaus bereit, seine schon von Kindheit an elitäre Freude am Fremdwort als dem Exotischen in der Sprache einzugestehen (1959, S. 110 f.). Und bei aller Affektbeladenheit der Debatte ist er sich dessen bewußt, daß er ausgerechnet mit den erklärten Feinden des Fremdwortgebrauchs wenn nicht die gleiche tiefe Einschätzung der Sache, so doch zumindest eine Ahnung des Verführerischen und Gefährlichen teilt, das an dieser Liebe zum Fremden und Exotischen haftete: ein Bewußtsein, das ja bei den Indifferenten dazwischen, die weder eine feindliche noch eine liebevolle Position zu beziehen wußten, nicht einmal ahnungsweise vorhanden war (1959, S. 113).

Bereit also, dies alles einzusehen und einzugestehen, erzählt Adorno, wie er später, aus der Erfahrung des Exils heraus, in dem es ja galt – das sahen wir bereits – in einer „ernsthaft fremden“ Sprache zu schreiben (Adorno 1959, S. 111), durch mehrere größere und kleinere Konfrontationen (vgl. S. 108 f.) mit diesem erst in mühsamer Reflexion Anzueignenden aus (bzw. in) jener fremden Sprache, sodann noch über diese Konfrontationen hinaus, zu einem nunmehr komplizierteren Verhältnis auch zu dem vermeintlich schon von Hause aus Vertrauten in der eigenen Sprache zu finden wußte. So kommt es, was die verschrieenen Fremdwörter betrifft, zu einem Plädoyer für deren kontrollierten Gebrauch, in dem die Spielregel einer konzessionslosen Genauigkeit peinlich beobachtet (ebda., S. 120) und das verschiedentliche „Gewicht der Wörter in verschiedenen Sprachen“ (ebda., S. 123) gerade aus der Erfahrung zweier Sprachen heraus genau abgewogen wird.

Und dieses alles um eines bestimmten Vorteils und Gewinnes willen: daß nämlich durch einen „Verzicht auf das Selbstverständliche“ (Adorno 1959, S. 127) (das sich ja nur vermeintlich von selbst je verstanden hat) oder durch einen Sprachgebrauch, der „auf den Schein der Naturwüchsigkeit zu verzichten bereit“ ist (ebda., S. 116), ein erhöhtes Bewußtsein dafür entsteht, daß durch Sprache „Unmittelbares [eben] nicht unmittelbar“ auszudrücken ist, sondern nur „durch alle Reflexion und Vermittlung hindurch“ (ebda.). So vermöchte man durch eine bewußte Übersetzung und Gegenübersetzung – so haben es auch, bewußt wortspielend, Kommentatoren zu Adorno gesehen (Levin 1985, S. 117, mit Rückgriff auf Wilhelm von Humboldt!) – sowohl das Fremde (das fremde Wort, das Fremdwort) in seiner Eigenart zu schätzen wie auch ein verschärftes Empfinden für die Eigenart des Eigenen in der eigenen Sprache zu gewinnen: eine Bereicherung auf beiden Seiten, wenn das Fremde in seiner Eigenart als Novum, das Eigene aber hinwiederum verfremdet und damit ebenfalls in seiner Eigenart neu erlebt wird.

„a mixt Speech, made up of divers Tongues“

Mag man nun zu den Resonanzen der Wendungen „hard words“/ „schwere Wörter“ stehen, wie man will, es dürfte doch auch feststehen, daß schon die Bereitschaft, sich auf solche Formeln aus der Sprachkultur der benachbarten Sprachgemeinschaften einzulassen,¹² auch ein positives Bewußtsein zum Ausdruck bringt für die Gemeinschaft unserer Kultursprachen und für das, was durch deren gegenseitige Reflexion gewonnen werden kann. Diese stehen nicht allein da, sondern über alle Zugehörigkeit zu Sprachfamilien oder zu Sprachbünden hinaus auch in einer Partnerschaft, gemeinsam beteiligt an kulturellen Aufgaben: für uns dabei speziell an der Ausgestaltung des Vokabulars, so daß die Bildungssprache wie auch die Sprache, in der Fachwissen und Fachexpertise an den Laien vermittelt werden, bis hin zu den Fach- oder Expertensprachen selber jeweils ihre technisch wie kommunikativ adäquate Ausdrucksweise finden.

Der einsichtige Kritiker Joseph Glanvil wollte bei aller Polemik gegen den Mißbrauch von „hard words“ dennoch keineswegs im englischen Sprachgebrauch alles verurteilen, was aus dem Griechischen oder dem Lateinischen oder aus anderen neueren Sprachen entlehnt worden war: „No, the English is a mixt Speech, made up of divers Tongues, and we cannot speak without using forreign words: So that those that talk of pure English, if they mean unmixt by it, Dream of Chimaera's.“¹³ Der enzyklopädische Geist eines Samuel Johnson konnte sogar einen besonderen Vorzug seiner englischen Sprache darin erkennen, daß deren Lexikograph in der Lage ist, „to join a Teutonical and Roman interpretation“. Der Ausländer findet nämlich durch die Anklänge an seine eigene Sprache viel schneller den gewünschten Zugang zum Englischen, oder (wie Johnson es sagt) „every learner of English may be assisted by his own language“ („Dictionary of the English Language“ 1755, Preface,

¹² Wir dürften die Handhabung solcher „difficultés“ in den romanischen Sprachen auch nicht vergessen, wobei die einschlägigen Hinweise in Polenz 1967, S. 72, Anm. 15 sicherlich zu ergänzen und zu differenzieren wären. Eine „moeilijke woorden“-Tradition im muttersprachlichen Unterricht in den Niederlanden hat im deutsch-niederländischen Sprachenkontakt zu einer besonderen Rolle für den Ausdruck „schwere Wörter“ geführt, nämlich zur Kennzeichnung gewisser nicht auf den ersten Blick verständlicher (oder gar als „faux amis“ nur zu leicht mißverständener) Wörter der historisch verwandten deutschen Sprache. (Ich verdanke Dr. Anthony Klijnsmit, Amsterdam, den Hinweis auf J. Gerzon/C. Brouwer/G. Ras, Schwere Wörter. Eine Auswahl der wichtigsten, dem Holländer nicht ohne weiteres verständlichen deutschen Wörter. Groningen, ¹⁰1935.)

¹³ „Dialogue concerning Preaching“, 1678, S. 13 f., zitiert bei Seiffert 1987, S. 220, 240, Anm. 76.

f. B2v). Und um wiederum Schottel als einen (nicht minder patriotischen) deutschen Zeugen heranzuziehen und damit ein Dreigestirn zu vervollständigen: Auch er war sich, als er sich um eine deutsche Sprache der Grammatik bemühte, des Vorhandenseins einer schon bestehenden lateinischen Fachsprache auf diesem Gebiet voll und ganz bewußt, und sein Text lebt von dem Nebeneinander der beiden – der einen werdenden, der anderen etablierten – grammatischen Wissenschaftssprachen.¹⁴

Man braucht nicht unbedingt aus dem transformativen Verhältnis von Glanvils Feststellung „the English is a mixt Speech“ und Horst Munskes Frage „Ist das Deutsche eine Mischsprache?“ (Munske 1988) gleich auf ein geistiges Kontinuum der beiden Vorstellungswelten zu schließen. Aber ein großer Gewinn aus unseren Bemühungen um die „hard words“-Formeln mit ihren verschiedenen Resonanzen wäre eine Offenheit für eine bestimmte Möglichkeit, die dann nämlich in einer Kultursprache auftreten kann, wenn diese in lebendiger Partnerschaft mit anderen Sprachen steht, deren Sprecher sich ähnliche oder gar parallele kulturelle Aufgaben gestellt haben. Über die bekannten Möglichkeiten der Assimilation und der Integration hinaus oder neben diesen Möglichkeiten her (die den klassischen Weg vom fremden Wort zum Fremdwort und zum Lehnwort bilden, und deren Untersuchung weiterhin eine vorzügliche Aufgabe unserer Wissenschaft bleiben wird) kann und darf das Fremde in seiner Eigenart noch empfunden werden und sich – auch in der gleichen Rede – dem Ureigenen oder dem Ererbten, dieses wiederum in seiner Eigenart womöglich noch schärfer und präziser empfunden, gegenüberzusetzen lassen.

Wir hätten dadurch ein Verständnis für eine bestimmte Art von Mehrschichtigkeit in dem vollständig herausgebildeten Wortschatz einer Kultursprache. Es handelt sich noch nicht um eine Mischsprache im alten diffamierten Sinne, wenn man feststellt, daß z.B. für ganze Reihen durchaus gängiger Vokabeln, schon von der Infrastruktur der Sprache her gesehen, eine andersgeartete Phonologie und Morphologie (Munske 1988, S. 52-62; und speziell zu Graphem-Phonem-Korrespondenzen Munske 1985/6) gültig ist, etwa mit einzelnen Phonemen (z.B. /ž/ im Deutschen), die zur Ergänzung des Phoneminventars herangezogen werden müßten, oder mit anderen typischen Silbenstrukturen und Typen von

¹⁴ Zum Prinzip, daß er sich für die *artis termini*, die „unsere Teutsche Hauptsprache nach ihren Gruenden und Eigenschaften in eine gewisse Form der Kunst“ setzen sollten, „ueberal Teutscher Redarten und Kunstwoerter [...] bedienet“ hätte, vgl. 1. Lobrede, Abs. 34 f. Für die lebendige Gegenwart der lateinischen Wissenschaftssprache der Grammatik wie der linguistischen Reflexion überhaupt hat man aber nur jede beliebige Seite des Werkes aufzuschlagen, vgl. dazu jetzt Seiffert, in: Essener Kolloquium (demnächst).

Silbenfolgen (von jeher – auch im Englischen – das geläufigste Merkmal des lateinisch-romanischen Elementes im Wortschatz).

Die anders zugeordneten Entsprechungen von Laut und Schrift (Munske 1985/6) spielen eine zunehmend vordergründige Rolle ... und der Engländer, der beim sonst oft gemeinsamen Vokabular klassisch-altertümlichen Gepräges von der englischen Sonderentwicklung der Längenwerte der Vokale wie auch der schwachtonigen Vokale (z.B. bei der Folge *ination* in *Kombination*, oder bei *e* in *Phonem* und *i* bzw. *y* in *Dioryd*) absehen mußte, findet jetzt unter den Anglo-Amerikanismen auf der ganzen Skala der alphabetisch gegebenen Vokalgrapheme eine Nachempfindung dieser englischen Sonderwerte im alltäglichen Gebrauch im Deutschen:

- <a> in *Interface*, *Paper* (auch *Papcrback*), *Make-up*, *die Stakes*, und mit der Variante <ai> bzw. <ay> in *Claim*, *Container*, *Layout*, *Gateway*;
- <ee> bzw. <ea> in *Feedback*, *Deep-freezer*, *Deal* (ganz anders von Auge und Ohr aufzunehmen als bei Klassizismen wie *real*, *Ideal*), *Hearing*, *geleast*, *Computerfreak*;
- <i> in wendigen Zusammenbildungen wie *Onliner*, *Hardliner* (letzteres im Englischen als Ganzes vorgebildet); in *Pipeline*, *Ghostwriter*; in der Einladung zum „Schienenbummel mit *Old-timerzug* Heide-Express“ oder in der Aufforderung zum „besseren *Timing*, das bessere Zeiten bringt“; schließlich mit eigentümlicher Markierung der diphthongalen „Länge“ *Design*, *Spotlight*, *High-life*;
- <o> bzw. <oa> in *Code*, *Floating*; aber ganz anders <oo> in *Boom*, *Scoop*;
- und sogar beim relativ schwierigen <u> in *verslumpt*, *Dumping*, *Trust* (wie auch im gängigen Stichwort *just in time*).

Dabei hat sich der Engländer übrigens Mühe zu geben. Die Nachempfindung trägt der Eigenart der englischen Graphem-Phonem-Korrespondenzen zwar Rechnung, ist aber keine bloße Wiedergabe. Ein englischsprachiger Referent, der im deutschen Gastvortrag von seinem „Handout“ sprechen möchte, kann nicht ohne weiteres die ihm persönlich geläufige englische Lautfolge einsetzen (die könnte ja mitunter im unangebrachten Kontext eine regionale oder nationale Zugehörigkeit preisgeben); und er weiß eigentlich besser, woran er ist, wenn er mit seiner besten hochdeutschen Artikulation hochschriftsprachlich von seiner „Handreichung“ spricht.

Auf dem Gebiet der Wortbildung beschäftigt sich die Forschung jetzt

immer intensiver – die „schwere Wörter“-Debatte hat dazu Pate gestanden (vgl. dazu Link 1983, S. 57-67) – mit dem Ausbau der Volkssprachen aus dem Repertoire der entlehnten Wortbildungselemente und deren Kombinationsprivilegien. Manches Wort, das aus lauter Bestandteilen antiken Gepräges besteht, ist historisch gesehen eigentlich erst in der Volkssprache entstanden, und die bekannten Lehnerscheinungen (von „Lehnbedeutung“ und „Lehnwendung“ über die verschiedenen „-übertragungen“ und „-übersetzungen“ bis hin zur „Lehnschöpfung“ und zum voll assimilierten „Lehnwort“) werden durch solche in dieser Kategorie der „Lehnwortbildung“ ergänzt (vgl. dazu Kirkness u.a. 1987, in Hoppe/Kirkness/Link/Nortmeyer/Rettig/Schmidt 1987; auch Link 1987/8).

Wie in den Anmerkungen zu meinem Beispiel der geologischen Zeitalter (siehe Tabelle 2) summarisch angedeutet wird, müßten die einschlägigen Morpheme nicht mehr etymologisierend dargestellt werden, als ob sie identisch mit gr. *palaios*, *kainos* usw. wären, sondern in der Gestalt, in der sie innerhalb der Volkssprache als Bestandteile von komplexeren Wortgebilden ihre Rolle spielen (also als dt. *Paläo-* usw., gegebenenfalls unter Angabe von Alternanten wie bei dt. *Kāno-* ~ *-zān* mit der als Merkmal der deutschen und nicht der griechischen Morphophonologie dastehenden Alternation von /k/ und /z/). Damit verfeinert sich die Glanvilische Formel: Es geht eigentlich um keine aus diversen Sprachen schöpfende Mischsprache (Mischrede?), sondern um eine Mehrschichtigkeit innerhalb der eigenen Sprache, wobei der einen Schicht durchaus eine sichtbare Anlehnung an eine Sprache des klassischen Altertums zuerkannt werden kann.

Dieses alles ergibt schon eine bunte Vielfalt der Mittel. Außerdem müßte eine vollständige Tabelle der Möglichkeiten zur Bereicherung des Wortschatzes (Tabelle 1 soll als Entwurf verstanden werden) auch noch die innersprachlichen Möglichkeiten mit einbeziehen: den Rückgriff auf die Metapher oder die Gestaltung des Diskurses in solcher Weise, daß aus frei entstandenen Kollokationen unter geeigneten Umständen feste Wendungen sich etablieren als die anerkannten Kunstausdrücke. Beiden dürften unter den Bedingungen des zwischensprachlichen Kontakts und Austauschs auch entsprechende Lehnerscheinungen zugeordnet werden. Auf solche „Lehnmetaphern“ und „Lehnglossen“ komme ich noch zurück. Zunächst kann die Tabelle die Komplexität der Erscheinungen bei dieser Gelegenheit zwar nur summarisch, dafür aber doch wohl anschaulich genug vor Augen führen.

Tabelle 1: MÖGLICHKEITEN FÜR DIE ERWEITERUNG DES WORTSCHATZES

(unter Einbeziehung der geläufigen Begriffe aus den Handbüchern sowie älterer und neuerer Arbeiten: Betz, Kirkness u.a., Hoppe u.a.)¹⁵

ÜBERTRAGUNGEN (transfers) und VERSCHIEBUNGEN (shifts)

(a) innerhalb einer Sprache unter Beibehaltung (bzw. bei Neuverwendung) eines bestehenden Signifikanten: Metapher Entstehung neuer (spezialisierter) lexikalischer Werte durch einschlägige Gestaltung des Diskurses	(b) unter den Bedingungen des zwischensprachlichen Kontakts und Austauschs: „Lehnbedeutung“ (dabei im Spezialfall: „Lehnmetapher“) „Lehnwendung“ Glossierungen und Erklärungen, die sich zur „Lehnglosse“ verdichten können
--	---

EINFÜHRUNG NEUER SIGNIFIKANTEN

(a) Verwendung und Ausbau der bestehenden Wortbildungsmöglichkeiten	(b) Die Skala der „Lehnbildungen“, je nach Genauigkeit der Übersetzung: „Lehnübertragung“ bzw. „Lehnübersetzung“. Bei gelungener Innovation in der Zielsprache: „Lehnschöpfung“
---	---

¹⁵ Betz (1974); Lewandowski (1984/5 unter den einschlägigen Lemmata), Wells (1985, bes. S. 276); Kirkness u.a. (1987), Hoppe (1987).

ÜBERNAHME GANZER LEXIKALISCHER EINHEITEN AUS DER PARTNERSPRACHE

(i) als zitiertes „fremdes Wort“

(ii) als „Fremdwort“, mit weiterhin
zwei entgegengesetzten nebeneinander-
bestehenden Möglichkeiten:

(a) das Wort mehr oder weniger
bewußt in einer gewissen Eigenart
beibehalten als andersartiges
Element im Wortschatz

oder (b) Assimilation, Einbür-
gerung als „Lehnwort“

Dazu noch: Ausbau von einem
Repertoire von entlehnten Wort-
bildungselementen:
„Lehnwortbildung“

ERFINDUNG NEUER SIGNIFIKANTEN

Rückgriff auf Eigennamen; Akronyme,
Abkürzungen, usw.; Wortspiele.

Was den Nutzen dieser Vielfalt angeht, so haben uns recht verschiedene Terminologien damit vertraut gemacht, daß ihre Präzision und Deutlichkeit, sogar ihre Eleganz und Einprägsamkeit durchaus vereinbar ist mit einer recht hybriden (oder schonender gesagt: vielschichtigen) Mischung aus Wort- und Lehnbildungsmöglichkeiten. Die Verschiedenheit der Mittel läßt sogar die Vermutung zu, daß solche Vielfalt, statt die Beseitigung von Synonymien als den Gipfel der Terminologiebildung erscheinen zu lassen, vielmehr geradezu darauf angelegt ist, Synonymien (mitunter ganz nützliche) zu schaffen.¹⁶

Den Nutzen der Synonymie (und zugleich die Vielschichtigkeit der Mittel zur Bereicherung des Vokabulars) kann exemplarisch an dem klassischen Beispiel der geologischen Zeitalter der Erdgeschichte erläutert werden,

¹⁶ Für Anregungen in diesem und in dem vorhergehenden Paragraphen bin ich David R. Langslow in Anschluß an seinen Vortrag „The Development of Technical Language in Latin with Special Reference to Medicine“ im Januar 1989 vor der Londoner Philological Society (vgl. jetzt Langslow (1989), S. 41-42 zum Thema der Synonymie), auch für den Hinweis auf Françoise Skoda, „Médecine ancienne et métaphore. Le vocabulaire de l'anatomie et de la pathologie en grec ancien“ (Paris: Peeters, 1988) sehr zu Dank verpflichtet.

wobei die Synonymie von größter Reichweite wohl im Nebeneinander von den für den Schulunterricht und für das gebildete Publikum vermittelnden Termini von *Altertum*, *Mittelalter* und *Neuzeit der Erdgeschichte* einerseits, und der expertenhaft-strengen systematischen Zuordnung dieser großen Epochen zueinander als *Paläozoikum*, *Mesozoikum* und *Känozoikum* andererseits besteht. Andere Synonymien erklären sich besser aus den Umständen der Wissenschaftsgeschichte mit ihren sich ablösenden Paradigmen: *Tertiär* und *Quartär* mögen wohl deswegen weitergelebt haben, weil durch sie das Neueste durchsichtiger abgetrennt wird, als dies durch die Folge jener Gräzismen geschieht, die in *Pleisto-* mit seiner Anlehnung an den griechischen Superlativ ihre Höchststufe erreichen; *Diluvium* und *Alluvium* haben ihre Wurzeln in der ehrwürdigen Tradition, für die dem Bericht von der biblischen Sintflut welt- oder gar erdgeschichtliche Gestaltungskraft innewohnt.

An der Tabelle läßt sich erst recht bei einem so geschlossenen, in seiner Motivierung mit ganz eindeutigen und durchsichtigen Gesichtspunkten und Zuordnungsprinzipien arbeitenden Schema die morphologische Buntheit des ganzen leicht ablesen. Da finden wir zum einen ein Nebeneinander von Erb- und Fremdgut. Auch bei dem Umgang mit Lehnwortbildungselementen sind die Termini ganz deutlich neugeprägt worden in den neueren Sprachen; und das Ganze ist nicht weniger international durch den bloßen Umstand, daß das Englische etwa *carboniferous period* und das Deutsche *Steinkohlenzeit* zur Bezeichnung der gleichen Epoche verwendet.

Zum anderen stellen wir eine als legitim empfundene und durch den Gebrauch sanktionierte Möglichkeit fest, daß „geerbte“ und „entlehnte“ Elemente in hybride Formen eingehen dürfen. Der Gegensatz ist ohnehin dadurch aufgehoben worden, daß beide, das Ererbte wie das Entlehnte, durch eine neue Motivierung einen anderen semantischen Aspekt gewonnen haben und dadurch als neu motivierte Verbindungen von Signifikanten und Signifikatum eben nicht mehr die alten Morpheme sind. Schließlich kann man auch kaum einsehen, wie die Vielfalt der für den Fachdiskurs notwendigen Wortarten (zumindest Adjektive neben Substantiven) ohne die Bildungsmöglichkeit von hybriden Formen zustande kommen konnte.

Tabelle 2: SCHEMA DER GEOLOGISCHEN ZEITALTER („Zeitalter der Erdgeschichte“) als Beispiel für Terminologiebildung

<i>das Erdaltertum,</i>	<i>das Kambrium</i>	Adjektiva auf -isch,
<i>das Paläozoikum</i>	<i>das Ordovizium</i>	z.B. <i>ordovizische</i>
[zu gr. <i>palaiós</i>	<i>das Silur</i>	<i>silurische</i> usw.
„alt“,	<i>das Devon</i>	<i>Formation</i>
<i>zōon</i> „Lebewesen“]	<i>das Karbon,</i>	<i>die Steinkohlen-</i>
	<i>die Steinkohlenzeit</i>	<i>formation</i>
	<i>das Perm</i>	

<i>das Erdmittelalter,</i>	<i>die Trias, Triaszeit</i>	<i>triassisch, Trias-</i>
<i>das Mesozoikum</i>	<i>der Jura, die Jurazeit</i>	<i>jurassisch, Jura-</i>
[zu gr.	<i>die Kreide, Kreidezeit</i>	<i>kretazisch</i>
<i>mésos</i> „Mitte“]		

(*das TERTIÄR*)

<i>die Erdneuzeit,</i>	<i>das Paläozän</i>	Adj. <i>paläozän</i> usw.
<i>das Känozoikum</i>	<i>das Eozän</i>	[zu gr. <i>ēōs</i> „Dämmerung“]
(<i>Zäno-, Cäno-</i>),	<i>das Oligozän</i>	[zu gr. <i>olígos</i> „klein“]
[zu gr. <i>kainós</i>	<i>das Miozän</i>	[zu gr. <i>meíon</i> „minder“]
„neu“]	<i>das Pliozän</i>	[zu gr. <i>pleíon</i> „mehr“]
(<i>das QUARTÄR</i>)	<i>das Pleistozän,</i>	[zu gr. <i>pleístos</i> „meist“]
	<i>das Diluvium</i>	
	<i>das Holozän,</i>	[zu gr. <i>hólos</i> „ganz“]
	<i>das Alluvium</i>	

Anm. 1 Die Polarität *palaíos* – *kainos* unterscheidet sich zum Kontrast *palaíos* – *neos*, auf den bei den Steinzeiten *Paläolithikum* – *Neolithikum* Bezug genommen wurde.

Anm. 2 Als Lehnwortbildungselemente müßten die entsprechenden Morpheme nicht etymologisierend (wie oben) dargestellt werden, sondern etwa als *Paläo-* „alt“ zu/nach gr. *palaiós*, *Käno-* / *Z-* / *C-* ~ *-zän* „neu“ zu/nach gr. *kainós*, usw.

Dazu ist der Rückgriff auf das klassische Altertum (das sowieso neben anderem, z.B. geographischem Wissen dasteht) auch seinerseits eine bunte Mischung aus gut akkreditierten Morphemen meist griechischen Gepräges (in diesem Fall) und antiquarischem, eher lateinisch geschul-tem Wissen über die Stämme des alten Britanniens (*Ordovices*, *Silures*). Dazu werden Fragmente der lateinischen bzw. griechischen Grammatik ziemlich willkürlich hier und dort im System eingesetzt, etwa -ium als Affix bei *Kambrium*, *Ordovizium* (aber nicht **Silurium*, wo doch das

Englische mit einem vollkommenen Parallelismus von *Cambrian* über *Ordovician* usw. bis hin zu *Permian* aufwartet). Das Muster weist auch andere Willkürlichkeiten auf: Als freie Form im Deutschen ist *Karbon* nur als Bezeichnung für die Steinkohlenzeit gebräuchlich, denn dem englischen *carbon* als Wort der Gemeinsprache entspricht dt. *Kohlenstoff* bzw. als gebundene Form *Kohlen-* (z.B. in *Kohlensäure*, *Kohlendioxyd*); lediglich als gebundene Form im Ableitungskomplex *-karbonat* (z.B. *Kalziumkarbonat*) entspricht *-karbon-* seinem etymologischen Gegenpart in der Partnersprache.

Hat man sich einmal klar gemacht, was für ein buntes Gemisch von Erscheinungsformen in der Morphologie auch eine so wunderbar übersichtlich aufgebaute, in seinen Zusammenhängen recht durchsichtig motivierte Terminologie wie diese aus dem Bereich der Paläontologie aufweisen kann, wie wir sie hier als Folie genommen haben, so nimmt es kaum wunder, wenn wir uns bei einem erst recht zeitgenössischen und noch in der intensivsten Innovationsphase steckenden Bereich eine entsprechend eklektisch-bunte Vielfalt anschaulich machen können. Bei diesem Wortschatz auf dem Gebiet der Informationstechnologie (IT) bzw. der elektronischen Datenverarbeitung (EDV) wollen wir nicht auch noch die dazu gehörige regelrechte Fachsprache der mathematischen Logik mit einbeziehen, denn es wird uns schon genug zu schaffen machen, wenn wir uns auf die Vertrautheit von so manchen mathematischen Laien mit bisher unbekannten Kunstwörtern wie *Datenbanken* und *Ablaufplänen*, mit *Bits* und *Bytes*, mit *Schnittstellenbausteinen* oder gar *Interface-Modulen* und auch mit technischen Schritten wie „Initialisieren“ und „Formatieren“ oder mit Arbeitsweisen wie „Fenstertechnik am Bildschirm“ konzentrieren.

In wie sensibler Weise das Nebeneinander von traditionellen und innovatorischen Wortbildungs- und Wortschöpfungs- oder -entlehnungsmöglichkeiten den sich entwickelnden Charakter dieses Wortschatzes gerade in Bereichen wiederzugeben vermag, wo es am „benutzerfreundlichsten“ zugeht (um mal auch dieses Schlagwort in meinem Text einzubauen), dürfte uns ein Text¹⁷ zeigen, der bei einer Schilderung des heutigen „state of the art“ die Entwicklungen der Jahrzehnte seit den sechziger Jahren kurz umriß. In einer kurzen Passage war vom „Großrechner im Rechenzentrum“ und von „Lochkarten“ und vom „Lochkartenstanzer“ bzw. „Löcherstanzer“ die Rede, und dieses über weite Strecken gut eingedeutschte Vokabular konnte Stimmung wie Arbeitsstil jener früheren

¹⁷ Hans-Dieter Haller, „Am Anfang war der Löcherstanzer. 20 Jahre Computer-Erfahrung in der didaktischen Forschung und Entwicklung“, Deutsche Universitätszeitung 1-2/1989, S. 24.

Jahre lebendig wachrufen und sie von denen der heutigen Zeit deutlich abheben und distanzieren.

Was uns heute begegnet (und sich allerdings schon damals anbahnte) ist ein faszinierendes Gemisch von ansprechenden Metaphern und gelegentlich sogar gut getroffenen Wortschöpfungen, ein Nebeneinander von direkt übernommenen Anglo-Amerikanismen wie von deren glossierten und eingedeutschten Entsprechungen, ein Kontrast zwischen einerseits z.T. schwerfälligen und langatmigen Erklärungen, die sich noch nicht zur richtigen Glosse verdichtet haben, und andererseits einer Vorliebe für wenigstens knapp aussehende Akronyme und andere Abkürzungen und Abkürzungen.¹⁸

Wie sich übrigens dieses alles nach wiederum zwei Jahrzehnten anhören wird – nachdem die „Virenkrankheiten“ der Computer noch mehr um sich gegriffen haben oder die große „Einschmelzung“ eingetreten ist, und was es noch mehr an apokalyptischen Vorstellungen auf diesem Gebiet geben mag; oder nachdem, nüchterner gesehen, eine nochmalige Umschichtung der Qualifikationen und Fähigkeiten im Arbeitsmarkt eine geänderte Arbeitsteilung zustande gebracht hat –, bleibt natürlich abzuwarten. Man erkennt den Stil der eigenen Zeit und hebt ihn vom Stil der vorhergehenden Jahre ab. Unsere Nachfolger werden ihn bestimmt noch konturierter wahrnehmen, mit genauso seinem eigenen Gepräge wie für uns die Ausdrucksweise der Sechziger.

In diesem beschränkten Rahmen und bei einem sich so rasch entwickelnden Gebiet kann ich nur die Anfänge einer längeren Beschäftigung mehr oder weniger als Stichprobe bieten; und in dem Zusammenhang möchte ich für jetzt drei bis vier Punkte hervorheben.

Erstens, um das Augenfälligste gleich hinter uns zu bringen, fällt jedem sofort die Anzahl der direkt übernommenen Formen auf,

- oft genug als Zitat, als „fremdes Wort“ oder „fremde Redewendung“ schlechthin (*soft failure; soft error; black box* [etwa in *Black-Box-Prinzip*, wie auch häufig bei Mischformen, vgl. *Multiple-Choice-Aufgaben, Floppydisk-Laufwerk*]; zu *black box* vgl. eine Zwischenüberschrift wie 'Keine „black box“ mehr, sondern ein sehr flexibles Werkzeug')¹⁹

¹⁸ Ich habe in dieser stichprobenartigen Beschäftigung hauptsächlich folgende Nachschlagewerke zu Rate gezogen: Brinkmann/Schmidt (hrsg. Brinkmann/Tanke) 1985; IBM Deutschland, „Fachausdrücke“ 1985; Haslinger 1987; „Duden Informatik“ 1988; Jamin 1988; „Softwareführer 1989“.

¹⁹ Wilhelm Ott, „Flexibilität ist grenzenlos“, Deutsche Universitätszeitung 1-2/1989, S. 16-17.

- dann als Fremdwort (*die Software, die Hardware; der Code* (schon vor dieser Verwendung geläufig genug, auch mit der „C“-Schreibung, wenn auch mit anderem Signifikatum), *floaten; das Gateway, die Display-File*); diese wiederum oft genug mit den Graphem-Phonem-Korrespondenzen, die an die englischen Vokalwerte erinnern, gelegentlich mit einer Nachempfindung des Wortspiels, das mit dem Spiel mit den „kurzen“ und „gedehnten“ Vokalwerten einhergehen kann, wie bei *das Bit, das Byte*;
- gelegentlich mit einer Polymorphie, die den Anfang des klassischen Übergangs zum Lehnwort markieren, z.B. in dem Nebeneinander von *die Hardcopy* (Pl. *Hardcopys*) – *die Hartkopie* (Pl. auf *-ien*).

Dabei ist festzuhalten, daß diese im Grunde keine „schweren Wörter“ mehr darstellen: Sie sind nicht einmal schwierig, nachdem die vorhin erwähnte Nachempfindung der Werte des englischen Vokalsystems so geläufig geworden ist. Wo dennoch gelegentlich eine gewisse Unsicherheit zu Schwierigkeiten führen könnte – wo (wenn überhaupt) setzt man den Bindestrich bei *Personal Computer*, zumal in einer Zusammenbildung wie *Personal Computer-Know-how*?²⁰ – kommt ein wendiges Akronym in Form von *PC* zu Hilfe. Schließlich können auch bewährte Lehnwortbildungselemente bei der Aneignung des neuen Vokabulars helfen, wie *-(is)ieren* bei *format(is)ieren, initialisieren, positionieren, parametrieren*; oder *Mega-* in *das Megabyte*; oder *-iell* in *sequentiell*.

Zweitens, und weit wichtiger, da es für diesen ganzen Wortschatz auch im Englischen kennzeichnend ist, daß er gern auf Metaphern zurückgreift, weise ich auf die parallele Bemühung in den beiden beteiligten Sprachgemeinschaften um eine adäquate Metaphorik hin. Es ist dabei gar nicht ausgemacht, daß in der zweiten Sprache das einfach übernommen wird, was schon in der ersten vorgedacht und vorgeprägt wurde. Manchmal wird sogar auf die Wiedergabe verzichtet, etwa bei engl. *bug* („Softwarefehler“, „Programmfehler“, weil dt. *Wanze* schon anderweitig zu fest vereinnahmt wurde), oder bei engl. *daisy-wheel printer* (schade eigentlich, daß man sich ganz nüchtern mit dt. *Typenrad* begnügt; das Bild vom Gänseblümchen war doch so schön). Jedoch wird in so vielen Fällen, wo die „Lehnbedeutung“ die besondere Variante der „Lehnmetapher“ aufweist, um die geeignete Wiedergabe und um eine geeignete entsprechende Metaphorik Mühe aufgewendet. Bei dieser Wortwahl erweisen sich die verschiedensten Gesichtspunkte – semantische, grammatische, lautliche – als ausschlaggebend.

²⁰ Aus einer Anzeige im SPIEGEL 23/1984, S. 35.

So wird für engl. *loop* aus dem deutschen Wortfeld *Schleife* und nicht etwa *Schlinge* gewählt; für engl. *store* hat sich dt. *Speicher* (aus den vielen recht unterschiedlichen Assoziationen des engl. bzw. amerik. Wortes) wegen des bequemen Vorhandenseins eines Verbums *speichern* empfohlen. Für engl. *batch* hat man dt. *Stapel* und nicht etwa *Menge*, *Masse*, *Haufen* gewählt, um von spezialisierten Gliedern des Wortfelds wie *Stoß* oder *Satz* (Papier) oder gar *Schub* (Brot) ganz abzusehen. Für den in der internen Logik der Computer wichtigen Begriff des (engl.) *gate* (für die logischen UND- bzw. ODER- bzw. NAND- bzw. NOR-Verknüpfungen) kam nicht etwa *Tür* oder *Tor* oder *Pforte* heraus, sondern – als Teilwiedergabe der Lautstruktur des englischen Wortes? – das ziemlich gesuchte, fast bildschöpferisch anmutende dt. *Gatter*.

Auch für so gängige Ausdrücke wie engl. *output* und *input* finden z.T. metaphorische Wiedergaben wie dt. *Ausgang* bzw. *Eingang* Verwendung. Allerdings begegnen einem hier viel häufiger die Lehnbedeutungen *Ausgabe* bzw. *Eingabe*, wo es sich um schon bestehende Signifikanten mit jeweils eigenem bestehenden Signifikat handelt, ohne eine sofort einleuchtende metaphorische Übertragungsmöglichkeit von der alten Bedeutung (z.B. Eingabe als ein dem Gerichtshof vorgelegtes Schriftstück, auf engl. *submission* und ebensowenig für den EDV-Bereich einschlägig.)

Das Metapherngemisch bei der Arbeit am Bildschirm weist hingegen einige eher morphologisch-syntaktische Grenzen dieser zwischensprachlich geteilten Metaphernfreude auf. Vom *Bildschirm* in diesem Zusammenhang zu reden, ist nicht als Lehnbedeutung anzusprechen, denn es geht um eine neue Verwendung des gleichen Gegenstandes, der dabei nicht einmal seinen Namen zu ändern brauchte. Allerdings war die ursprüngliche Bezeichnung des Bildschirms schon bildhaft genug, und in unserem Zusammenhang kann es auch weit weniger metaphorisch *Datensichtgerät* heißen. Bei den Vorgängen, die bei der Arbeit am Bildschirm aufkommen, stellt man fest, daß für engl. *windowing* die durchaus naheliegende Wiedergabe mit dt. *Fenster* vorkommt, daß sich aber aufgrund der vergleichenden Morphologie der beiden Sprachen das englische Wort nicht unmittelbar als Gerundiv wiedergegeben werden darf, sondern mit der Lehnübertragung dt. *Fenstertechnik*. Auch bei engl. *scrolling* kann man zwar im Bilde bleiben und im Deutschen von *Rollbalken* sprechen, aber die Wiedergabe erfordert eher umschreibende Formulierungen, die sich direkt an dem Erlebnis orientieren, daß der Text oder die „Fensterinhalte“ am Schirm gleichsam auf einer Schriftrolle hinter dem Bildschirm stehen und so hin und her verschoben werden können.

Damit komme ich zum dritten Phänomen, das ich hervorheben möchte, nämlich daß so manche Formulierung noch den Charakter einer Beschrei-

bung oder Erklärung trägt, als ob man noch auf die charakteristischen Züge und Merkmale des Gegenstandes oder des Vorgangs selber einzugehen versucht, ohne in dem vorhandenen Ausdruck in der Partnersprache das eigentliche Stichwort zu finden, das zur präzisen – nüchternen oder bildhaften – Wiedergabe durch vorhandene Entsprechungen in der eigenen Sprache anreizt oder anspricht.

So etwa wenn, wie vorhin festgestellt, bei engl. *bug* auf die Wiedergabe durch das anderweitig vereinnahmte dt. *Wanze* verzichtet und das Phänomen etwa als Fehler in der Software gekennzeichnet wird; oder wenn ein Nominalkomplex wie engl. *significance start character* eher glossiert als übertragen oder übersetzt wird durch das dt. Syntagma *Startzeichen für Nullschreibung* oder wenn in ähnlicher Weise engl. *malfunction routine* oder *executive overlay phase* mit ausführlich-expliziten aber unhandlichen dt. Zusammensetzungen wie *Hardware-Fehlersuchprogramm* bzw. *Ablaufteilüberlagerungsphase* ihre Wiedergabe finden.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß dieses Bemühen um Erklärung oder Beschreibung auch in der Partnersprache sich gelegentlich genauso holperig oder langatmig auswirkt. Es handelt sich um eine Aufgabe, vor der die Sprecher der beiden Sprachgemeinschaften gleichzeitig stehen und die sie, so gut es geht, mit den mehr oder weniger parallel laufenden Mitteln bewältigen, die durch die vergleichende Morphologie ihrer beiden Sprachen zur Verfügung gestellt werden. Dieses stellt wohl auch eine Erscheinung einer bestimmten Entwicklungsphase einer innvatorischen Technologie dar, in der die (wegen des internationalen Charakters der Aufgabe notwendigerweise zwischensprachliche) Vermittlung des Fachvokabulars am besten durch Kurzartikel in Nachschlagewerken größeren oder kleineren Formates geschieht, eventuell (z.B. Haslinger 1987) mit einem Index der Fachausdrücke der Partnersprache zum Verweis auf die Erklärung im Haupttext.

Um diese wohl als Übergangsphänomen zu verstehenden Erscheinungen zu erfassen, wo keine präzise Lehnbedeutung (oder Lehnmetapher) vorliegt, oder wo die Entsprechung auch nicht eng genug ist, um (wie z.B. bei *fifth generation/fünfte Generation*) als „Lehnwendung“ gebucht zu werden, wo aber ebenfalls noch nicht der enge und kompakte Charakter der „Lehnübertragung“ oder der „Lehnübersetzung“ nachzuweisen ist, zugleich auch nicht die Genauigkeitsgrade, die wir für die Verteilung (je nach Grad der Genauigkeit) dieser herkömmlichen Notenprädikate verlangen, schlage ich vor, die Kategorie der „Lehnglosse“ (als eine Formulierung, zu der man gekommen ist, weil für sie ein Ausdruck oder eine längere Wendung in der Partnersprache vorgelegen hat) einzuführen.

Dann könnten die Entsprechungen als solche einem Platz im tabellari-
schen System zugeordnet werden, ohne die Genauigkeitsgrade, die wir
bei den klassischen Lehnerscheinungen anlegen, zu sehr zu relativieren.

Im Glücksfall verdichtet sich die Glossierung zur knappen Formation,
und dann ist die Übersetzung eventuell handlicher als die Formulie-
rung im Englischen: Vgl. dazu engl. *hardware-implemented routine* mit
dt. *Hardwareroutine*. Dann ist man auf dem Wege zu den bekann-
teren (aber in ihren Abgrenzungen nicht immer eindeutig zu unter-
scheidenden) Kategorien der „Lehnübertragung“ und „übersetzung“;
und wenn solche recht gelungene Übertragungen und Übersetzungen
(eigentlich möchte man besser sagen: parallele Prägungen) eben so
gang und gäbe sind, wie zahlreiche Beispiele (*windowing/Fenster-
technik; file/Datei; flow chart/Ablaufplan; flow control/Folgesteuerung; data-
base/Datenbank, Datenbasis*) zur Genüge zeigen könnten, so gelingt im
besonderen Glücksfall direkt die Lehnerschöpfung.

Als Beispiel für eine solche Schöpfung – zugleich mein vierter und letz-
ter Punkt bei dieser Gelegenheit – möchte ich dt. *Schnittstelle* für engl.
interface – neben (wie konnte es anders sein?) dt. *das Interface*, Pl.
Interfaces – anführen. Zwar findet auf der Grundlage weder von dt. *die
Schnittstelle* noch von dt. *das Interface* die englische verbale Wendung
to interface with eine unmittelbare Entsprechung; aber darauf kann
man leicht verzichten, es läßt sich ganz schlicht und umgangssprachlich-
unpräzise mit dt. *anschießen* wiedergeben – wohl im Passiv, oder
nominalisiert mit *Anschluß finden*. Das Muster für das Substantiv
Schnittstelle – mit *Schnittpunkt* oder *Schnittfläche* – war morpho-
logisch zwar gegeben; wenn man sonst bei der Wortbildung mit *-stelle*
an die Filmtechnik denken mag – auch dort ist der „Schnitt“ doch so
etwas wie ein Anschluß und stellt Aneinanderreihungen und Abfolgen
her –, so ist der Gegenstand doch so ganz anders, daß es sich um keine
übliche Übertragung handeln kann (und deswegen hier nicht als irgend-
welche Metapher in Anspruch genommen wurde). Es müßte stattdessen
schlechthin als schöpferischer Akt anerkannt und in unserer Terminolo-
gie mit dem Prädikat „Lehnerschöpfung“ versehen werden. Auch Schottel
hätte mit einem solchen Rückgriff auf die „Verdoppelungs“- (oder wie es
bei uns nüchterner heißt: Zusammensetzungs-)möglichkeiten seiner Teut-
schen Hauptsprache (die in diesem Kapitel der Grammatik für ihn nicht
einmal dem Griechischen nachstand) zufrieden sein können, auch im Be-
reich dieser neuesten Handwerkskunst. Die Gattung der Lobreden auf
die deutsche Sprache, die damit Material für weitere „orationes“ finden
darf und kann, dürfen und können doch nicht ganz verklungen sein.

Literatur

- Aarsleff, Hans/Kelly, Louis G./Niederehe, Hans-Josef (1984/7): *Papers in the History of Linguistics. Proceedings of the Third International Conference on the History of the Language Sciences (ICHoLS III)*. Princeton, 19-23 August 1984. Amsterdam; Philadelphia, Benjamins.
- Adorno, Theodor W. (1959): *Wörter aus der Fremde* (Ursprünglich als Vortrag für den Hessischen Rundfunk). In: *Akzente* 2/1959, S. 176 f.
- Adorno, Theodor W. (1969): *Auf die Frage: Was ist deutsch?*. In: *Stichworte. Kritische Modelle* 2. Frankfurt, Suhrkamp, S. 102-112.
- Adorno, Theodor W. (1974): *Über den Gebrauch von Fremdwörtern*. Typskript aus dem Nachlaß. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. 11. Frankfurt, Suhrkamp, S. 640-646.
- Betz, Werner (1974): *Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen*. In: Maurer, Friedrich/Rupp, Heinz: *Deutsche Wortgeschichte*, Bd. I. 3. neubearbeitete Auflage. Berlin, de Gruyter, S. 135-163.
- Bloomfield, Leonard (1933/5): *Language*. New York, 1933; London, Allen u. Unwin, 1935 (zitiert wurde nach der Londoner Ausgabe).
- Braun, Peter (Hrsg.) (1979): *Fremdwortdiskussion*. München (= UTB 797).
- Brinkmann, K.-H./Schmidt, R. (hrsg. v. K.-H. Brinkmann und E. Tanke) (1985): *Wörterbuch der Datentechnik/ Data Systems Dictionary* (Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch). Wiesbaden, O. Brandstetter.
- Deutsches Fremdwörterbuch (1913-1988). Bd. I: Hans Schulz. Straßburg, Trübner, 1913; Bd. II: Otto Basler. Berlin, de Gruyter, 1942; Bde. III - V: Alan Kirkness, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Gerhard Strauss, unter Mitwirkung von Paul Grebe. Berlin, de Gruyter, 1977, 1978, 1981; Bd. VI: Gabriele Hoppe und die vorhergehenden Namen. Berlin, de Gruyter, 1983; Bd. VII: Alan Kirkness. Berlin, de Gruyter, 1988.
- Dolezal, Fredric (1985): *Forgotten but Important Lexicographers: John Wilkins and William Lloyd. A Modern Approach to Lexicography before Johnson*. Tübingen, Niemeyer.
- Duden Informatik (1988): *Ein Sachlexikon für Studium und Praxis*. Mannheim, Dudenverlag.
- Gowers, (Sir) Ernest (1948, 1951, 1954): *The Complete Plain Words*, revised by (Sir) Bruce D. Fraser. London, HMSO.

- Harras, Gisela (1987/8): Das Wörterbuch. Artikel und Verweisstrukturen. Düsseldorf. (= Jahrbuch 1987 des IDS).
- Haslinger, Erwin (1987): Lexikon der Personal Computer. Arbeitsplatzsysteme. Kommunikationsnetze. München; Wien, Oldenbourg.
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang/Möhn, Dieter/Weinrich, Harald (Hrsg.) (1978): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf, Schwann. (= Sprache der Gegenwart, Bd. 45).
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang (Hrsg.) (1982/3): Wortschatz und Verständigungsprobleme: Was sind 'schwere Wörter' im Deutschen?. Düsseldorf, Schwann, 1983. (= Jahrbuch 1982 des IDS).
- Hoppe, Gabriele, et al. (1987): Deutsche Lehnwortbildung. Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen. Tübingen.
- Hüllen, Werner (1984/7): Style and Utopia. Sprat's Demand for a Plain Style, Reconsidered. In: Aarsleff/Kelly/Niederehe (1984/7), S. 247-262.
- IBM Deutschland (1985): Fachausdrücke der Informationsverarbeitung. Wörterbuch und Glossar. Englisch-Deutsch, Deutsch-Englisch.
- Jamin, K.W. (1988): Das Software-Lexikon. Ehningen, expert; Stuttgart, Taylor.
- Kirkness, Alan (1980): Zum metasprachlichen Gebrauch von „deutsch“ als Gegensatz zu „fremd“. Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses, Basel 1980. Bern, Peter Lang, S. 45-50.
- Kirkness, Alan (1983): Fremdwort und Fremdwortpurismus: Lehren aus der Sprachgeschichte für den Deutschunterricht. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 52, S. 14-29.
- Kirkness, Alan (1984): Aliens, denizens, hybrids and natives: foreign influence on the etymological structure of the German vocabulary. In: Russ, C.V.J. (Hrsg.): Foreign Influences on German. Dundee, Lochee Publications, S. 1-26.
- Kirkness, Alan (1985/6): Vom Fremdwörterbuch zum Lehnwörterbuch und Schwerwörterbuch. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Tübingen, Niemeyer, S. 153-162.
- Kirkness, Alan u.a. (1987): Einführung, Zielsetzung, Genese und Materialbasis des Vorhabens Lehnwortbildung (LWB). In: Hoppe, Gabriele/ Kirkness, Alan/Link, Elisabeth/Nortmeyer, Isolde/Rettig, Wolf-

- gang/Schmidt, Günter Dietrich: Deutsche Wortbildung. Tübingen, G. Narr, S. 9-24.
- Kroeber Riel, W. (1967): Die verbale Explosion wissenschaftlicher Sprachen und einige semantische Probleme der Sprachpräzisierung und Sprachnormung. In: Muttersprache, 77, S. 144-150.
- Langslow, David R. (1989): Latin Technical Language: Synonyms and Greek Words in Latin Medical Terminology. In: Transactions of the Philological Society, 87, S. 33-53.
- Levin, Thomas Y. (1985): Nationalities of Language: Adorno's Fremdwörter. An Introduction to „On the Question: What is German?“. In: New German Critique, 36, Fall 1985, S. 111-119.
- Lewandowski, Theodor (1984/5): Linguistisches Wörterbuch, 3 Bde. 4. neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, Quelle u. Meyer. (= UTB 200, 201, 300).
- Link, Elisabeth (1983): Fremdwörter – der Deutschen liebste Schwere Wörter?. In: Deutsche Sprache, 11, S. 47-77.
- Link, Elisabeth (1987/8): Lehnwortbildung im Wörterbuch. In: Harras (1987/8), S. 223-265.
- Mentrup, Wolfgang (1982): „Schwere Wörter“ im Deutschen. Ein neues lexikographisches Vorhaben im Institut für deutsche Sprache. In: Deutsche Sprache, 10, S. 270-282.
- Mentrup, Wolfgang (1982/3): Lexikographische Konzepte zur Beschreibung „schwerer Wörter“. Probleme und Vorschläge. In: Henne, H./Mentrup, W. (1982/3), S. 160-194.
- Munske, Horst Haider (1985/6): Fremdwörter in deutscher Orthographie. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Bd. 4. Tübingen, Niemeyer, 1986, S. 49-59.
- Munske, Horst Haider (1988): Ist das Deutsche eine Mischsprache? Zur Stellung der Fremdwörter im deutschen Sprachsystem. In: Munske/von Polenz/Reichmann/Hildebrandt (1988), S. 46-74.
- Munske, Horst Haider/Polenz, Peter von/Reichmann, Oskar/Hildebrandt, Rainer (1988): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin; New York, de Gruyter.

- Norback, C. und P. (1979): *The Must Words: the Six Thousand Most Important Words for a Successful and Profitable Vocabulary*. New York, McGraw Hill.
- Phillips, David G. (1982): „A Thoroughly Respectable Language”: Pupils' views on German and other „second” foreign languages. In: *British Journal of Language Teaching*, 20, S. 23-29.
- Polenz, Peter von (1967): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: *Muttersprache*, 77, S. 65-80.
- Richards, I.A. (1941): Einleitung zu H.R. Walpole, „Semantics”. New York.
- Seiffert, Leslie (1987): Hard words and loan-currency: an old controversy made new. Notes towards a history of speaker-attitudes to words in German and English. In: Russ, C.V.J./Volkmar, Claudia: *Sprache und Gesellschaft in deutschsprachigen Ländern*, Yorker Werkheft. York, Goethe-Institut, S. 180-247 (bes. S. 215-231).
- Seiffert, Leslie (demnächst), *The Germanist and Latinist Justus Georgius Schottelius and the traditions of German purism*. In: Hüllen, Werner: *Essener Kolloquium zu Problemen der Historiographie der Linguistik*. Münster, Nodus.
- Softwareführer 1989 für Personal-Computer. München, L. Rossipaul, 1988.
- Strauss, Gerhard (1987/8): Artikelsorten und Artikelstrukturen im „Lexikon schwerer Wörter im Deutschen”. Referat auf der Tagung 1987 des IDS „Das Wörterbuch: Artikel und Verweisstrukturen”; jetzt Harras (1987/8) S. 196-222.
- Strauss, Gerhard/Hass, Ulrike/Harras, Gisela (1989): *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch*. Berlin; New York, de Gruyter. Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 2 (mir bis zum Abschluß dieses Manuskripts noch nicht zugänglich; vgl. dazu Strauss/Zifonun (1989).
- Strauss, Gerhard/Zifonun, Gisela (1989): Themen, Meinungen, Wörter der Zeit. In: *Sprachreport* 1/89, S. 35-42.
- Wells, Christopher J. (1985): *German. A Linguistic History to 1945*. Oxford, Clarendon Press.
- Wüster, Eugen (1967): Die terminologische Grundlegungsarbeit im Zerrspiegel und in der Wirklichkeit. In: *Muttersprache*, 77, S. 98-110.

Zgusta, Ladislav (1982/3): „Hard words“ – „schwierige Wörter“ in der älteren englischen einsprachigen Lexikographie. In: Henne, H./Mentrup, W. (Hrsg.) (1982/3).

Bemühungen um eine Neuregelung der deutschen Rechtschreibung

Kulturbruch oder Beitrag zur Sprachkultur?

0. Der Angang

Im Februar 1987 erteilten der Bundesminister des Innern und die Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder dem Institut für deutsche Sprache (IDS), Mannheim, den Auftrag, zu fünf Bereichen der deutschen Rechtschreibung einen Reformvorschlag vorzulegen, und zwar zur Zeichensetzung, Worttrennung am Zeilenende, Zusammen- und Getrenntschreibung, Laut-Buchstaben-Beziehung und Fremdwortschreibung. Gleichzeitig wurde die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), Wiesbaden, gebeten, zu diesem Vorschlag eine Stellungnahme abzugeben.

Am 17. Oktober 1988 überreichte das Institut den Auftraggebern seinen „Vorschlag zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“, der von der Kommission für Rechtschreibfragen des IDS, z.T. gemeinsam mit Experten aus der DDR, aus Österreich und aus der Schweiz, erarbeitet wurde – im August 1988 in der Kommission mehrheitlich verabschiedet und von den Mitgliedern einvernehmlich als insgesamt sinnvoll, begründet und entsprechend vertretbar angesehen. Gleichzeitig überreichte die Gesellschaft ihre Stellungnahme.

Die nach der Herausbildung einer relativ einheitlichen deutschen Schriftsprache einsetzenden Bemühungen, die unter Einfluß von Freyer, Gottsched und Adelung als Schreibbrauch bereits gefestigte, aber noch stark schwankende (Recht-)Schreibung weiter zu vereinheitlichen und zu vereinfachen sowie eine allgemeine Schreibnorm zu kodifizieren und als Schreibgesetz für Behörden und Schulen durchzusetzen – diese Bemühungen stellen einen langen Weg dar, dessen Ziel bis heute – d.h. auch nach der Übergabe des Vorschlags – nicht erreicht ist. Markante Stationen bilden die Jahre 1876, 1901 und 1986, in denen die großen orthographischen Konferenzen stattfanden bzw. begonnen haben.¹

¹ Zur Zusammensetzung, Entwicklung und Arbeit der Kommission vgl. Mentrup 1985, 1989a und b.

Zur Unterscheidung von Schreibbrauch, Schreibnorm und Schreibgesetz vgl. Mentrup 1984a, ausführlicher 1988a, S. 25ff. sowie die dort angegebene Literatur.

Insgesamt vgl. u.a. Nerijs 1975, S. 58 ff.; Schlaefer 1980b, 1981, 1984; Lohff

1. Von der 1. zur 2. Orthographischen Konferenz (1876 bis 1901): Vereinheitlichung und Vereinfachung

Im zeitlichen Umfeld der 1. Orthographischen Konferenz von 1876 lassen sich im Bemühen um die Regelung der deutschen (Recht-)Schreibung drei Richtungen unterscheiden.

1.1. Die historische und die systematisch-phonetische Richtung

Zunächst sind zwei dieser drei Richtungen kurz vorzustellen, und zwar

- die sog. historische Richtung mit dem Postulat, Veränderungen der Schreibung nur unter sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten durchzuführen (Jacob Grimm, Weinhold u.a.), was z.B. zu Schreibungen führt wie *Stahl, Ehe, Mohn* („organisches“ *h*) vs. *Zal, denen/Denung, Lon* (Tilgung des „unorganischen“ Dehungs-*h*); *geblieben, gerieben, geschwiegen* („organisches“ *ie*) vs. *(er) blib, rib, schwig* (Tilgung des „unorganischen“ Dehnungs-*ie*) vs. *Liëcht* (statt historisch „falschem“ kurzem *i* wie in *Licht* Diphthong *iē*);
- die sog. radikal- oder auch systematisch-phonetische Richtung mit der Forderung nach einer konsequent lautgetreuen Schreibung: ein Laut – ein Buchstabe und umgekehrt (Michaelis, Fricke u.a.), was z.B. zu Schreibungen führt wie *ih* (statt *ich*), *unt* (*und*), *erhötes Mas* (*erhöhtes Maß*), *di Wichtigkeit* (*die Wichtigkeit*), *Nazion* (*Nation*), *unternām* (*unternahm*), *subjektif* (*subjektiv*), *sollten* (*sollten*), *Schwirrigkeit* (*Schwierigkeit*).

Beide Richtungen treten für eine starke Einschränkung der Großschreibung ein. Gemeinsam ist ihnen das Bestreben, „die Grundlage der Orthographie entgegen dem Schreibgebrauch auf ein Prinzip zu reduzieren“, sowie ihre entgegen den Erfordernissen der pädagogisch bestimmten Praxis stark theoretisch bestimmte Wissenschaftlichkeit. Entsprechend haben sie auf die Praxis der Schule und die Entwicklung der Schulorthographie, um die es damals insbesondere geht, wenig oder keinen Einfluß (Schlaefer 1980b, S. 291ff.).

1.2. Die phonetisch-praktische Richtung – Rudolf von Raumer

Maßgeblichen Einfluß hat hingegen die dritte Richtung, die phonetisch-praktische oder phonetisch-pragmatische,² die vor allem in Rudolf von

1980, Bramann 1982, Küppers 1982, Jansen-Tang 1988.

² Der von Schlaefer und von Bramann 1982 hier übernommene Ansatz von drei Richtungen ist der Sache angemessener. Der Ansatz von zwei Richtun-

Raumer sowie im weiteren in Wilmanns und zeitweise in Konrad Duden ihre Vertreter hat.

Raumer erarbeitet auf Vorschlag der Reichsschulkonferenz vom 18. Oktober 1872, im amtlichen Auftrag des „Königlich Preussischen Ministers der geistlichen, Unterrichts= und Medicinal=Angelegenheiten“ Dr. A. von Falk (laut Schreiben vom 30. Dezember 1872 an die anderen „hohen Bundesregierungen“) und mit deren Zustimmung eine umfangreiche Vorlage für die – später sogezählte – 1. Orthographische Konferenz von 1876 (vgl. Verhandlungen 1876, 3f.): ein ausgearbeitetes Regelwerk (ohne Interpunktion und Getrennt- und Zusammenschreibung) mit Wörterverzeichnis und einen Kommentar (vgl. Raumer 1876, S. 9-78).

Nach Raumer ist „Unsere deutsche Gemeinsprache (...) in unserer überlieferten Rechtschreibung“ „Maßstab dafür, welche Wortformen (...) zur Geltung gekommen sind“, und „die bisherige Schreibung zur Grundlage zu nehmen“ eines jeden Bemühens, die „trotz der wesentlichen Uebereinstimmung, die unsere Orthographie im ganzen zeigt“, bestehenden Schwankungen zu beseitigen und so die Schreibung und die Systematik ihrer Regelung zu verbessern (ebd. S. 49f.).

Den Bedenken, „man (dürfe) an einer allgemeinen Gewohnheit nicht rücken, weil dadurch eine unabsehbare Verwirrung herbeigeführt werden könne“, begegnet er mit dem Hinweis darauf,

daß sich unsere Orthographie durch solche Bedenken nicht hat leiten lassen. Unbekümmert um die bisherige Gewohnheit führt sie neue Schreibweisen ein, bald der veränderten Gemeinsprache leise nachrückend, bald die hergebrachte schwerfälligere Schreibung mit einer einfacheren vertauschend

– womit er das Recht begründet, „unsere Orthographie in zweckmäßiger Weise zu verbessern“ (ebda. S. 52).

Die Richtung der Verbesserungen ist bestimmt durch das „hauptsächlichste Ziel“, nämlich „die möglichst treue (nicht systematisch-phonetische, W.M.) Wiedergabe der gesprochenen Wörter durch die einfachsten schriftlichen Mittel“ (ebda. S. 51), weil die „Rechtschreibung ihrem Grundcharakter nach eine phonetische ist“. Dabei sieht Raumer – aufgrund der von ihm (im Unterschied zur „pseudo-historischen“ Richtung,

gen (historisch und phonetisch) führt dazu, daß die „radikal-“ oder „streng-phonetische“ Richtung gegenüber der von Raumer als Appendix etwa in einer Fußnote (vgl. Nerius 1975, S. 61; Lohff 1980, S. 308) ihr Dasein fristet, obwohl sie mit dieser wenig gemeinsam hat; schon zwischen der Auffassung Adelungs und Klopstocks bestehen markante Unterschiede. Aus Rücksicht auf die Tradition – „seit dem 19. Jh.“ (Schlaefter 1980b, S. 290) – behalte ich den Ausdruck „phonetisch“ bei.

ebda. S. 185) respektierten geschichtlichen Entwicklung der Schreibung und ihrer Regelung – den phonetischen Charakter als mehrfach eingeschränkt an, so durch historische Elemente (z.B. Beibehaltung der Schreibung bei Änderung der Aussprache wie in *Lied*, das früher diphthongisch ausgesprochen wurde), so durch Festlegungen der Grammatiker (z.B. gleichbleibende Schreibung der Stämme trotz unterschiedlicher Aussprache wie etwa *Wand/Wände* und „hin und wieder“ unterschiedliche Schreibung von Wörtern trotz gleicher Aussprache wie etwa *der Thau/das Tau*) (ebda. S. 49).

Dieser ersten, wissenschaftlichen Grenzziehung ist eine zweite, (schul-)praktische übergeordnet:

Doch dürfen wir bei dem Bestreben, die zu Recht bestehende gesprochene Gemeinsprache durch unsere Schriftzeichen möglichst treu wiederzugeben, einen sehr wesentlichen Umstand nicht übersehen. Die Hauptaufgabe unserer Schrift ist eine praktische. Sie hat dem ganzen Volke zu dienen. Dies kann sie aber nur dann, wenn sie sich innerhalb der Schranken hält, die dem ganzen Volke zugänglich gemacht werden können. Die Unterscheidung der Laute durch Schriftzeichen darf deshalb nur so weit gehen, als ihr eine gesunde und einfache Volksbildung zu folgen vermag (ebda. S. 51).

Trotz des Leitgedankens, daß „wir in lebendigem Zusammenhang mit der überlieferten bisher üblichen Schreibweise bleiben müssen“ (ebda. S. 52), erörtert er „in der Umwandlung unsrer bisherigen Schreibweise noch weiter gehende Schritte“. Für diese formuliert er zwei Bedingungen:

Was uns zu solchen weiteren Schritten vor allem auffordert, ist die Betrachtung, daß jede Vereinfachung unsrer Orthographie, die das Richtige trifft, zugleich eine Erleichterung des so mühseligen orthographischen Unterrichts ist (ebda. S. 53; vgl. auch S. 186f.).

Damit ist der Gesichtspunkt sowohl der systemangemessenen als auch der funktionsgerechten (Neu-)Regelung der Orthographie angesprochen – und zwar bezogen unmittelbar auf die Schule.

Raumers Grundansatz sieht – am Beispiel der Vokalquantität – so aus:

Die Grundlage unseres Verfahrens bildet die Hauptregel: (...)
Diese Grundregel hat nun aber in unserer hergebrachten Orthographie eine Menge von Ausnahmen (... ebda. S. 57)

Unserer Ansicht nach wird man gut thun, sie möglichst einzuschränken.
Wir haben deshalb das *th* aus einigen Wörtern beseitigt (... ebda. S. 59)

Verdoppelung des *a* (und des *o*) erscheint als überflüssig in (...)

Die Dehnung durch *h* unterbleibt (...) vor *l* (*m*, *n*, *r*) in (...) sowie vor *d* (...) in *Mad*, *Fede* (... ebda. S. 64/65).

Hinzuweisen ist auf drei praktisch-pragmatische Gesichtspunkte für die

konkrete Durchsetzung einer Reform:

- „dass die in der Hauptsache vorhandene Uebereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder zerrissen werde“ (Raumer 1855, S. 138) und „sich das große Sprachgebiet in eine Unzahl kleiner Kreise spalte“ (Raumer 1876, S. 52): Einheitlichkeit im gesamten deutschsprachigen Raum;
- daß es nicht um „eine allmähliche, sich auf eine längere Reihe von Jahren erstreckende Umwandlung unserer Orthographie“ gehen kann, sondern darum, „eine Schreibweise festzusetzen, die nicht sogleich wieder in Frage gestellt wird. Dies erfordert das Bedürfnis der Schule und der Literatur gleichermaßen“ (ebda. S. 53): Keine Reform in zeitlich verschobenen Schritten;
- daß „die Herstellung eines vereinfachten Auszuges für Volksschulen unerlässlich, aber füglich der weiteren Entwicklung zu überlassen sei (...). Es wird ferner beschlossen, daß den Regeln eine in höheren Lehranstalten verwendbare Fassung gegeben werde“ (Verhandlungen 1876, S. 84; unterstützt durch Raumer): Umsetzung des amtlichen Regelwerks für spezifische Adressatengruppen.

Wenn man das alles so liest, könnte man fast meinen, Rudolf von Raumer hätte auch den „Vorschlag zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“ verfaßt. Daß er einer der geistigen Paten ist, wird jedem deutlich sein, der den Vorschlag und Raumers Schriften kennt.

1.3. Die 1. Orthographische Konferenz (Berlin 4. bis 15. Januar 1876)

(1) Die Quellentexte im zeitlichen Umfeld der Konferenz von 1876 sowie die Textsammlung „Verhandlungen 1876“ enthalten eine Reihe häufig gebrauchter Ausdrücke, in denen neben den Beteiligten (wie u.a. Wissenschaftler – Lehrer/Schüler – (Schul-)Behörden – Öffentlichkeit – breites Publikum – Dichter/Literatur – Verlage) 'Leitbegriffe' der Bemühungen um eine (Neu-)Regelung der deutschen Rechtschreibung zu Wort kommen. Zentral sind dabei 'Vereinheitlichung' (*Vereinheitlichung, Einigung, Einheitlichkeit*) und 'Vereinfachung' (*Vereinfachung, Berichtigung, Verbesserung, Reform, Einfachheit durch höhere Konsequenz der Regeln*), mit denen zugleich das zweifache Ziel der Konferenz 'umgriffen' ist.

Angemerkt sei, daß die 8 zentralen 'Leitausdrücke' (oben in Klammern) auch nach unserem Vorschlag ihre 9 *ei* behalten. Man wundert sich schon, wie oft dieser Laut im Deutschen mit *ei* wiedergegeben wird und wieviele Wörter mit *ei* es gibt.

Die weitgehend von Schulrätchen, Professoren und Lehrern sowie einem

Delegierten des deutschen Buchhändler-Verbandes und des deutschen Buchdrucker-Vereins besetzte Konferenz faßt zu den einzelnen Regelkomplexen Einzelbeschlüsse, die z.T. sehr umstritten sind, z.T. Raumers Vorlage modifizieren, unterschiedliche Mehrheiten haben und zu zwei im Protokoll enthaltenen Einzelvoten je einer Gruppe von Teilnehmern führen.³ Von einer Generalabstimmung wird abgesehen. Das Ergebnis sind ein Regelteil und ein Wörterverzeichnis (Verhandlungen 1876, S. 131-178) als die von der Konferenz kodifizierte Schreibnorm.⁴ Die beschlossenen Regelungen betreffen vor allem:

- die Beseitigung schwankender Einzelwortschreibungen wie etwa *wieder/wider* > *wider*;
- die Systematisierung der *s*-Schreibung nach Heyse (*ss* nach kurzem Vokal und *ß* nach langem Vokal und Diphthong für die Antiqua; bei der Frakturschrift wird es durch die verschiedenen *s*-Buchstaben etwas komplizierter);
- die weitgehende Tilgung der Dehnungszeichen bei langem *a*, *o* und *u* (Dehnungs-*h* und Doppelbuchstaben);
- die Änderung von *th* > *t* in deutschen Wörtern;
- die teilweise Umstellung von *c* > *k* bzw. *z* in Fremdwörtern;
- die Silbentrennung, wo die Konferenz gegenüber der von Raumer vorgesehenen Untrennbarkeit von *ng*, *pf*, *sp*, *st*, *tz* das Gegenteil beschließt.

(2) Die bereits während der Konferenztage sich anbahnende auch öffentliche Diskussion vor allem in der Presse konzentriert sich auf die Vorschläge insbesondere im Bereich der Längenbezeichnung für Vokale. Sie wird aufgeheizt dadurch, daß die Vertreter der unterlegenen Minorität ihre zu Protokoll gegebene Gegenposition – „plötzliche (...) Aufhebung festgewurzelter Sitte“ (Verhandlungen 1876, S. 109) – auch in

³ Die Namen der Teilnehmer finden sich in Verhandlungen 1876, S. 7-8 und Schläefer 1984, S. 55.

Die Einzelvoten beziehen sich auf die Paragraphen, in denen die Kennzeichnung der Vokallänge geregelt ist. Das eine Votum – ein Vorbehaltsantrag, der angenommen wird – stammt u.a. von Raumer; das zweite – ein Ablehnungsantrag, der abgelehnt wird – u.a. von Scherer und Sanders. Der Vorbehalt beinhaltet, daß man die recht weitgehenden Beschlüsse zur Kennzeichnung der Vokallänge zurücknähme, wenn ihre „Ausführung (...) auf unüberwindliche Hindernisse stoßen“ würde – Ausdruck der Erwartung der öffentlichen Diskussion und u.a. von Konrad Duden abgelehnt. Im einzelnen vgl. Verhandlungen 1876, S. 108-110 und S. 119-122. Zum Vorbehaltsantrag vgl. auch Duden 1876, S. 95, wo er Scherer und Sanders vorwirft, daß sie ihn „als eine Art Rückzug“ darstellten, was den Gegebenheiten der Konferenz widerspreche.

⁴ S. Anm. 1.

der Presse vertreten und den Bruch mit der Schreibtradition als drohend ins Haus stehend beschwören. So Sanders, der in den Beschlüssen nicht den „Anschluß an das Bestehende“, sondern „einen Bruch mit demselben“ (nach Jansen-Tang 1988, S. 57) sieht; so Scherer, der unter der Überschrift „Die orthographische Guillotine“ schreibt:

Zuletzt zog die orthographische Guillotine lustig durch das Wörterland und die Dehnungszeichen rollten in den Staub mit einer Präcision, dass es eine ware Lust war (nach Duden 1876, S. 94).

– wobei Metaphern dieser Art nicht selten sind, wie z.B. der Beitrag von Büchner (1876; nach Jansen-Tang 1988, S. 57) zeigt, man solle nicht meinen, „jenem Manne gleichen zu müssen, welcher aus Zartgefühl seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, statt auf einmal“.

Daß solche Metaphern langlebig sind, zeigt folgende Stelle aus Drosdowski (1987, S. 6): „Die Franzosen gelten als ausgesprochen *raisonnable*, die Engländer als ein eminent praktisches Volk. Beide haben im Laufe der Geschichte Könige geköpft, aber beide sind nie auf den Gedanken gekommen, ihre Rechtsschreibung anzutasten“ – wobei der Zufall hier sein eigenes makaber-ironisches Spiel treibt insofern, als in der neuesten Nummer der Zeitschrift „Peter Moosleitners interessantes Magazin“ (P.M.-Magazin 3/1989) neben einem sehr sachlich-informativen Artikel von Manon Baukhage über den Kommissionsvorschlag zur Rechtschreibung („Hoch lebe der Keiser!“) von derselben Journalistin ein ebenso informativer Artikel („Die wirksame Maschine des Monsieur Guillotin“) über die Guillotine zu finden ist und dieser vor allem zum Ende hin zeigt, daß die Möglichkeiten der metaphorischen Nutzung dieses Instruments als bildspendendes Feld bei weitem noch nicht erschöpft sind (Baukhage 1989a und b).

Daß ein solches – 1876 durch das zu Protokoll gegebene Oppositionsvotum allerdings in gewisser Weise abgedecktes – 'Ausscheren' aus der Runde der Kommission den auch öffentlichen Widerspruch anderer Mitglieder hervorruft, ist natürlich. So setzt sich Konrad Duden vehement mit Sanders und Scherer auseinander und gegen ein durch die metaphorische Verwendung des „Mordinstruments“ gegebenes „unrichtiges Bild von dem Treiben jener mordgierigen Gesellen“ auf der Konferenz zur Wehr (Duden 1876, S. 93). Denn der Leser des Scherer-Artikels „muss (...) oder kann wenigstens leicht zu der Annahme verleitet werden, als wäre das Tribunal nach jedem Todesurteil nur noch blutdürstiger geworden“. Nachdrücklich weist er auf die „kühle Besonnenheit“ und auf die „rein sachlichen Erwägungen“ hin, die zu den Beschlüssen geführt haben (ebda. S. 94; vgl. auch Wilmanns 1880, S. 34-38).

Kennzeichnend für die öffentliche Diskussion ist, daß sich die Beschlüsse recht gegensätzliche Kritiken zuziehen. Auf der einen Seite wird ihnen

mangelnde Konsequenz vorgeworfen, vgl. etwa oben den Hundeschwanz-Abschneider; auf der anderen Seite

dominieren die Stellungnahmen, die unter Behauptung weitgehender Unterschiede zwischen der Konferenzorthographie und dem Schreibgebrauch einen Bruch mit der orthographischen Tradition und schwerwiegende kulturpolitische Konsequenzen ausmalen (Schlaefer 1981, S. 399).

Kennzeichnend ist zudem, daß auch Schriftsteller „zum Teil ohne jede Sachkenntnis das Werk der Konferenz ihrer Kritik unterzogen“ (Duden 1908, S. 331) und daß sachliche, d.h. etwa sprachwissenschaftliche oder pädagogische Gesichtspunkte kaum ins Spiel gebracht werden; sondern die vermittelten, z.T. mutmaßlichen Informationen über das Konferenzergebnis lösen starke, wo und aus welchen Gründen auch immer gestaute Emotionen aus, die über aggressive Verunglimpfungen der Konferenzteilnehmer, denen die fachliche⁵ und politische Kompetenz abgesprochen wird bzw. revolutionäre Tendenzen unterstellt werden, bis hin zum Ausdruck unverhohlener Schadenfreude darüber führen, daß dieser Hauptangriff auf die deutsche Orthographie gescheitert sei.

(3) Aufgrund der – gerade zwei Monate andauernden – Diskussion in der Öffentlichkeit und unter dem Eindruck der vermittelt-öffentlichen, der veröffentlichten Meinung faßt der Preußische Minister von Falk einen 'Doppel-Beschluß', über den er in einem Brief vom 8. März 1876 (vgl. Grebe 1963, S. 14-17) unter Anlage der „Verhandlungen 1876“ allen „Hohen Bundesregierungen“ Mitteilung macht.

Den Hintergrund bildet die zweifache Zielsetzung der Konferenz, nämlich Vereinheitlichung und Vereinfachung.⁶ Das eine Ziel, die Entlastung „des Volksunterrichtes (...) von Schwierigkeiten“ „durch die größere Einfachheit und Konsequenz der Regeln“, sieht er als erreicht an (ebda. S. 14).

Trotzdem entscheidet sich Falk – 1. (Negativ-)Beschluß – nicht, den „Vorschlag zu einer Vorschrift für den Schulunterricht zu machen“ (d.h.

⁵ Das Absprechen der fachlichen Kompetenz zeigt die Stellungnahme eines anonymen Verfassers, „der meint, man habe besser daran getan, statt der ersten Besten lieber Männer mit Kompetenz (...) einzuladen“ (nach Schlaefer 1981, S. 399).

⁶ Vgl. auch Konrad Duden 1908, S. 331: „(...) die 'Orthographische Konferenz' (...) war dazu berufen, eine größere Einigung in der deutschen Rechtschreibung herbeizuführen. (...) Daß dabei auch die Beseitigung offener Mängel, die die Handhabung und besonders die Erlernung der Rechtschreibung in der Schule erschwerten, also eine Vereinfachung der Schreibung, mit ins Auge zu fassen sei, betrachtete man als selbstverständlich.“

zu einem Schreibgesetz⁷), weil er es zu diesem Zeitpunkt noch nicht für möglich hält, „über die Wahrscheinlichkeit der Zustimmung zu (... den) Vorschlägen ein Urtheil zu gewinnen“, und zwar „außerhalb der Schule“ (ebda. S. 15).

Aber der Minister 'steckt nicht auf'. Er teilt den Bundesregierungen mit – 2. (Positiv-)Beschluß –, er habe „dafür Sorge getragen“, daß die „Verhandlungen (...)“ durch den Buchhandel den weitesten Kreisen leicht zugänglich werden:

Durch diese authentische Publikation wird den inzwischen im Scherz und Ernst verbreiteten Schreckbildern von den Vorschlägen der Konferenz und von den Absichten der Regierungen der Boden entzogen, und es wird, wenn die Vorschläge der Konferenz in den gebildeten Kreisen des Volkes die ihnen gebührende unbefangene Erwägung finden, ermöglicht werden, darüber eine Ueberzeugung zu gewinnen, ob eine (...) an die Schulen zu erlassende Vorschrift die unentbehrliche Zustimmung außerhalb der Schule erwarten darf (ebda. S. 16/17).

Doch trotz modifizierter Unterstützung dieses Vorhabens durch Württemberg (vgl. Schlaefer 1984, S. 63f.) und trotz Konrad Duden 1876 – Falks Hoffnung erfüllt sich nicht. Die „öffentliche Meinung (wird ...) zur Richterin über das Werk der Kommission“ und „deren Warspruch“ (Duden 1876, S. VI) zum endgültigen Urteil ohne Bewährung.

(...) mit dem Verzicht der einzelstaatlichen Kultusbehörden, die Konferenzorthographie im Schulbereich einzuführen, (ist) das Ziel der Konferenz gescheitert. Die Gründe dafür liegen zu einem wesentlichen Teil in der ablehnenden publizistischen Kampagne, die den Verantwortlichen in einem Teil der Kultusverwaltungen offenbar so gewichtig erschien, daß an eine politische Durchsetzung der Konferenzregeln nicht zu denken war (Schlaefer 1981, S. 400).

Die 'Gunst der ersten Stunde', in einem Zuge sowohl die Vereinheitlichung als auch die Vereinfachung der deutschen Orthographie zu erreichen, ist zugunsten der Gunst des „Publicums“ vertan, d.h.: zugunsten der diesem zugeschriebenen veröffentlichten Meinung: Erreichte Vereinfachung, aber keine Einigung und Einheitlichkeit und deshalb keine Amtlichkeit.

Und dies trotz der maßvollen Vorlage und zur großen Enttäuschung Konrad Dudens (1876, S. VII):

Denn, das kann nicht oft genug gesagt werden, die Kommsission ist besonnen und maßvoll gewesen und hat nichts 'der Treue gegen unsre Vergangenheit („der deutschen Schreibungs-tradition“; Lohff 1980, S. 315) Zuwiderlaufendes' beschlossen (vgl. auch Duden 1908, S. 331f.).

⁷ S. Anm. 1.

Die seitdem verstrichenen mehr als 110 Jahre stehen unter dem Zeichen des immer wieder erneu(er)ten Bemühens, das damals als möglich Erscheinende und möglicherweise Versäumte in einem langen Prozeß doch noch in den Griff zu bekommen und die Orthographie – sozusagen im Krebsgang des historischen Nachhol- und Aufarbeitungsverfahrens – entsprechend der zweifachen Zielsetzung von 1876 zu regeln. Der lange Weg beginnt, und zwar zunächst in Richtung schulorthographischer Festlegungen in einzelnen Staaten (z.B. Bayern 1879, Preußen/Sachsen 1880) auf der Grundlage der Raumerschen Vorlage.⁸

Im Rückblick erweist sich die Konferenz von 1876 nur vordergründig als „gänzlich gescheitert“ und ohne „praktische Bedeutung“ (Wilmanns 1880, S. 21). Sie bildet den „Auftakt“ (Schlaefer 1981, S. 400) bis hin zur Einheitsschreibung, die auf der 2. Orthographischen Konferenz von 1901 in Berlin beschlossen wird – gegenüber dem Programm von 1876 ein Teilziel und bezogen auf die weitere Entwicklung ein „Zwischenziel“ (Duden 1902⁷, S. IV), über das sie bis heute nicht hinausgekommen ist.

1.4. Die 2. Orthographische Konferenz (Berlin 17. bis 19. Juni 1901)

Als Vorlage der Konferenz von 1901, die vorwiegend von Repräsentanten der Schul- und Unterrichtsverwaltungen besetzt ist (vgl. Beratungen 1901, 330ff.), dienen die preußischen Regeln (Regeln 1880) in einer neuen Bearbeitung. Die Beratungen sind ausschließlich davon bestimmt, endlich eine einheitliche Rechtschreibung für den gesamten deutschsprachigen Raum zu erzielen; der Gesichtspunkt einer Vereinfachung i.S. einer Systematisierung der Regelung bleibt – ganz bewußt – draußen vor.

Aus dem Protokoll der dreitägigen Sitzung (vgl. Beratungen 1901) geht hervor, daß Beschlüsse, deren Problematik von den Konferenzteilnehmern durchaus erkannt ist, „im Interesse der Einheitlichkeit“ wider besseres Wissen gefaßt und daß „aus Opportunitätsgründen“ als „besser angesehene“ Regelungen zwar diskutiert, aber auf dem Altar der Einheitsschreibung geopfert werden, obwohl sie z.T. schon 1876 auf der 1. Orthographischen Konferenz vorgesehen sind.

⁸ Zur öffentlichen Diskussion der preußischen Regeln 1880 vgl. Wilmanns 1880, S. 27f. und (auch zu ihrer politischen Seite) Bramann 1982, S. 157ff. sowie Küppers 1982, S. 79ff. Auf die 1892 in der Schweiz durchgeführten „Verhandlungen der Konferenz für Erzielung einer einheitlichen Rechtschreibung in den schweizerischen Kantonen deutscher Sprache“ (Verhandlungen 1892) sowie auf die Entwicklung in Österreich werde ich in einem anderen Zusammenhang eingehen. Vgl. Schlaefer 1980b, S. 299 und 1981, S. 420ff.

Dies betrifft u.a.

- die Silbentrennung, und zwar vor allem die Beibehaltung der Untrennbarkeit von *st* wie in *La-sten* gegenüber der Trennbarkeit vergleichbarer Kombinationen wie in *Wes-pe, imp-fen* usw. (anders 1876 und 1880);
- die Laut-Buchstaben-Beziehung, so vor allem die Beibehaltung der verschiedenen Möglichkeiten der Wiedergabe langer Vokale wie in *Mal, Schemen, Ton, nur; Aal, Moor; fahl, Lehm, Lohn, Uhr* usw.; ein entsprechender Antrag zur Bereinigung wird als „zur Zeit nicht angängig“ abgelehnt (anders 1876); und der unterschiedlichen Schreibung des s-Lautes in verschiedenen Formen der Wortstämme wie in *essen*, (aber:) *er ißt; Adresse*, (aber:) *Adreßbuch; Wasser*, (aber:) *wäßrig* usw., obwohl die Heyesesche Regelung in Österreich üblich ist, 1876 beschlossen und 1901 als die bessere Regelung angesehen wird;
- die Fremdwortschreibung insofern, als nur einige wenige Grundsätze als Richtschnur für die Schreibung der ins Wörterverzeichnis aufgenommenen Wörter genannt werden, aber keine umfassende Beschreibung der Regelung vorgenommen wird; damit wird die Fremdwortschreibung praktisch ausschließlich im Wörterverzeichnis durch die Festlegung der Schreibung von Einzelfällen geregelt (anders 1876 und 1880); als ein fundiert begründeter Antrag, bei den aus dem Griechischen stammenden Wörter die Schreibung *rh, th* und *ph* durch *r, t* bzw. *f* zu ersetzen, mit Rücksicht auf die humanistisch Gebildeten abgelehnt wird;
- die Groß- und Kleinschreibung insofern, als „ein weitgreifender Antrag“ zur Neuregelung abgelehnt und damit das „allseitig anerkannt(e)“ „Unbefriedigende des bisherigen Zustandes“ für die Zukunft festgeschrieben wird.
- Trotz einer einschlägigen Anfrage bleibt (wie schon 1876 und 1880) der Bereich der Zeichensetzung unbehandelt.
- Die Getrennt- und Zusammenschreibung wird im Protokoll nicht erwähnt, im Regelteil nicht behandelt und ausschließlich im Wörterverzeichnis durch die Festlegung der Schreibung von Einzelfällen geregelt (wie schon 1876 und 1880).

Es bleiben einige dürftige Veränderungen (wie *th > t* in wenigen deutschen Wörtern, relative Angleichung *c > z* oder *k* in Fremdwörtern; einzelne Schreibweisen *gieb > gib, Epheu > Efeu*).

Nach Durcharbeitung aller Paragraphen wird die Vorlage mit den beschlossenen Änderungen von der Versammlung angenommen. Das Ziel der Konferenz ist erreicht, die Vereinfachung ist auf der Strecke geblieben: Einigung und amtliche Einheitsschreibung als Schreibgesetz trotz ausgebliebener Systematisierung i.S. einer Vereinfachung.

Angemerkt sei, daß die Einheitlichkeit sich auch insofern zeigt, als auf der Konferenz keine Anträge als Sondervoten zu Protokoll gegeben werden.

2. Die 'zweigleisige' Entwicklung bis heute

Die amtliche Einheitsschreibung wird für den schulischen und behördlichen Bereich auch in Österreich und in der Schweiz verbindlich und seither mehrfach in ihrer Amtlichkeit bestätigt (so u.a. 1955 in einem veröffentlichten Beschluß der Kultusministerkonferenz und 1986 in Wien auf der 1. Sitzung der 3. Orthographischen Konferenz).

Bis heute gibt es keinen Beschluß der politisch zuständigen Stellen, durch den die 1902 veröffentlichten „Regeln für die deutsche Rechtschreibung“ (Regeln 1902) durch reformierte ersetzt worden wären. Die noch heute amtlichen Regeln sind über 85 Jahre alt.

Und aus dem bisher Dargestellten heraus erklärt sich, daß die Entwicklung in diesem Bereich nicht zur Ruhe kommt, sondern sich bis heute fortsetzt, und zwar auf zwei Gleisen: in Form weiterer Reformbemühungen und – gegenüber der konstanten amtlichen Norm – in Form von Änderungen der allgemein praktizierten Rechtschreibung.

2.1. Änderungen der Rechtschreibung

Die Ursachen für die Änderungen der Rechtschreibung liegen auf der einen Seite in dem sich wandelnden Schreibbrauch mit seinen neu aufkommenden Schreibvarianten der einheimischen und insbesondere der Fremdwörter (einschließlich Groß oder klein und getrennt oder zusammen), mit neuen Trennungsweisen der Wörter und neuen Verwendungen bestimmter Satzzeichen, wobei neue Schreibvarianten im Verlauf der Zeit z.T. bevorzugt werden und bisher übliche verschwinden lassen. Beispiele sind:

Groß- und Kleinschreibung im Verein mit der Zusammen- und Getrenntschreibung: *mir zu Liebe* → *mir zu Liebe/mir zu liebe* → *mir zu liebe/mir zuliebe* → *mir zulieb(e)* (vgl. Duden 1880, XI); *zu Gunsten* → *zu Gunsten/zu gunsten/zugunsten* → *zugunsten*; *mit Hilfe* → *mit Hilfe/mit hilfe* → *mit Hilfe/mit hilfe/mithilfe* → *mithilfe*. Fremdwortschreibung: *Frotté* – *Frotté/Frottee* → *Frottee*; *Photographie* → *Photographie/Fotografie* → *Fotografie*; *Kathode* → *Kathode/Katode* → *Katode*. Worttrennung: *Inter-esse, abstrakt* → *Inter-esse/Inte-resse, abstrakt/ab-strakt* → *Inte-resse, ab-strakt*. Zeichensetzung: Satzverbindungen mit *und* usw. auch ohne Komma.

Interessant ist dabei auch, daß in den verschiedenen Rechtschreibbüchern voneinander abweichende Schreibungen aufgenommen und (heute) als amtlich präsentiert werden, so insbesondere im Bereich der Fremdwörter.

So z.B.: *Frotté* (Österr. Wörterbuch) – *Frottee* (Mannheimer Duden) –

Frottee/Frotté (Leipziger Duden); *Klischee* (Österr. Wörterbuch, Leipziger Duden) – *Klischee/Cliché* (Mannheimer Duden); *Katode/Kathode* (Leipziger und Mannheimer Duden) – *Kathode* (Österr. Wörterbuch).

Auf der anderen Seite führen die während des langen Zeitraums durchgeführten Bearbeitungen der jeweils vorgefundenen Regeln in den Neuauflagen insbesondere der Duden-Rechtschreibung (heute 18. und 19. Auflage Leipzig bzw. Mannheim) zu erheblichen Veränderungen der Regeln.

Den amtlichen Regeln von 1902 wird insbesondere 1915 (9. Auflage) eine Fülle nichtamtlicher Abschnitte und Zusätze angefügt, die die Regelung durch spezifizierende Berücksichtigung vieler Sonderfälle, Ausnahmen und Einzelfälle stark aufschwellen. Diese werden im weiteren mit den amtlichen Regeln vermischt; seit 1954 (14. Auflage) ist nicht mehr erkennbar, welche Regeln amtlich und welche das Ergebnis der Bearbeitungen sind. Verbunden damit sind auch inhaltliche Veränderungen mit erheblichen Komplikationen als Folge; so z.B. bei der Kommasetzung vor *und, oder* usw. sowie in Verbindung mit Infinitiv- und Partizipgruppen, bei der Regelung der *s*-Schreibung, bei Fremdwörtern und der Groß- und Kleinschreibung.

Am Ende dieser Entwicklung steht heute ein Regelkomplex, der gegenüber den amtlichen Regeln von 1902 erheblich umfangreicher ist, viele (Teil-)Bereiche bis in kleinste Details festlegt und den Entscheidungsspielraum des Schreibenden erheblich einschränkt.⁹ Die hierarchische Ordnung in Hauptregel, Unterregel, Ausnahmeregel für kleinere Gruppen von Wörtern, Sonderregelung von Einzelfällen u.ä. ist in bestimmten Bereichen äußerst kompliziert. Die Regelungen und ihre Beschreibung mit vielen grammatischen Termini setzen ein grammatisches Wissen voraus, das selbst nach Abschluß der allgemeinbildenden Schulen weitgehend nicht vorhanden ist.

Die heutige Regelung der deutschen Rechtschreibung stellt sich in einem Regelwerk dar,

- das nur unter großem Aufwand an Mühe und Zeit und mit zweifelhaftem Erfolg zu vermitteln und zu erlernen ist;
- das zu beherrschen und immer wieder anzuwenden den auch sprachkundigen Schreibenden vor oft unlösbare Aufgaben stellt;
- das innerhalb vieler Fallgruppen zu unterschiedlichen Schreibungen analoger Fälle zwingt, die zwar regelgemäßig sind, aber im Vergleich als widersprüchlich erscheinen und speziell für den Lesenden wenig Sinn machen.

⁹ Vgl. auch Kommission 1989 in den Kommentaren jeweils Abschnitt „1 Die amtlichen Regeln von 1901/1902 und die weitere Entwicklung“.

Bestätigt wird diese Beurteilung auch dadurch, daß bestimmte Teilbereiche vielen Sprachteilhabern als Problembereiche aus der Erfahrung 'schmerzlich vertraut' und daß sie als solche in zahlreichen (Fehler-) Analysen – auch statistisch – nachgewiesen und 'festgemacht' sind.

Die Analysen zeigen, daß die Fehlerquote bei der Zeichensetzung (vor allem bei der Kommasetzung vor *und*, *oder* usw. sowie in Verbindung mit Infinitiv- und Partizipgruppen), Laut-Buchstaben-Beziehung (insbesondere auch bei der *s*-Schreibung und hier speziell bei *das/daß*) und Groß- und Kleinschreibung (vor allem durch Kleinschreibung von Substantiven/Substantivierungen) am höchsten ist. Darüber hinaus ist festzustellen, daß entgegen der Regelung oft getrennt geschrieben wird, Fremdwörter wie einheimische Wörter geschrieben (z.B. **Biblotek* statt *Bibliothek*) und Trennungen wie **Las-ten*, **Inte-resse*, **Pä-dagogik* und **wa-rum* vorgenommen werden.¹⁰

Dies zeigt, daß die heutige Regelung in vielen Bereichen ihrer kommunikativen Funktion nicht gerecht wird; gleichzeitig ist dies ein Symptom dafür, daß sie – bezogen auf das Sprachsystem – höchst unzureichend, mangelhaft, d.h. nicht sprachangemessen ist.

Vielleicht halten Sie dies alles für übertrieben. Die Probe aufs Exempel wäre, wenn wir uns alle einem Diktat unterziehen würden – etwa durch Spiegelredakteure wie 1984 der Kultusminister von Rheinland-Pfalz, Georg Gölder, der seine sechs Fehler machte (vgl. 20 Fehler 1984). Aber vielleicht würden das einige hier so recht nicht wollen. – Aber man könnte es ja anonym machen.

Fragen sollte man – auch sich – schon: Was sind eigentlich Fehler? Man kann sie vor dem Maßstab der geltenden Norm als Versagen des Schreibenden abtun. Man kann sie aber auch verstehen als Indiz dafür, daß in bestimmten Bereichen die Regelung selber dem jeweiligen Fall nicht angemessen ist. Man kann fragen, ob das Versagen nicht bei denen liegt, die die Regelung gemacht haben und in deren Verantwortung sie liegt. Und auch, ob das Versagen nicht bei denen liegt, die die Macht hätten, sie zu ändern.

2.2. Reformbemühungen bis hin zur 3. Orthographischen Konferenz (Wien 1986 – 1990 – ...)

Schon 1902, d.h. im gleichen Jahr, in dem die 1901 beschlossenen Regeln veröffentlicht werden, wird die endlich erreichte Einheitsschreibung

¹⁰ Vgl. auch Kommission 1989 in den Kommentaren jeweils Abschnitt „2 Probleme der heutigen Regelung“ sowie in Mentrup 1985, S. 21ff. die Zusammenstellung der Fehleranalysen. Vgl. auch ebda. S. 43ff. die Meinungsumfragen über einen Zeitraum von fast 30 Jahren hin, die die in der jeweils geführten öffentlichen Diskussion laut gewordene Meinung nur teilweise bestätigen. Dem wird – auch bezogen auf heute – nachzugehen sein etwa unter der Frage: Ist die veröffentlichte Meinung wirklich die öffentliche Meinung?

diskutiert und kritisiert – was bis heute andauert.¹¹

Abgesehen von globalen Angriffen, die jeder noch so begründete Vorschlag offenbar 'naturnotwendig' auf sich zieht, wird zwar die erreichte Einheitlichkeit der (Regelung der) Rechtschreibung (auch unter nationalen und ökonomischen Gesichtspunkten) weitgehend in der Öffentlichkeit als positiv hervorgehoben und akzeptiert. Doch wird – angesichts der dürftigen Veränderungen – die ausgebliebene Vereinfachung (vor allem unter sprachsystematischen, didaktisch-pädagogischen und soziologischen Gesichtspunkten) z.T. heftig kritisiert.¹² Und es verwundert nicht, daß nahezu zwangsläufig Reformvorschläge entwickelt werden, die zunächst weit über das Ziel hinausschießen, das 1876 abgesteckt war, und von den Vorstellungen der systematisch-phonetischen Richtung geprägt sind, die für überwunden zu halten man seit der Ära Raumers eigentlich Grund genug hatte.

(1) Das Signal zum neuen Start gibt Brenner 1902. Auch er betont die Wichtigkeit der Anerkennung der Reichsorthographie von 1901; doch er unterstreicht gleichzeitig die Notwendigkeit ihrer Vereinfachung vor allem bei der Laut-Buchstaben-Beziehung (Grundsätze: ein Laut – ein Buchstabe und umgekehrt, Bereinigung der Kennzeichnung der Vokalquantität) und bei der Groß- und Kleinschreibung (Eigennamen, Beginn von Abschnitten und Versen groß). Duden legt 6 Jahre später seine Vorstellungen darüber vor, wie „die weitere Entwicklung unserer Rechtschreibung“ in näherer und weiterer Zukunft aussehen wird:

Tilgung der Dehnungszeichen; $c > k$ oder $z, y > i$ oder $ü, v > f$ oder w ; ein-deutsche Schreibung der eingebürgerten Fremdwörter wie etwa *Scharitee*, *Schossee*, *Schiffen*, *Büro*, *Frisör*, *Kor*, *Krist* und *Kronik*; Fraktur > Antiqua, Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben – wobei er z.T. die Vorschläge von 1876 erheblich erweitert (Duden 1908, S. 336).

Dudens Prophezeiung hat sich bis heute nicht erfüllt. Und es ist ebenso atemberaubend wie beklemmend, daß der Zug – einmal in Gang gebracht – unbeirrt in der eingeschlagenen Richtung – der Verlängerung der phonetischen Schiene aus der Vergangenheit – weiterbraust über eine Strecke von mehr als 50 Jahren hin, um erst dann eine neue Richtung zu nehmen bzw. in eine solche gelenkt zu werden.

Gleichviel, ob ohne amtliche Beteiligung oder mit, ob von einem einzelnen oder von fachlich interessierten Verbänden getragen, ob ohne

¹¹ Vgl. auch Kommission 1989 in den Kommentaren jeweils Abschnitt „3 Reformbemühungen“.

¹² Vgl. Weisgerber 1964, S. 1ff.; Reichardt 1980, S. 273 ff.; Küppers 1982, 92ff.; Jansen-Tang 1988, S. 65ff.

oder mit Beteiligung der Öffentlichkeit etwa durch Gründungen von Verbänden mit Reformprogrammen (1924 Schweiz, 1929 Deutschland) oder durch Meinungsumfragen (1931 Deutschland), ob systematisch oder pädagogisch-didaktisch, national oder ökonomisch begründet, ob zeitlich gestuft oder in einem Schritt – keinem der Vorschläge gelingt es, den Zug ins Ziel zu bringen.

Erklären läßt sich dies von dem mehr oder weniger systematisch-phonetischen Ansatz her mit der Einführung neuer Zeichen z.B. für *sch* oder *oi* für *eu/äu* bzw. mit der Abschaffung bestimmter Buchstaben wie z.B. *v* oder *x*; dieser Ansatz hat offensichtlich keine Chance durchgesetzt zu werden, wie schon Raumer feststellt und im Verlauf aller Bemühungen über ein Jahrhundert hin mehrfach betont worden ist – so auch in jüngster Zeit von Drosdowski, dem Leiter der Mannheimer Duden-Redaktion (zu weiteren Kronzeugen vgl. Jütting 1886, S. 412 und Duden 1908, S. 336):

Mit Bestimmtheit läßt sich heute (...) sagen, daß die systematische Herstellung genauer Laut-Buchstaben-Beziehungen (...) gar nicht Gegenstand einer Rechtschreibreform sein kann, sie führt zu einem Bruch in der Schreibtradition und schließt die Durchsetzung einer Reform von vornherein aus (Drosdowski 1987, S. 33).

Ein weiterer Grund für das Scheitern all dieser Vorschläge liegt wohl darin, daß sie aus einem oft langen Katalog von recht allgemeinen und vagen Einzelforderungen bestehen; doch wird nicht ausgeführt, wie im einzelnen die Regelungen und Regeln aussehen sollen und wie weit ihr Geltungsbereich geht. Der Mangel liegt darin, daß kein umfassendes Regelwerk vorgelegt wird, das an die Stelle der Regeln von 1902 gesetzt werden könnte. (Vage) Forderungen, selbst wenn sie noch so berechtigt und vernünftig sind, können den Thron des Gewohnten kaum erschüttern.

(2) Mit den sog. Stuttgarter und Wiesbadener Empfehlungen werden die Bemühungen um eine Reform allmählich in eine andere Richtung gelenkt.¹³

1952 wird die private Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege gegründet, die sich aus Experten aller deutschsprachigen Länder zusammensetzt. Sie verabschiedet im Frühjahr 1954 den als Stuttgarter Empfehlungen bekannt gewordenen und 1955 veröffentlichten Reformvorschlag.

Die wichtigsten Punkte sind die Einführung der Substantivkleinschreibung, die Vereinheitlichung bestimmter Laut-Buchstaben-Beziehungen auch durch

¹³ Vgl. Stuttgarter und Wiesbadener Empfehlungen 1955 bzw. 1959; Weisgerber 1964, S. 9ff.; Reichardt 1980, S. 288ff.; Küppers 1982, S. 120ff.; Jansen-Tang 1988, S. 90ff.

Angleichung von Fremdwörtern an die Schreibung einheimischer Wörter, die stärkere Bevorzugung der Getrennschreibung sowie Vereinfachungen der Silbentrennung und Zeichensetzung insbesondere in den Problemzonen. Ein Teil der bisher im Vordergrund stehenden systematisch-phonetischen Vorschläge werden als „Zusätzliche Überlegungen zum Reformprogramm“ deutlich abgesetzt (so z.B. *ie* > *i*, weitgehende Beseitigung des Dehungs-*h*).

Die besonders an den zusätzlichen Überlegungen festgemachte negative Reaktion sprachgewaltiger Institutionen und fachlich interessierter Verbände und die oft wenig sachkundige, überwiegend polemisch-ablehnende Diskussion vor allem in der Presse führen dazu, daß dieser bis zum damaligen Zeitpunkt am fundiertesten vorbereitete Anlauf scheitert.

Im Mai 1956 wird von der Kultusministerkonferenz und dem Bundesminister des Innern der nationale Arbeitskreis für Rechtschreibregelung gegründet und damit beauftragt, neue Vorschläge zu erarbeiten.

Das Ergebnis der Arbeit – die sog. Wiesbadener Empfehlungen – wird im Dezember 1958 den Auftraggebern überreicht und 1959 veröffentlicht.

Gegenüber den Stuttgarter Empfehlungen stellen sie ein 'abgeschwächtes' Reformprogramm dar, und zwar vor allem durch die Ausklammerung der 1954/1955 umstrittenen Neuregelung der Laut-Buchstaben-Beziehung.

Die öffentliche Diskussion dieses Vorschlags ist zwar weitaus sachlicher, doch bei weitem nicht frei von Gefühlsäußerungen, Einseitigkeiten und Kurzschlüssen. Die Kritik richtet sich dabei vor allem gegen die vorgeschlagene Substantivkleinschreibung, d.h. gegen die – in Abhebung von der totalen Kleinschreibung, die keine großen Buchstaben vorsieht – sog. gemäßigte Kleinschreibung. Auch dieser Vorschlag, der – in der damaligen Situation – „die richtige Mitte zwischen den beiden Notwendigkeiten der Beharrung und der Entwicklung (darstellt)“ (Wiesbadener Empfehlungen 1959, S. 8), scheitert.

Das bereits 1964 von Leo Weisgerber einfühlsam diagnostizierte Ende der 'Ära' der (Wiesbadener) Empfehlungen ist trotz aller bis 1973 angestellten Wiederbelebungsversuche auf (internationalen) Kongressen, durch Proklamationen, Resolutionen und Erklärungen des Pro und Contra endgültig – selbst wenn ihr Ende nach einer mehr als 10 Jahre andauernden Agonie erst 1974 auch amtlich (bescheinigt) wird durch die Auflösung des Arbeitskreises, der die Empfehlungen erarbeitet hatte.

Die ebenfalls schon 1964 von Leo Weisgerber (1964, S. 17) prognostizierte „neue 'Runde'“. d.h. die aus der bisherigen Entwicklung aller Bemühungen zwangsläufig sich ergebende „verantwortliche Fortsetzung“ (ebda. S. 120) der Bemühungen, kann beginnen.

(3) Die ersten Jahre dieser 'neuen Runde', etwa 1974 bis 1980, sind gekennzeichnet durch zahlreiche Aktivitäten, die z.T. als Ausklang der zuende gehenden Phase, z.T. als erste Markierungen der neuen Wegstrecke zu deuten sind und zunächst weitgehend nebeneinander herlaufen.

Bestimmend für die Richtung der weiteren Entwicklung sind Ereignisse auf drei verschiedenen Ebenen:¹⁴

- Neugründungen nationaler Arbeitsgruppen, so in der Bundesrepublik Deutschland (1974 Gesellschaft für deutsche Sprache, 1977 Institut für deutsche Sprache je eine Kommission), in der DDR (vor 1975 Forschungsgruppe Orthographie);
- Kontakte zwischen amtlichen Stellen, so 1977 zwischen der Kultusministerkonferenz und den zuständigen Stellen in Österreich und von dort aus zur DDR und Schweiz;
- (Inter)nationale Tagungen, so 1978 und 1979 in Wien und 1979 in Mannheim.

Insgesamt führt dies – auch aufgrund der Erfahrungen der vorausgehenden Jahre – zu einem Grundkonsens sowohl auf wissenschaftlicher als auch auf politischer Ebene und zwischen diesen, der den Rahmen der weiteren Kooperation festlegt:

- Reform nur unter Beteiligung aller deutschsprachigen Länder;
- Notwendigkeit der auch international kooperativen wissenschaftlichen Vorbereitung einer Reform, aller zentralen Bereiche und Erarbeitung umfassender Regelungsvorschläge;
- Notwendigkeit der Kontakte zwischen den politisch zuständigen Stellen aller beteiligten Länder und zu den Wissenschaftlern;
- Gründliche Vorbereitung der Einführung einer neuen Regelung auch durch genügende Aufklärung der Öffentlichkeit.

Im Zuge dieser qualitativ neuen Entwicklung arbeiten seit 1980 auf internationalen Arbeitstagen zur Orthographie Experten aus der Bundesrepublik Deutschland, der DDR, aus Österreich und der Schweiz zusammen. Dabei werden alle Bereiche systematisch aufgearbeitet und vollständige, gemeinsam vertretene Regelwerke verabschiedet.

¹⁴ Vgl. Küppers 1982, S. 151ff.; Mentrup 1984b, 1985, 1988b (2.1. die dortigen Literaturhinweise), 1989a und b; Jansen-Tang 1988, S. 18ff.

Aufgrund der Initiativen des Kultusministers von Rheinland-Pfalz, Georg Göller, beschäftigen sich seit 1984 die Kultusminister auf mehreren Sitzungen mit der Rechtschreibung und ihrer Reform; sie äußern ein starkes Unbehagen gegenüber der heutigen dogmatischen Regelung und kritisieren ihre mit jeder neuen Duden-Auflage wachsende Kompliziertheit und Unübersichtlichkeit. 1985/1986 informieren sich die amtlichen Stellen der Bundesrepublik in Gesprächen mit Vertretern der Gesellschaft bzw. des Instituts für deutsche Sprache über den Stand der wissenschaftlichen Diskussion, was 1987 den offiziellen Auftrag an das IDS als Ergebnis hat; 1985/1986 finden Gespräche zwischen politischen Stellen aus Österreich und der Bundesrepublik über dieses Thema statt.

Ein vor dem historischen Hintergrund bemerkenswertes Ergebnis der neuen internationalen Bemühungen sind die „Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform“ am 4. und 5. Dezember 1986, und zwar zwischen amtlichen Vertretern und Wissenschaftlern deutschsprachiger Staaten, in denen das künftige Verfahren vereinbart wird.¹⁵ Aus der Abschlusserklärung:

Grundsätzliches Einvernehmen wurde darüber erzielt, die auf der Orthographischen Konferenz von 1901 in Berlin erreichte einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung den heutigen Erfordernissen anzupassen. Insbesondere geht es darum, die in vielen Teilbereichen der Rechtschreibung im Laufe der Zeit kompliziert gewordenen Regeln zu vereinfachen.

Angesichts der Vielschichtigkeit des Gesamtbereichs wurde vereinbart, in einem ersten Schritt die Bereiche Worttrennung, Zeichensetzung, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie die Laut-Buchstaben-Beziehung einschließlich der Fremdwortschreibung zu behandeln. Erst in einem zweiten Schritt soll die umstrittene Groß- und Kleinschreibung in Angriff genommen werden.

Beim nächsten Wiener Gespräch 1988 sollen die Neuregelungsvorschläge, die bis dahin von den Wissenschaftlern erarbeitet und international abgestimmt worden sind, auf ihre politische Umsetzbarkeit hin erörtert werden.

Festzuhalten ist noch, weil's halt so oft nun doch nicht vorkommt, daß die Teilnehmer die umfangreichen wissenschaftlichen Vorarbeiten in den nationalen und internationalen Gruppen würdigten und die Wissenschaftler in ihrer Absicht bestärkten, in der bisherigen Weise fortzufahren.

Man kann diese Wiener Gespräche m.E. mit Recht als die 3. Orthogra-

¹⁵ Vgl. Kultusministerkonferenz 1984a und b; Schulausschuß 1984, 1985; Pressemitteilung 1985a und b, 1986; Informationsgespräch 1986; BMI/KMK 1987. Vgl. Protokoll Wiener Gespräche 1986; Communiqué 1986; Mentrup 1987.

phische Konferenz zählen und bezeichnen, auf deren (bisher) 1. Sitzung das allgemeine Verfahren und Programm festgelegt worden sind.

All dies Bemühen zielt darauf ab, das nachzuholen, was 1876 neben der Vereinheitlichung als zweiter Punkt auf dem Programm steht, nämlich die Vereinfachung und Systematisierung, die 1901 zugunsten des ersten Punktes auf der Strecke geblieben ist und seitdem die Diskussion in Gang gehalten hat.

Ich bin der festen Meinung, daß die Bedingungen für das Erreichen dieses Ziels und für die Beendigung dieser langen Fahrt noch nie so gut erfüllt waren und daß die Verwirklichung des zweiten Programmpunktes von 1876 Chance und Aufgabe der 3. Orthographischen Konferenz ist. Wird sie nicht genutzt bzw. nicht erfüllt, werden wieder Generationen warten müssen wie seit 1901 bzw. 1876.

3. Der „Vorschlag zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“

3.1. Zum Inhalt des Bandes – Status der Vorschläge

Der vom Institut und seiner Kommission am 17. Oktober 1988 vorgelegte Band (Kommission 1989) besteht aus zwei Teilen und der Stellungnahme der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Teil 1 enthält die in Auftrag gegebenen Vorschläge zur Neuregelung der fünf Bereiche, die entsprechend dem Grad der inzwischen erreichten internationalen Abstimmung einen unterschiedlichen Status haben (Stand vom März 1989).

Die Vorschläge zur Zeichensetzung und Worttrennung am Zeilenende sind gemeinsam mit Experten aus Arbeitsgruppen der DDR, Österreich und der Schweiz erarbeitet worden. Der Vorschlag zur Getrennt- und Zusammenschreibung geht auf internationale Diskussionen zwischen Experten dieser Arbeitsgruppen zurück; er ist im Oktober 1988 weiter überarbeitet worden und wird auf der nächsten Arbeitstagung (Oktober 1989) abgesegnet werden.

Das heißt: Der auf Mai 1990 verlegten 2. Sitzung der amtlichen Wiener Gespräche liegen damit die Vorschläge für drei Bereiche zur Erörterung vor.

Die Vorschläge zur Laut-Buchstaben-Beziehung und Fremdwortschreibung sind solche zunächst nur der IDS-Kommission. Sie sind – wie Vorschläge aus den anderen Arbeitsgruppen zu diesen Bereichen – Gegenstand der Arbeitstagungen bis 1990.

Das heißt: Auf der 3. Sitzung der amtlichen Wiener Gespräche (vielleicht 1991) können diese (wie auch die Groß- und Kleinschreibung, s.u.) erörtert werden.

Teil 2 enthält zu jedem dieser Bereiche einen Kommentar, in dem jeweils die amtliche Regelung von 1901/1902 und die weitere Entwicklung, die

Probleme der geltenden Regelung, die Reformbemühungen und die vorgesehene Neuregelung mit den inhaltlichen Änderungen behandelt werden.

Zur Groß- und Kleinschreibung, die gemäß der internationalen Absprache in Wien 1986 „in einem zweiten Schritt“ behandelt werden soll, wird eine Bestandsaufnahme der Diskussion vorgelegt. Diese enthält den 1982 international von Experten erarbeiteten Vorschlag der gemäßigten Kleinschreibung (Großschreibung vor allem der Eigennamen und der Anfänge von Überschriften und Sätzen; vgl. Regelvorschlag 1982) sowie den Vorschlag der modifizierten Großschreibung (der Substantive/Substantivierungen), der 1982 von der Gesellschaft für deutsche Sprache veröffentlicht wurde (vgl. Modifizierte Großschreibung 1982).

Es folgen erste Überlegungen zur Erstellung eines Wörterverzeichnisses und eines Registers der im Regelteil verwendeten Fachtermini und der Schlagwörter sowie ein Literaturverzeichnis.

Ziel dieser internationalen Arbeit ist es, den politisch zuständigen Stellen ein vollständiges vereinfachtes Regelwerk der deutschen Rechtschreibung vorzulegen, das von diesen an Stelle der Regeln von 1901/1902 für amtlich erklärt werden kann, und zwar für den schulischen und behördlichen Bereich. Nicht betroffen davon ist die Schreibung der Eigennamen sowie der fachsprachliche Bereich.

3.2. Der Grundansatz – Verfahren und Beispiele

Der Vorschlag zur Neuregelung betrifft zum einen die Präsentation des Regelwerks, d.h. dessen klarere Gliederung und die verständlichere Formulierung der Regeln. Zum anderen geht es um die inhaltliche Neuregelung der Teilbereiche, die – z.T. schon 1902 – unsystematisch geregelt und aufgrund der weiteren Entwicklung äußerst kompliziert geworden sind, mit denen die Sprachgemeinschaft nachweislich große Schwierigkeiten hat und die als Problemzonen immer wieder Gegenstand kritischer (Reform-)Diskussionen gewesen sind.

Der Vorschlag ist – innerhalb des hier beschriebenen Zeitraumes von mehr als 110 Jahren – der umfassendste und vollständigste Versuch, die Rechtschreibung und ihre Regelung systematisch darzustellen.

Der Grundansatz ist der folgende:

Die Grundregelungen in den Bereichen bleiben unangetastet.

So ist – um nur ein Beispiel zu nennen – weder vorgesehen, bestimmte Buchstaben generell zu tilgen, noch werden neue Buchstabenzeichen eingeführt.

Vorgeschlagen wird, unter Berücksichtigung des Schreibbrauchs mit seinen Veränderungen seit 1902 Unterregeln, Ausnahmeregeln für klei-

nere Gruppen von Wörtern, Sonderregelungen von Einzelfällen u.ä. aufzulösen oder einzuschränken und die betroffenen (Einzel-)Fälle in der jeweiligen Grundregelung aufzuheben. Beispiele¹⁶ sind:

Zeichensetzung: Eine Grundregel lautet, daß vor *und*, *oder* usw. kein Komma zu setzen ist: *Der Vater und die Mutter sitzen im Zimmer. Er hofft, morgen nach Mannheim zu kommen und dir das Buch mitzubringen. Ich hoffe, daß du kommst und daß du etwas Zeit hast.*

Entgegen der Grundregel steht – Ausnahmeregel (AR) 1 – zwischen nebengeordneten selbständigen Sätzen vor *und*, *oder* usw. ein Komma: *Der Vater liest, und die Mutter hört Radio. Wirst du kommen, oder hast du etwas anderes vor?*

AR 2: Entgegen AR 1 setzt man vor *und* und *oder* kein Komma, wenn die selbständigen Sätze z.B. kurz sind und eng zusammengehören: *Er liest und er hört Radio.*

AR 3: Entgegen AR 2 setzt man ein Komma, wenn verschiedene Subjekte vorliegen: *Er liest, und sie hört Radio.*

AR 4: Entgegen AR 1 und AR 3 setzt man kein Komma, wenn die Sätze in Abhängigkeit gebracht werden: *Peter sagte, der Vater liest und die Mutter hört Radio. Peter sagte, er liest und sie hört Radio.*

Unser Vorschlag sieht hier – wie auch sonst vor *und* usw. – kein Komma vor; nur wenn es dazu dient, dem Lesenden die Gliederung des Satzes deutlicher zu machen oder Mißverständnisse auszuschließen, kann man es setzen: *Der Vater hört Radio (,) und die Mutter malt.* Ähnlich ist unser Vorschlag für das Komma bei Infinitiv- und Partizipgruppen.

Worttrennung: Eine Grundregel lautet, daß von mehreren Buchstaben für Konsonanten der letzte auf die nächste Zeile kommt wie in *Wes-pe*, *imp-fen*, *Mas-ke*, *Kat-ze*, *leug-nen*, *mod-rig* usw. Ausnahmen bilden *st*, das man heute nicht trennen darf (*We-sten*, *La-sten* usw.), sowie Wörter wie *Si-gnal*, *Hy-drant* usw. nur in dieser Trennung. Wir schlagen vor, auch hier wie sonst allgemein zu trennen, also *Wes-ten* bzw. *Si-gnal/Si-gnal*, *Hyd-rant/Hy-drant* usw. Für Wörter, die sprachhistorisch oder von der Herkunftssprache her gesehen Zusammensetzungen sind, aber von vielen als solche nicht erkannt werden, schlagen wir i.S. einer Liberalisierung vor, entweder nach Bestandteilen, also *war-um* bzw. *Päd-agogik*, zu trennen oder nach Silben, also *wa-rum* (wie *wa-ren*) bzw. *Pä-dagogik* (wie *ba-den*).

¹⁶ Vgl. im einzelnen Kommission 1989 in den Kommentaren jeweils Abschnitt „4 Die vorgesehene Neuregelung“.

Getrennt- und Zusammenschreibung: Hier schlagen wir vor, das wenig hilfreiche semantische bzw. intonatorische Kriterium und die z.T. damit begründete unterscheidende Schreibung wie etwa *auf seiner Ware sitzenbleiben* – *die Ware wird gut gehen; sauberhalten* – *rein halten; festsitzen* – *locker sitzen* zugunsten der Getrenntschreibung aufzugeben.

Schreibung der Wörter: Am meisten Furore hat unser Vorschlag gemacht, Wörter wie *Kaiser*, *Aal* und *Boot* nunmehr *Keiser*, *Al* bzw. *Bot* zu schreiben. Unsere Begründung hier ist, daß die meisten dieser Wörter mit *ei* (*heiser*, *Bein*, *kein* usw.) bzw. mit nur einem Buchstaben (*Qual*, *Tal*, *Not*, *Tod* usw.) geschrieben werden, die Änderung nur sehr kleine Wortgruppen betrifft und der Leser *Qual*, *Tod* u.v.a. und dem entsprechend *Al* und *Bot* wohl kaum mit kurzem Vokal liest.

Fremdwortschreibung: Hier schlagen wir, gestützt auf eine große Textsammlung, für bestimmte Gruppen vor, die fremdsprachige Schreibung zu belassen (z.B. *Philosoph*), neben dieser die eingedeutschte zu gebrauchen (*Phantasie/Fantasie*) oder nur diese, sofern sie üblich ist, vorzusehen (*Telefon*).

Auf weitere Vorschläge, bei denen es um die gleichbleibende Schreibung der Wörter und Wortstämme auch im Interesse des Lesenden geht, sei hier nur hingewiesen; so z.B. auf *Rad fahren*, *Auto fahren* (heute: *radfahren/er fährt Rad*, *Auto fahren*); *Schiffahrt* (heute: *Schiffahrt*; aber bei Trennung: *Schiff-fahrt* und generell bei einem weiteren Konsonanten: *Sauerstoffflasche*); *überschwänglich* (heute: *überschwenglich* trotz *Überschwang*, vgl. aber *bang/bänglich* u.v.a.), *sich schnäuzen* (heute: *sich schneuzen* trotz *Schnauze/Schnäuzchen*, vgl. aber *Baum/Bäume* u.v.a.); *er lässt* (heute: *er läßt* trotz *lassen*).

Angemerkt sei, daß viele der vorgeschlagenen Änderungen nicht nur im Interesse der Schreibenden, sondern auch der Lesenden liegen wie z.B. bestimmte Regelungen der Zeichensetzung oder auch die stärkere Rücksicht auf die gleichbleibende Stammschreibung. Und interessant ist schon, daß gerade diese nicht selten schon heute praktiziert wird, obwohl dies nach der heutigen Regelung falsch ist. So finden sich z.B. *belämmert* und *Bündel* sowie auch die berüchtigte Neuprägung des ehemaligen Bayerischen Innenministers Stoiber von der „multinationalen Gesellschaft auf deutschem Boden, durchmischt und durchrasst“ in den mir zugänglichen Zeitungen in dieser Schreibung (statt heute richtig *durchraßt*), wohl um dem Leser die Zugehörigkeit zu *Rasse* zu vermitteln oder vielleicht auch, weil man die heutige Regelung doch nicht so kennt. Und im Grimmschen Wörterbuch findet sich 1936 als Eintrag *überschwänglich/überschwenglich*.

Ob andere Vorschläge gegen das Interesse der Lesenden verstoßen, wie der Artikel von Weinrich 1989 suggeriert und wie andere unter Berufung auf ihn dann auch behaupten, bleibt so lange fraglich, wie es nicht nachgewiesen ist. Ich glaube, daß bestimmte Vorschläge – bezogen auf den Lesenden – 'neutral' sind.

Und ich meine: Wenn sie dem Interesse der Lesenden tatsächlich abträglich sein sollten, wäre abzuwägen, in welchem Verhältnis die neuen Schwierigkeiten der Lesenden zu den bestehenden der Schreibenden stehen.

3.3. Stellungnahmen von Sprachinstitutionen

Bisher liegen veröffentlichte Stellungnahmen zweier Sprachinstitutionen vor.

Das heißt: Wenn man Harald Weinrich zu den Sprachinstitutionen rechnet, wären es drei. Aber bevor man mir sagt: Laß das hier lieber!, lass' ich das hier lieber.

Die von der Gesellschaft für deutsche Sprache vorgelegte Stellungnahme (Kommission 1989, S. 231ff.) bringt insgesamt „eine positive Anerkennung“ des Vorschlags zum Ausdruck; sie würdigt insbesondere, daß die „Bereiche umfassend und in fundierter Weise bearbeitet worden sind“, und hebt zudem „die vorsichtige Diktion der einzelnen Regelvorschläge“ und „die Homogenität“ des Regelwerks hervor.

Die wenigen kritischen Anmerkungen beziehen sich u.a. auf vereinzelte Vorschläge zur Fremdwortschreibung, in denen eine eingedeutschte Schreibung nur für einen Wortteil vorgesehen ist wie z.B. bei *Sujet/Süjet*, *Bulletin/Bülletin*; hier gibt die Gesellschaft „zu bedenken, ob nicht die anderen Fremdmerkmale diesen nur partiellen Eingriff verbieten“. Bezogen auf die im Vorschlag beibehaltene unterschiedliche Schreibung wie *Saite/Seite* spricht sich die Gesellschaft dafür aus, auf diese zu verzichten, da „hier und in einigen vergleichbaren Fällen der Kontext in hinreichender Form“ das jeweils gebrauchte Wort eindeutig bestimmt.

Am 19. Oktober 1988, zwei Tage nach der Übergabe des Vorschlags an die Auftraggeber, gibt das Bibliographische Institut, Mannheim, eine Pressemitteilung heraus (Überschrift; „Keine 'Heie' am 'Bot'?“). In der dort abgedruckten „Erklärung“ des „Leiter(s) der Dudenredaktion, Prof. Dr. Günther Drosdowski“, wird zunächst – zu Recht – auf den Vorschlagscharakter der IDS-Vorlage hingewiesen. Im weiteren heißt es:

Eine Neuregelung der Laut-Buchstaben-Beziehung (also z.B. „Hei“ statt „Hai“ oder „Bot“ statt „Boot“) führt auch seiner Ansicht nach zu einem Bruch in der Schreibtradition und schließt die Durchsetzung einer Rechtschreibreform von vornherein aus – man hätte sie besser nicht in die Reformvorschläge aufnehmen sollen. Diese Frage sollte aber nicht den Blick dafür verstellen, daß Vereinfachungen und Verbesserungen der deutschen Rechtschreibung nicht nur sinnvoll, sondern auch dringend notwendig sind, sofern sie mit dem rechten Augenmaß durchgeführt werden (Pressemitteilung 1988).

4. Erste Diskussion – Ausblick

Erwartungsgemäß beginnt mit dem 17. Oktober 1988 eine breite Diskussion des Vorschlags (bzw. dessen, was man dafür hält) in der Öffentlichkeit.

(1) Die (eine Strömung der) Diskussion seit dem 17. Oktober 1988 – vor allem in der auf Aktualität ausgerichteten Presse – ist u.a. durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

Sie wird z.T. ohne (genaue) Kenntnis des Inhalts des Vorschlags und vor allem seiner Begründung geführt.

Nach dem 20. Oktober 1988 werten viele Zeitungen eine umfangreiche Agentur-Meldung aus, in der ein langes Gespräch mit mir vom 19.10.1988 verwertet und die insgesamt sehr sachlich ist (Überschrift: „Sprachreformer: Keine Revolution der Rechtschreibung geplant“; Schubert 1988). Am Schluß wird aus der zeitlich vorhergehenden Erklärung der Duden-Redaktion der erste Satz des obigen Zitats referiert:

Der Leiter der Mannheimer Duden-Redaktion, Professor Günther Drosdowski, erklärte zu den Vorschlägen der IDS-Kommission für Rechtschreibfragen, der neben zwei Mitarbeitern des Instituts für deutsche Sprache zehn Hochschullehrer angehören, die Neuregelung der Laut-Buchstaben-Beziehung, also *Bot* statt *Boot*, führe zu einem Bruch in der Schreibtradition. Die Kommission hätte diese Vorschläge besser nicht in ihr Papier aufnehmen sollen, meinte Drosdowski, weil sie die Durchsetzung einer Rechtschreibreform von vorneherein ausschlossen.

Die Journalisten fixieren sich stark auf die 'randständigen' Fallgruppen um *Keiser*, *Bot* und *Al*; in den Überschriften werden vorrangig Wörter aus diesen Gruppen gewählt (vgl. das Muster aus der Duden-Redaktion: „Keine 'Heie' am 'Bot'?'“) und zu Kompaktsätzen komprimiert wie z.B. „Der Keiser im Bot, ein Hei drumherum“, „Wenn der Keiser im Sal den großen Leib isst“ usw.

Suggeriert wird dadurch dem Artikel-Leser, daß eine weitgehende Änderung des Textbildes drohend ins Haus steht, wenn dem Vorschlag entsprechend zu schreiben ist (vgl. aber Mentrup 1988c, 1989a).

Verstärkt wird dies dadurch, daß in vielen Artikeln der Duden-Chef, der zudem und zugleich Mitglied der IDS-Kommission ist, als „Kronzeuge“ zitiert wird, der den suggerierten Eindruck begrifflich als „Bruch in der Schreibtradition“ auf den Punkt bringt. Und schnell ist dann auch von Sprachverhunzung, vom Abschied von der Sprachkultur u.ä. die Rede, so in den z.T. bissigen Kommentaren einiger Journalisten wie auch von ministerialer Seite (so Mayer-Vorfelder, Kultusminister von Baden-Württemberg; Pro und Contra 1988).

Neben dieser zunächst recht breiten Strömung veröffentlichen einige Zeitungen – so schon in den ersten drei Tagen (18.-20. Oktober 1988) – 'eigenständige' Artikel, in denen vorklärende Gespräche mit Vertretern der Gesellschaft bzw. des Instituts für deutsche Sprache mit bewertet werden und die neben der Kritik an Einzelpunkten insgesamt sachlich-informativ, z.T. neutral-abwartend bis positiv sind. Diese zweite Strömung verstärkt sich bis heute, während die der aktuellen Berichterstattung weitgehend ausgelaufen ist – wenn man von einigen Nachzüglern und von zeitlich begrenzten kleineren Wellen absieht, die durch aktuelle Neuigkeiten wie etwa die Konferenz der Kultusminister am 2./3. Dezember 1988 bewirkt sind.

(2) Aufgrund der – gerade sechs Wochen andauernden – Diskussion in der Öffentlichkeit und unter dem Eindruck der – bis dahin – veröffentlichten Meinung faßt die Kultusministerkonferenz einen 'Doppel-Beschluß'.

Auf der einen Seite wird – 1. (Negativ-)Beschluß – erklärt, für die umstrittenen Vorschläge der Kommission um *Keiser*, *Bot* und *Al* bestehe kein Bedarf; die Laut-Buchstaben-Beziehung wird – wie der Pressesprecher der KMK am Telefon formuliert – „herausgeschossen“.

Auf der anderen Seite wird – 2. (Positiv-)Beschluß – eine interne Arbeitsgruppe eingerichtet (Leiter: Franz Niehl, Beauftragter der Kultusministerkonferenz für Fragen der Reform der deutschen Rechtschreibung) und mit der Prüfung der anderen Vorschläge beauftragt – auch gedacht als Vorbereitung der 2. Sitzung der amtlichen Konferenz in Wien, deren Verschiebung auf Mai 1990 von der Kultusministerkonferenz veranlaßt wird.

Damit weitet sich die zweite Strömung auch auf der Beamtenebene der Auftraggeber aus, die in der öffentlichen Diskussion durch weitere Beiträge verstärkt wird (vgl. z.B. Baukhage 1989b).

Bezogen auf den Verlauf des Geschehens 1876 besteht (zumindest) ein wichtiger Unterschied. Das, was Minister Falk nach der amtlichen Beschlußfassung nachholen wollte, nämlich die allgemeine Diskussion mit dem Abbau der im Ernst und Scherz verbreiteten Schreckbilder durch Information und Sachlichkeit, läuft diesmal – und heute verstärkt – vor der amtlichen Beschlußfassung und kann bei deren Vorbereitung mitberücksichtigt werden. Ansonsten sind Parallelen zwischen 1876 und heute überdeutlich.

Angemerkt sei, daß der vorstehende Bericht sehr lückenhaft ist. Eine kommentierte Dokumentation der Ereignisse nicht nur auf der Presseebene sowie ein ausführlicher Vergleich vor allem mit der Situation um 1876 sind in Arbeit.

(3) „Bruch in der Schreibtradition“ und „Abschied von der Sprachkultur“
– Was hat es damit auf sich?

Zur Erinnerung: Unser Vorschlag zur Schreibung der Wörter ist – für jeden einsehbar, der den guten Willen hat, sich zu informieren – keine systematisch-phonetische Regelung der Laut-Buchstaben-Beziehung, für die man das Prädikat „Bruch in der Schreibtradition“ zu verwenden möglicherweise Grund hätte wie Drosdowski (1987, S. 33; vgl. oben S. 352). Sondern der Vorschlag zur Änderung der Schreibung bezieht sich auf kleine, umgrenzte Gruppen von Wörtern und ist im Vergleich mit dem Programm etwa von 1876 um einiges bescheidener.

Wenn dies – wie Drosdowski 1988 sagt – (vgl. oben S. 361) einen Bruch in der Schreibtradition darstellt, dann befänden wir uns in guter Gesellschaft mit Raumer, Wilmanns und Konrad Duden. Zudem lebten wir bereits seit 1901 in einer 'gebrochenen' Schreibtradition; denn damals hatte man die *th*-Schreibung einer vergleichbar kleinen Gruppe von Wörtern wie *Thal*, *Thor* aufgegeben zugunsten der Schreibung mit einfachem *t* und seither ist die Schreibung einer größeren Zahl an Wörtern über die verschiedenen Auflagen der Duden-Rechtschreibung hin bis heute verändert worden (vgl. Bramann 1982, S. 193ff.).

Und die Frage ist auch: Wie weit reicht die Tradition zurück? 1945? 1901? 1876? 1788? 1762? 1722? 1545? Aufpassen muß man da schon, daß man zeitlich zurück nicht plötzlich bei *Keiser*, *das* (für *daß*) und *wider* (für *wieder*) landet.

Ich meine, daß mit der Schreibtradition nicht durch die Veränderung der Schreibung einzelner Wörter oder kleinerer Wortgruppen gebrochen wird, was ja auch auf eine ahistorische Verleugnung des sich ändernden Schreibbrauchs hinausliefe. Ich meine, daß die Schreibtradition dadurch gesichert ist, daß umfassende(re) Grundregelungen über einen längeren Zeitraum für mehrere Generationen Bestand haben und gelten.

Und wenn, etwa bezogen auf den Vorschlag, auch die Konjunktion *daß* nunmehr *das* zu schreiben, der „Abschied von der Sprachkultur“ als drohend ins Haus stehend beschworen wird, so ist zu fragen, ob die Sprachkultur einer Kultursprache daran hängt, daß einzelne Wörter nach Regeln zu schreiben sind, mit denen viele nicht zurecht kommen.

Jeder Vorschlag zu einer sprachangemesseneren und funktionsgerechteren Regelung der deutschen Rechtschreibung, d.h. auch zu der Beseitigung historisch überkommener, wildwüchsiger Spezifizierungen und Spitzfindigkeiten, ist ein Beitrag zu einer vernünftig verstandenen Sprachpflege, ohne die eine Sprachkultur und Kultursprache auf Dauer nicht auskommt.

Die Diskussion wird weitergehen.¹⁷ Und sicherlich wird auch die bereits versachlichte Reform-Diskussion weiterhin von Spaß und Spott begleitet werden wie bisher:

Die Rechtschreibung hat von jeher zu denjenigen Gegenständen gehört, an welchen Kenner und Nichtkenner ihren Witz auszulassen liebten, und jegliche Bemühung, irgend eine Aenderung auf orthographischem Gebiete zu erzielen, hat dieses Schicksal teilen müssen, gleichviel ob sie berechtigt erschien oder nicht (Kölnische Zeitung, 17. März 1880; nach Küppers 1982, S. 81).

Ich finde das auch nicht schlimm; Spaß muß sein, selbst wenn es, wie hier, nicht um eine Beerdigung geht – es sei denn, um die meines Vortrags. Nur meine ich, sollten nicht nur die Medien – und jetzt ein Zitat aus Wilmanns 1880, S. 28:

nicht die andere ernstere Aufgabe (...) vergessen (...), den schönen Beruf, an der geistigen Bildung des Volkes zu arbeiten, es über Fragen von allgemeinem Interesse aufzuklären und zu belehren.

¹⁷ Die ohnehin recht kurz bemessene Zeit für die Diskussion nach dem Vortrag wurde weitgehend in Beschlag genommen durch den extemporierten bzw. als schriftliches Manuskript vorbereiteten Beitrag zweier Teilnehmer, denen bei aller sonstiger Unterschiedlichkeit der Hang zur Ausführlichkeit gemeinsam war, wobei die Verlesung des Manuskripts etwa bei der Hälfte des Textes nur durch Abstellen des Mikrofons auf eine für einen Diskussionsbeitrag immer noch beachtliche Länge gekürzt werden konnte.

Eingebracht wurden Gesichtspunkte wie: Computer und damit verbunden die Notwendigkeit der graphischen Unterscheidung *das* vs. *daß* wegen der verschiedenen Funktionen (mein Gegenbeispiel: *um*); Unruhe und Kosten im Druckereigewerbe und Verlagswesen aufgrund solcher Umwälzungen (mein Gegenbeispiel: Dänemark); Nachgiebigkeit gegenüber einigen wenigen Schülern (mein Gegenbeispiel: Probleme auch der Erwachsenen) u.a.m., was ich nicht verstanden habe.

Dem von einem dritten Diskutanten geäußerten Dank für die Klarheit und Sachlichkeit des Vortrags schloß sich eine Kritik an – bezogen auf meine Redeweise von der „3. Orthographischen Konferenz“ für die „Wiener Gespräche“ 1986 und begründet damit, daß im Unterschied zu 1901 und 1876 man dort keine Vorlage verhandelt habe.

In meiner Entgegnung erinnerte ich an meine Redeweise von der „1. Sitzung der 3. Orthographischen Konferenz“, wo eine 2. Sitzung beschlossen sei, auf der man die dann international wissenschaftlich abgestimmten und vorgelegten Vorschläge erörtern wolle; zudem wies ich darauf hin, daß heute – etwa gegenüber 1876 – alles etwas langwieriger und komplizierter sei, was man ja auch daran sehe, daß die Vorlage von 1876 'nur' vor einem Autor verfaßt sei.

Der vierte Diskutant beurteilte den Vorschlag insgesamt sehr positiv, schloß aber die Kritik an, daß er in einigen Punkten zu inkonsequent sei, so etwa durch die Beibehaltung der unterscheidenden Schreibung von (wenn ich das richtig erinnere) *Laib/Leib* bzw. durch die Nicht-Umstellung *Mai* vs. *Hei* u.a. – was, auch unter Hinweis auf die einschlägige Kritik der Gesellschaft für deutsche Sprache, zuzugeben mir leicht fiel – und mich darin bestätigt, über die Berechtigung dieser Inkonssequenzen noch einmal nachzudenken.

und – so meine Fortsetzung – sich an der klärenden Diskussion beteiligen. Wir haben unseren Vorschlag vorgelegt. Er ist in der ersten Runde z.T. hart angegangen und z.T. begrüßt worden. Lassen Sie uns sachlich diskutieren. Es geht nicht darum, den Vorschlag auf Biegen und Brechen und 'auf Deubel bzw. *Keiser* komm raus' in jedem Punkte durchzusetzen. Für sachlich begründete Verbesserungsvorschläge sind wir offen.

Daß sachliche Aufklärung und Diskussionen zu einem guten Ende führen, ist meine Erfahrung nicht nur in zahlreichen Diskussionen etwa nach Vorträgen über den Vorschlag. Bestätigt wird sie z.B. auch durch die folgende Begebenheit. Etwa drei Wochen nach der Übergabe des Vorschlags rief mich ein Zeitungsjournalist an und fragte, ob ich ihm den authentischen Text schicken könne: „Bisher haben wir unsere Witze gemacht. Jetzt wollen wir mal sehen, was drin steht.“

Am Schluß des Berichtes desselben Journalisten über die Jahrestagung 1989 des IDS heißt es:

Damit war, nach teils kauzig schürfenden Sprachräsonnements von Alois Brandstetter (Klagenfurt) und Leslie Seiffert (Oxford), der Weg freigeräumt für ein Thema, auf das man mit Spannung gewartet hatte: den Vorschlag zur Rechtschreibreform, den das IDS dem Innenministerium und der Kultusministerkonferenz vorgelegt hatte. Wolfgang Menstrup war dem Opus, das wenig gekannt und heftig umstritten ist, ein so leidenschaftlicher wie besonnener Anwalt. Sein Argument, daß man der Sprachkultur – entgegen einem ständigen Vorwurf – geradezu diene, indem man sachfremde Einzelregelungen zugunsten einer größeren Regelmäßigkeit im ganzen aufhebe, fand ziemlich einhellige Zustimmung (Unterstöger 1989a).

P.S. Und in der Pfingstnummer 1989 derselben Zeitung erschien ein ausführlicher, sachlicher und sehr informativer Artikel desselben Journalisten zum Thema. (Unterstöger 1989b).

Literatur

Baukhage, Manon (1989a): Notwendige Erinnerung an ein grausiges Stück Humanität: Die wirksame Maschine des Monsieur Guillotin. In: P.M. Peter Moosleitners interessantes Magazin 3, S. 22-28.

Baukhage, Manon (1989b): Der Streit um die neuen Rechtschreibregeln – Hoch lebe der Keiser! (Oder doch lieber nicht?). In: P.M. Moosleitners interessantes Magazin 3, S. 68-74.

Beratungen (1901): Beratungen über die Einheitlichkeit der deutschen Rechtschreibung (Protokoll der 2. Orthographischen Konferenz 1901). Berlin 1901. Abgedruckt in: Theoretische Probleme 1980, S. 330-350.

BMI/KMK (1987): Betr.: Reform der deutschen Rechtschreibung; hier: Vorlage von Regelungsvorschlägen für bestimmte Teilbereiche der Rechtschreibung. Schreiben vom 19. Februar 1987 an das IDS. Bonn.

Bramann, Klaus-Wilhelm (1982): Der Kodifizierungsprozeß der deutschen Rechtschreibung. Abbau orthographischer und lexikalischer doppelformen im ausgang einer untersuchung der regelbücher des 19. jahrhunderts. Dissertation. Bonn. 1987 gedruckt als: Der Weg zur heutigen Rechtschreibnorm. Abbau orthographischer und lexikalischer doppelformen im 19. und 20. jahrhundert (= Theorie und Vermittlung der Sprache Band 6). Frankfurt/New York/Paris.

Brenner, Oskar (1902): Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. München (2. Auflage 1914).

Drosdowski, Günther (1987): Rechtschreibung und Rechtschreibreform aus der Sicht des Duden. Mannheim/Wien/Zürich.

Duden, Konrad (1876): Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen. Leipzig.

Duden, Konrad (1880¹): Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig 1880. Als Faksimile (= Sammlung Duden Band 1). Mannheim o.J.

Duden, Konrad (1902⁷): Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Siebente Auflage. Leipzig und Wien.

Duden, Konrad (1908): Rechtschreibung. In: Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik VII, Prinzerziehung – Schulberichte, hg. von W. Rein. 2. Auflage. Langensalza, S. 321-338 (1. Auflage 1898).

Duden, (1915⁹): Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Mit Unterstützung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, des Deutschen Buchdruckervereins, des Reichsverbandes Österreichischer Buchdruckereibesitzer, des Schweizerischen Buchdruckervereins sowie der deutschen und österreichischen Korrektorenvereine nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln bearbeitet von Dr. J. Ernst Wülfig und Dr. Alfred C. Schmidt, unter Mitwirken des Kaiserlichen Oberkorrektors Otto Reinecke. Neunte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien.

Duden (1985¹⁸): Der Große Duden. Wörterbuch und Leitfaden der deutschen Rechtschreibung mit einem Anhang: Vorschriften für den Satz, Satz, Satz.

- Korrekturvorschriften, Hinweise für das Maschinenschreiben. 18. Neubearbeitung. Leipzig.
- Duden (1986¹⁹): Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (= Der Duden in 10 Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache Band 1). 19., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der amtlichen Rechtschreibregeln. Mannheim/Wien/Zürich.
- Gölter, Georg (1988): Rechtschreiberziehung – die 2. Wiener Konferenz steht an. In: Spektrum der Wissenschaft Oktober, S. 37-40.
- Grebe, Paul (Hrsg.) (1963): Akten zur Geschichte der deutschen Einheitschreibung 1870-1880 (= Sammlung Duden Band 3). Mannheim.
- Informationsgespräch (1986): Ergebnisniederschrift. Gespräch des Schulausschusses mit der Gesellschaft für deutsche Sprache und dem Institut für deutsche Sprache unter Beteiligung des Bundesministers des Innern und des Auswärtigen Amtes über den Stand der fachwissenschaftlichen Diskussion zur Reform der deutschen Rechtschreibung am 26.08.1986 in Bonn (vom Schulausschuß zustimmend zur Kenntnis genommen auf seiner 265. Sitzung am 9./10.9.1986). Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 02. September 1986.
- Jansen-Tang, Doris (1988): Ziele und Möglichkeiten einer Reform der deutschen Orthographie seit 1901. Historische Entwicklung, Analyse und Vorschläge zur Veränderung der Duden-Norm, unter besonderer Berücksichtigung von Groß- und Kleinschreibung und Interpunktion (= Europäische Hochschulschriften Band 1033). Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris.
- Jütting, Wübbe Ulrichs (1886): Einige Mängel der neuen Orthographie. In: Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht 60, S. 408-428.
- Kommission (Hrsg.) (1985): Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (Hrsg.): Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung Band 1 (= Sprache der Gegenwart Band 66). Düsseldorf.
- Kommission (Hrsg.) (1989): Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (Hrsg.): Zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung Band 2 (= Sprache der Gegenwart Band 77). Düsseldorf.
- Kommuniqué (1986): Kommuniqué der Ersten Konferenz amtlicher Vertreter deutschsprachiger Staaten zur Reform der deutschen Rechtschreibung am 04. und 05. Dezember 1986 in Wien (= Der Bundesminister des

Auswärtigen informiert. Mitteilung für die Presse Nr. 1326/86). Bonn 9.12.1986.

Kultusministerkonferenz (1984a): Zusammenstellung über Entwicklung und Stand der Diskussion um eine Reform der deutschen Rechtschreibung vom 30.05.1984. Bonn.

Kultusministerkonferenz (1984b): Reform der deutschen Rechtschreibung. 14./15.6.1984. Saarbrücken.

Küppers, Hans-Georg (1982): Orthographiereform und Öffentlichkeit. Zur Entwicklung und Diskussion der Rechtschreibreform – Bemühungen zwischen 1876 und 1982 (Dissertation Bonn 1982; = Sprache der Gegenwart Band 61). Düsseldorf.

Lohff, Christoph (1980): Zur Herausbildung einer einheitlichen deutschen Orthographie zwischen 1876 und 1901. In: Theoretische Probleme, S. 306-329.

Mentrup, Wolfgang (1984a): Vom Schreibgebrauch zur totalen Schreibnormierung im Deutschen. In: Wirkendes Wort 34, S. 190-216.

Mentrup, Wolfgang (1984b): Zur Viel-Schichtigkeit der Diskussion einer Rechtschreibreform. In: Jahrbuch für internationale Germanistik XVI/2, S. 98-126.

Mentrup, Wolfgang (1985): Die „Kommission für Rechtschreibfragen“ des Instituts für deutsche Sprache 1977-1984. In: Kommission 1985, S. 9-48.

Mentrup, Wolfgang (1987): Bericht und Kommentar: „Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform“. Oder auch: Die 1. Sitzung der 3. Orthographischen Konferenz (Wien, 4.-5. Dezember 1986). In: Deutsche Sprache 15, S. 280-283.

Mentrup, Wolfgang (1988a): Zur Pragmatik einer Lexikographie: Handlungsausschnitt – Sprachauschnitt – Wörterbuchausschnitt. Auch zur Beschreibung schwerer Wörter in medizinischer Kommunikation. Am Beispiel fachexterner Anweisungstexte (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Band 66.1/66.2). Tübingen.

Mentrup, Wolfgang (1988b): Probleme mit der 'geschriebenen Sprache'. „Die grossen Buchstaben sind nur für das Auge“. In: Wirkendes Wort 38, 1988, S. 395-414.

Mentrup, Wolfgang (1988c): Worum es eigentlich geht – *Kaiser*: das Wort des Jahres? In: Sprachreport 4/1988, S. 3-4.

- Mentrup, Wolfgang (1989a): Kommission für Rechtschreibfragen. In: Institut für deutsche Sprache 25 Jahre. Mannheim 1989, S. 102-109.
- Mentrup, Wolfgang (1989b): Zum Stand der Rechtschreibreform. In: Kommission 1989, VII-XVIII.
- Modifizierte Großschreibung (1982): Vorschläge zur Neuregelung der Groß- und Kleinschreibung der Rechtschreibkommission der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Der Sprachdienst 26, S. 161-168. Auch in: Kommission 1989, S. 192-199.
- Nerius, Dieter (1975): Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie. Berlin.
- Österreichisches Wörterbuch (1985): Herausgegeben im Auftrage des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Sport. 36. überarbeitete Auflage. Wien.
- Pressemitteilung (1985a): Pressemitteilung des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft. 9.10.1985. Bonn.
- Pressemitteilung (1985b): Pressemitteilung der KMK 225. Plenarsitzung. 21. Oktober 1985. Bonn.
- Pressemitteilung (1986): Pressemitteilung der KMK 230. Plenarsitzung. 14. Oktober 1986. Bonn.
- Pressemitteilung (1988): Pressemitteilung des Bibliographischen Instituts. Keine „Heie“ am „Bot“? 19.10.1988. Mannheim.
- Protokoll Wiener Gespräche (1986): Protokoll über die Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform (4.-5.12.1986). Wien.
- Pro und Contra (1988): Pro und Contra: Rechtschreibreform. Pro: Wolfgang Mentrup. Contra: G. Mayer-Vorfelder. In: Stuttgarter Nachrichten 5.11.1988.
- Raumer, Rudolf von (1855): Ueber deutsche Rechtschreibung. In: (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1855, Heft I, S. 1-37; Heft VII, S. 533-580.) Raumer 1863, S. 105-188.
- Raumer, Rudolf von (1857): Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung. Mit Bezug auf K.A.J. Hoffmann, G. Stier und W. Creelius. In: (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1857, Heft I, S. 1-35.) Raumer 1863, S. 239-279.

- Raumer, Rudolf von (1863): Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt am Main/Erlangen.
- Raumer, Rudolf von (1876): Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. In Verhandlungen 1876, S. 9-46. Zur Begründung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. Ebda. S. 47-78. Erläuterungen. Ebda. S. 179-192.
- Regeln (1880): Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin. Als Faksimile (= Sammlung Duden Band 2). Mannheim o.J.
- Regeln (1902): Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben im Auftrage des Königlich Preussischen Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin. Als Faksimile (= Sammlung Duden Band 4). Mannheim o.J. Auch in: Theoretische Probleme, S. 351-371.
- Regelvorschlag (1982): Regelvorschlag der „Internationalen Arbeitstagung zur Reform der deutschen Rechtschreibung“ vom 16. bis 18. Juni 1982 in Wien. In: die tribüne 93, S. 65-71. Auch in: Kommission 1989, S. 200-207.
- Reichardt, Dagmar (1980): Zur Entwicklung der Bemühungen um eine Reform der deutschen Orthographie. In: Theoretische Probleme, S. 273-305.
- Schlaefer, Michael (1980a): Kommentierte Bibliographie zur deutschen Orthographietheorie und Orthographiegeschichte im 19. Jahrhundert. Heidelberg.
- Schlaefer, Michael (1980b): Grundzüge der deutschen Orthographiegeschichte vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1870. In: Sprachwissenschaft 5, S. 276-319.
- Schlaefer, Michael (1981): Der Weg zur deutschen Einheitsorthographie vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1901. In: Sprachwissenschaft 6, S. 391-438.
- Schlaefer, Michael (1984): Quellen zur Geschichte der deutschen Orthographie im 19. Jahrhundert. Heidelberg.
- Schubert, Hans-Martin (1988): Sprachreformer: Keine Revolution der Rechtschreibung geplant. Agenturmeldung lsw (fast gleichlautend mit dpa) vom 20.10.1988.
- Schulausschuß (1984): Reform der deutschen Rechtschreibung; hier: Fragen des weiteren Verfahrens. 252. Sitzung am 10./11. Mai 1984. Bonn.

- Schulausschuß (1985): Berichtsvorlagen für das Plenum über die Ergebnisse des Informationsgespräches zwischen dem Schulausschuß der KMK und wissenschaftlichen Experten. 30./31. Mai 1985. Bonn.
- Stuttgarter Empfehlungen (1955): Empfehlungen zur Erneuerung der deutschen Rechtschreibung. In: Der Deutschunterricht H. 3, S. 125-128.
- Theoretische Probleme (1980): Theoretische Probleme der deutschen Orthographie. Nerius, D./Scharnhorst, J. (Hrsgg.). Berlin.
- Unterstöger, Hermann (1989a): Verständigungsschwierigkeiten. Die 25. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim. In: Süddeutsche Zeitung 25./26.2.1989.
- Unterstöger, Hermann (1989b): Die Mannheimer „Deutschapostel“ Mission leicht gebremst. In der Rechtschreibung folgt auf die stürmische nun die amtliche Phase. In: Süddeutsche Zeitung 13.-15. Mai 1989, 11.
- Verhandlungen (1876): Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Berlin, den 4.-15. Januar 1876. (Protokoll der 1. Orthographischen Konferenz 1876). Halle.
- Verhandlungen (1892): Protokoll über die Verhandlungen der Konferenz für Erzielung einer einheitlichen Rechtschreibung in den schweizerischen Kantonen deutscher Sprache, (...) Mittwoch den 24. August 1892. Bern.
- Weinrich, Harald (1989): Brauchen wir eine Rechtschreibreform? Einige unaufgeregte Betrachtungen zu einem Gutachten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 7.1.1989.
- Weisgerber, Leo (1964): Die Verantwortung für die Schrift – Sechzig Jahre Bemühungen um eine Rechtschreibreform (= Duden-Beiträge Band 18). Mannheim.
- Wiesbadener Empfehlungen (1959): Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung (= Duden-Beiträge Band 2). Mannheim.
- Wilmanns, Wilhelm (1880): Kommentar zur Preußischen Schulorthographie. Berlin.
- 20 Fehler (1984): Auch bei 20 Fehlern eine 1 im Aufsatz? Interview mit Georg Gölder, Kultusminister von Rheinland-Pfalz. In: DER SPIEGEL 24, S. 156-163.

Perspektiven der Forschungsarbeit des Instituts für deutsche Sprache

1. Vorbemerkung

Noch weiß ich nicht, ob es ein Vorteil ist oder ein Nachteil, bei einer Tagung wie dieser als letzter vorzutragen. Man sagt: den letzten beißen die Hunde. Andererseits gilt als Sieger, wer bei Streitgesprächen das letzte Wort hat. Um möglichen Fehldeutungen vorzubeugen, lassen Sie mich gleich darauf hinweisen, daß ich Ihnen nicht geben werde, was einzelne Kollegen zum Abschluß früherer Tagungen in oft eindrucksvoller Weise geboten haben: nämlich ein kritisches Resümee der vorausgegangenen Vorträge, ergänzt um eigene Überlegungen zum jeweiligen Tagungsthema.

Zu den Tendenzen und Perspektiven der Entwicklung der deutschen Sprache werde ich keine neuen Fakten oder Überlegungen vortragen, vielmehr möchte ich nur kurz berichten, wie das Institut plant und hofft, über diesen Gegenstand künftig neue Kenntnisse zu gewinnen. Ich spreche also lediglich über Planung und Bedingungen künftiger Forschungen des Instituts, von denen noch nicht sicher ist, ob sie alle in der geplanten Weise durchgeführt werden können.

Was die beabsichtigten Forschungsarbeiten angeht, werde ich die Perspektiven nicht allzu weit in die Zukunft ausziehen. Nach den nächsten 25 Jahren, also im Jahr 2014, werden bis auf wenige Ausnahmen andere Wissenschaftler als heute im Institut arbeiten oder für das Institut tätig sein. Welche gesellschaftlichen Veränderungen bis dahin zu welchen Interessenverschiebungen in der germanistischen Linguistik und damit auch im IDS führen, ist nicht abzusehen. Zu prognostizieren also, welche Projekte in 25 Jahren im Institut für deutsche Sprache bearbeitet werden, wäre im engeren Wortsinne „science fiction.“

2. Forschungsauftrag und -gegenstand

Grundvoraussetzung, sozusagen perspektivischer Fluchtpunkt, für die künftigen Arbeiten bleibt auf lange Sicht der in der Institutssatzung festgelegte generelle Auftrag, die deutsche Sprache zu erforschen, und zwar vor allem in ihrem gegenwärtigen Gebrauch. Dies war Zweck und Ziel der Gründung des Instituts vor 25 Jahren. Und da sich dieser Zweck in der Zwischenzeit nicht erledigt hat, weil etwa die erforderlichen Forschungen beendet wären, muß die deutsche Gegenwartssprache auch künftig

Gegenstand der Arbeiten des IDS bleiben.

Von sprachinteressierten Laien werden wir gelegentlich gefragt, wann denn das Forschungsziel des Instituts erreicht sei, wann die wissenschaftliche Beobachtung und Beschreibung des Deutschen abgeschlossen werden könne. Da man es offensichtlich nicht oft genug sagen kann, nutze ich auch diese Gelegenheit zu dem für Linguisten redundanten Hinweis, daß es eine abschließende Beschreibung einer Sprache wie der deutschen nicht gibt, nicht geben kann. Es gibt zeitgebundene Darstellungen von Ausschnitten unter Teilaspekten, die für bestimmte Anwendungszwecke ausreichen. Der auch für Linguisten kaum überschaubare Phänomenkomplex einer sogenannten 'natürlichen' Sprache ist jedoch längst nicht ausreichend erforscht. Er läßt sich schon deshalb nicht abschließend beschreiben, weil er sich wie andere historisch-soziale Erscheinungen laufend verändert, unter anderem in Abhängigkeit von Faktoren, die selbst nicht zum zentralen Gegenstand der Sprachwissenschaft gehören.

Wie andere Wissenschaften, etwa die Medizin oder die Naturwissenschaften, muß sich deshalb die Sprachwissenschaft, in unserem Fall die germanistische Linguistik, in stets neuen theoretischen und empirischen Anstrengungen um ein aktuelles, umfassenderes Verständnis ihres Gegenstands bemühen, dies besonders auch im Interesse der Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse. Der Deutschunterricht im In- und Ausland, die anderen sprachbezogenen Fächer von der Literaturwissenschaft über die Rechtswissenschaft bis zur Informatik, die Historiker, Soziologen und Psychologen, die ihre Analysen an sprachlichen Befunden festmachen, die vielen sprachlich fundierten Berufe und Institutionen und die zu 'normalen Sprachbenutzern' abstrahierten Mitbürger, die Rat bei sprachlichen Schwierigkeiten suchen: – sie alle sind auf linguistische Forschungen angewiesen.

Für Linguisten sind das Binsenwahrheiten, und nicht nur für Linguisten ist es einleuchtend, daß auch besonders naheliegende Forschungen zur deutschen Sprache in größerer Breite, Intensität und Vielfalt nicht allein von einer Einrichtung wie dem IDS geleistet werden können. Auf Fragen der Arbeitsteilung und Zusammenarbeit zwischen Hochschulgermanistik und IDS komme ich gleich noch zurück.

Eine Auswahl aus dem komplexen Forschungsbereich „deutsche Sprache“ hat das IDS bei seiner bisherigen Arbeit insofern getroffen, als es sich besonders mit der gegenwärtigen Standardsprache befaßt, das heißt, mit der überregional gebrauchten, sozial hervorgehobenen Varietät des heutigen Deutsch in ihren gesprochenen und geschriebenen Verwendungsweisen. Die Fragen nach der Homogenität und den Grenzen der Standard-

sprache sind weiterhin Themen der Forschung. Eine Teilaufgabe des IDS bleibt es deshalb, die sprachlichen und sozialen Kriterien für die Bestimmung dessen, was als Standardsprache fungiert bzw. als Standardsprache angesehen wird, festzustellen und empirisch zu überprüfen. Dies erfordert auch eine zumindest exemplarische Behandlung anderer Varietäten der Gegenwartssprache.

Generelle Aufgaben der Dialektologie, wie sie der „Deutsche Sprachatlas“ in Marburg hat, wird das IDS schon angesichts seiner absehbaren materiellen Möglichkeiten auch in Zukunft schwerlich übernehmen können. Ähnliches gilt für die umfassende Bearbeitung der Sprachgeschichte oder für Einzeluntersuchungen mit größerer historischer Tiefe. Andererseits werden wir uns nicht auf die rein synchronische Untersuchung der unmittelbaren Gegenwartssprache beschränken. In unterschiedlichem Ausmaß diachronisch geprägt waren bzw. sind die Arbeiten des IDS am „Deutschen Fremdwörterbuch“, zur Wortbildung allgemein und speziell zur Lehnwortbildung. Zur Zeit wird erwogen, die historische Komponente der Forschung zu verstärken. Sicherlich werden wir uns aber darauf beschränken, die Entstehung der sprachlichen Gegenwart aus der nicht allzu weit zurückliegenden Vergangenheit zu untersuchen. Genauere Überlegungen zu sprachgeschichtlichen Forschungsvorhaben wollen wir aber erst im Zusammenhang mit unserer nächsten Jahrestagung entwickeln und vorstellen. Diese Tagung wird der Sprachgeschichte im 19. Jahrhundert gewidmet sein.

Bei aller notwendigen Beschränkung auf eine überschaubare Anzahl von Themen suchen wir uns auch für die kommenden Jahre die beiden wichtigsten theoretisch-methodischen Zugänge zu unserem Gegenstand zu bewahren: die Hauptaspekte linguistischer Forschung, die sich mit den Stichworten „Sprachsystem“ und „Sprachverwendung“ benennen lassen. Die Untersuchung des Standarddeutschen oder anderer Varietäten als Systeme zielt auf die Gewinnung von Inventaren grammatischer und lexikalischer Einheiten und Strukturen ab. Sie gründet sich auf Beobachtung und Auswertung von Texten. Diese bilden das Datenmaterial für die sprachsystematische Beschreibung in der Grammatik, in lexikologischen und lexikographischen Darstellungen.

Die Sprachverwendung in konkreten Situationen ist ihrerseits ein wichtiger Untersuchungsbereich, da sich in ihnen Sprache in ihrer wesentlichen Funktion als Bedingung und Mittel sozialer Interaktion und gesellschaftlicher Identität manifestiert. Sprache wird damit nicht ausschließlich als ein für beliebige Verwendungen verfügbares System aus Einheiten und Strukturregeln beschrieben, sondern gleichfalls in ihrer Verwendung innerhalb kommunikativer Situationen und interaktiver Prozesse unter-

sucht.

Für den besonders unter Grammatikern, aber auch unter Soziolinguisten beliebten theoretischen Richtungs- und Konfessionsstreit sind diese allgemeinen Angaben sicherlich zu wenig spezifisch. Es gibt gute Gründe, warum wir uns bisher bei der Rahmenplanung des Instituts davor gehütet haben, eine detaillierte sprachtheoretische Hausdoktrin vorzugeben, die in allen Projekten zu beachten wäre. Bedingung auch künftiger Projekte bleibt, daß sich die Mitarbeiter der betreffenden Forschungsgruppe auf gemeinsame theoretische Grundannahmen und methodische Verfahren einigen müssen, sich eine solche Einigung notfalls in langen Diskussionen erstreiten und sie vor den Gremien des Instituts argumentativ zu vertreten haben.

Wenn die deutsche Standardsprache im Zentrum der IDS-Forschungen bleiben soll, liegt die Frage nahe, wie wir es künftig mit Sprachnormung und Sprachpflege oder besser vielleicht: mit der Sprachkultur halten wollen. Diese Frage wird uns gerade mit Blick auf das 25-jährige Bestehen des Instituts immer wieder gestellt. Die Frage ist auch deshalb aktuell und akut, weil nach meinen Beobachtungen die Wünsche und Forderungen nach einer normativen Instanz für die deutsche Sprache in letzter Zeit wieder einmal zunehmen. Der Vorschlag zur Neuregelung der Rechtschreibung, den unsere Kommission für Rechtschreibfragen in staatlichem Auftrag vorgelegt hat, hat vor allem bei vielen Laien die Meinung erzeugt, das IDS habe generelle sprachnormative Kompetenzen oder maße sich solche Kompetenzen an.

Auch einzelne Fachkollegen schreiben dem IDS gelegentlich Akademieaufgaben zu oder fordern, daß das Institut nach Jahren rein deskriptiver Forschungen verantwortungsbewußten normativen Bewertungen und Entscheidungen nicht länger ausweiche. Ein Überblick über das Arbeitsprogramm des Instituts, den ich gleich geben möchte, macht jedoch deutlich, daß keines unserer laufenden oder geplanten Projekte normative Ziele verfolgt. Die mit der traditionellen Akademievorstellung verbundene Kompetenz zu normativen Festlegungen und sprachplanerischen Eingriffen strebt das Institut nicht an. Nach den neueren Entwicklungen der diachronischen Sprachwissenschaft und der Soziolinguistik sollte der Gedanke einer zentralen Instanz für Sprachnormung endgültig obsolet geworden sein.

Andererseits haben aber die meisten im IDS beschäftigten Wissenschaftler zum beobachtbaren Sprachgebrauch nicht die Einstellung des klassischen Strukturalismus, der Sprachkritik und normative Wertungen scheute wie der Teufel das Weihwasser. Daß Sprache als Norm gelernt

und normativ gelehrt wird, daß der Sprachgebrauch in vielen Institutionen und für manche Lebensbereiche mehr oder weniger explizit normiert wird, daß in der sprachlichen Interaktion vielerlei Normenkonflikte ausgetragen werden, das sind nun einmal Tatsachen, deren genauere Untersuchung gerade auch für die Beschreibung der Standardsprache wichtig ist. Normen und Normierungen bleiben deshalb ein wichtiger Aspekt der Forschungsarbeit des IDS.

In diesem Zusammenhang wird sich das Institut auch künftig nicht Auforderungen und Aufträgen entziehen, zu sprachnormativen Vorhaben anderer Institutionen und staatlicher Organe Stellung zu nehmen oder wissenschaftlich begründete Vorschläge zu machen. Einzelne Mitarbeiter des Instituts werden sich weiterhin kritisch zu Erscheinungen des Sprachgebrauchs äußern. Die wichtige Aufgabe der tagtäglichen Sprachauskunft und Sprachberatung für alle interessierten Mitbürger kann das Institut aber nicht übernehmen. Diese Aufgabe ist ja bei der Gesellschaft für deutsche Sprache, bei der Sprachberatungsstelle der Duden-Redaktion und bei den „grammatischen Telefonen“ einzelner Hochschulinstitute in guten Händen.

Seinen Beitrag zur Kultur der deutschen Sprache hofft das IDS auch in Zukunft vor allem dadurch zu leisten, daß es im Sinne der Aufklärung gemeinsam mit der Hochschulgermanistik wissenschaftlich fundierte Kenntnisse über die deutsche Sprache, ihren Gebrauch und die Gebrauchsbedingungen gewinnt und verfügbar macht.

3. Laufende und geplante Arbeiten des IDS

Was soll in den kommenden Jahren geschehen? Zu nennen sind Arbeiten, die fortgesetzt und abgeschlossen werden, und neue Vorhaben, die mehr oder weniger definitiv geplant und beschlossen sind. Erwähnt habe ich schon die erwogene Verstärkung der sprachhistorischen Forschungsrichtung. Hierzu gibt es aber noch keine verbindliche Planung. Zu den derzeit laufenden Projekten finden sich – abgesehen von den schon publizierten Vorstudien oder Zwischenergebnissen – nähere Angaben im Mittelteil unserer Jubiläumsbroschüre.¹ Ich erwähne deshalb nur kurz die Hauptvorhaben der vier Abteilungen des Instituts.

Die Abteilung **Grammatik** steckt mitten in der Arbeit an einer Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, die eine integrierte Darstellung von Struktur und Funktion der Ausdrucksmittel des Deutschen bieten

¹ Institut für deutsche Sprache – 25 Jahre. Mannheim: Institut für deutsche Sprache (Selbstverlag) 1989.

soll. Vorstudien und theoretische Überlegungen zu dem gesamten Vorhaben enthalten die vor gut zwei Jahren erschienenen „Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik“.² Die Grammatik ist auf absehbare Zeit das umfangreichste Projekt des Instituts. Als erstes Ergebnis soll 1991 eine erste Version abgeschlossen und veröffentlicht werden. Diese sog. „Kerngrammatik“ umfaßt noch nicht alle geplanten Bereiche. Sie konzentriert sich – vereinfacht gesagt – darauf, den herkömmlichen Kernbereich der Grammatikographie in neuer Interpretations- und Beschreibungsweise darzustellen. Eine erweiterte Fassung, die die Ergebnisse der gesamten bisher geplanten Arbeiten enthalten soll, ist für das Jahr 1995 geplant.

Auch wenn dieser Zeitplan eingehalten werden kann, werden die Grammatikforschungen des Instituts 1995 keineswegs abgeschlossen sein. Abgesehen von den Korrekturen und Überarbeitungen, die eine umfangreiche Grammatik nach der ersten Auflage erfordert, werden Aktualisierungen aufgrund neuer empirischer Befunde nötig sein. Bedarf an Bearbeitungen der Ergebnisse für speziellere Zwecke wird sich ebenfalls unausweichlich einstellen.

Auslaufen wird im IDS in den nächsten Jahren vermutlich eine besondere Art der Grammatikschreibung, die Arbeit an kontrastiven Grammatiken. Nach den schon fertiggestellten und noch abzuschließenden vergleichenden Beschreibungen des Deutschen und jeweils einer anderen Sprache ist nur noch die Bearbeitung des Sprachenpaares Deutsch-Polnisch vorgesehen. Der Grund dafür, daß dieser besonders für die Auslandsgermanistik attraktive Forschungsstrang im IDS auslaufen soll, ist vor allem das finanzielle und organisatorische Problem, die für solche Vorhaben erforderlichen gemischtsprachlichen Teams zu bilden und über längere Zeit zusammenzuhalten. Die in einem Projekt dieser Art gewonnenen Kenntnisse sind im übrigen nur eingeschränkt auf weitere kontrastive Vorhaben übertragbar.

Wir wollen uns auf diese Weise nicht der Zusammenarbeit mit ausländischen Kollegen entziehen. Eine beratende Unterstützung bei den jeweiligen deutschsprachigen Komponenten kontrastiver Untersuchungen sollte auch künftig möglich sein. Nun wird das IDS nicht anstreben, im Hinblick auf die sprachdidaktischen Bedürfnisse anderer Länder in Mannheim eine kontrastive Grammatik nach der anderen zu produzieren. Die Initiative zu weiteren kontrastiven Forschungen sollte in jedem Fall bei

² Zifonun, Gisela (Hrsg.): Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Bd. 63. Tübingen 1986.

den ausländischen Kollegen liegen.

Die Arbeiten der Abteilung **Lexik** sind derzeit in einer Übergangs- und Fortsetzungsphase. Die Autoren des gerade erschienenen Lexikons der „brisanten Wörter“³ werden in den kommenden Monaten die lexikologischen und lexikographischen Überlegungen, die ihnen für die Wörterbucharbeit wichtig waren und weiterhin wichtig sind, zu einer gesonderten Publikation zusammenstellen. Daran soll sich eine umfangreiche lexikographische Arbeit anschließen, zu der das Institut von verschiedenen Seiten schon seit Jahren immer wieder aufgefordert wird. Es geht um die Neubearbeitung der ersten Bände des „Deutschen Fremdwörterbuchs“, die noch von Schulz und Basler stammen. Die folgenden vier Bände wurden bekanntlich im IDS mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erarbeitet. Als Gesamtwerk ist das „Deutsche Fremdwörterbuch“ zur Zeit ein Monstrum aus den in den lexikographischen Methoden völlig veralteten Bänden 1 bis 3 und den neuen, im IDS verfaßten Bänden 4 bis 7. Die Neubearbeitung der Lemmastrecke A bis Q, die erheblich mehr als die bisherigen drei Bände umfassen wird, soll die Benutzbarkeit des Gesamtwerks herstellen und damit vor allem auch einen grundlegenden Beitrag zur Beschreibung des entlehnten Wortschatzes im heutigen Deutschen liefern.

Fortgesetzt werden die mit diesem Vorhaben thematisch zusammenhängenden Arbeiten an einem „Lexikon zur deutschen Lehn-Wortbildung“. Dieses Projekt, über das schon bei früheren Tagungen berichtet worden ist,⁴ soll 1992 abgeschlossen werden. Es liegt nahe, die Ergebnisse wenigstens teilweise auch für die Neubearbeitung des „Deutschen Fremdwörterbuchs“ zu nutzen.

Ein weiteres Fortsetzungsprojekt ist die Neubearbeitung des „Kleinen Valenzwörterbuchs deutscher Verben“. Die bisherige Fassung ist seit Jahren vergriffen. Anstelle einer denkbaren bloß verbesserten Version wird das Wörterbuch zur Zeit von Grund auf neubearbeitet unter Verwendung auch der Erfahrungen, die bei der Arbeit an den vor gut zwei Jahren erschienenen „Verben in Feldern“⁵ gemacht wurden.

³ Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela: *Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist*. Schriften des Instituts für deutsche Sprache Bd. 2. Berlin/New York 1989.

⁴ Link, Elisabeth: *Lehnwortbildung im Wörterbuch*. In: Harras, Gisela (Hrsg.), *Das Wörterbuch: Artikel und Verweisstrukturen. Jahrbuch 1987 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf 1988, S. 223-264. Siehe auch: Hoppe, Gabriele, et al.: *Deutsche Lehnwortbildung. Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Bd. 64*. Tübingen 1987.

⁵ Schumacher, Helmut (Hrsg.): *Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syn-*

Weiter in die Zukunft reicht die Projektidee von einer „Explikativen Synonymik des Deutschen“, einem Nachschlagewerk, das die lexikologischen Relationen zwischen den Einheiten kommunikativ wichtiger Wortschatzbereiche erklärend darstellen soll. Eine detaillierte Planung wird hierzu aber erst im Zusammenhang mit ersten Pilotuntersuchungen in den nächsten Jahren entwickelt werden.

Einen systematischen Sonderbereich zwischen Grammatik und Lexik stellt die Orthographie dar. Das Institut hat sich mit diesem Gebiet bisher nur im Rahmen der Kommission für Fragen der Rechtschreibung befaßt, der in Mehrheit externe Fachleute angehören. Die Vor- und Nachgeschichte des Vorschlags zur Reform der deutschen Rechtschreibung, über den Wolfgang Mentrup in seinem Vortrag gesprochen hat,⁶ hat die Notwendigkeit einer ständigen Arbeitsstelle verdeutlicht, in der die komplexen Regularitäten und Regeln der Abbildung sprachlicher Ausdrücke in Schrift für das Deutsche untersucht werden und die gleichzeitig als organisatorische Basis für die künftige Arbeit der Rechtschreibkommission dient.

Die Abteilung **Sprache und Gesellschaft** ist zur Zeit vor allem mit den Abschlußarbeiten des Projekts „Kommunikation in der Stadt“ befaßt. Neben mehreren für den Druck vorbereiteten Bänden, die Einzeldarstellungen und ethnographische Beschreibungen der untersuchten Mannheimer Stadtteile enthalten, wird an einer umfassenderen Darstellung des Sprachverhaltens und der sozialen 'Welten' in der Stadt gearbeitet. Zur Veröffentlichung werden auch Interviews und ausgewählte Gesprächstexte der untersuchten Gruppen vorbereitet. Das gesamte umfangreiche Projekt kann voraussichtlich in zwei Jahren abgeschlossen werden.⁷

Während dieses Vorhaben auch als Beitrag zur Soziostilistik des Deutschen, also zur Beschreibung sozial bedingter Sprachunterschiede gedacht ist, zielt das für die Zeit danach geplante Projekt einer „Kleinen Rhetorik der Problem- und Konfliktbearbeitung“ auf die Beschreibung der zweckbestimmten Formen des Sprachgebrauchs in Institutionen ab. Dabei soll auch auf die Ergebnisse und Materialien der Projekte „Beratungsgespräche“ und „Schlichtung“ zurückgegriffen werden. In die-

tax und Semantik deutscher Verben. Schriften des Instituts für deutsche Sprache Bd. 1. Berlin/New York 1986.

⁶ Siehe den Beitrag von W. Mentrup in diesem Band.

⁷ Vorgesehen sind mehrere Bände in der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache“ (Berlin/New York).

sem thematischen Zusammenhang steht auch die kleinere gesprächsanalytische Untersuchung „Initiative Reaktionen“, die in den nächsten drei Jahren im Rahmen des gemeinsam mit den Universitäten Mannheim und Heidelberg gebildeten Sonderforschungsbereichs „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“ durchgeführt wird.

Von Interesse für Gesprächsanalytiker und andere Linguisten, die über gesprochenes Deutsch arbeiten, ist der geplante Aufbau eines Archivs des gesprochenen Deutsch. In dieses Archiv wird die große, rund 10.000 Aufnahmen umfassende Sammlung umgangssprachlicher und mundartlicher Texte integriert, die von Eberhard Zwirner begründet wurde und bisher als Deutsches Spracharchiv eine gesonderte Arbeitsstelle im Institut bildete. Hinzu kommen die Gesprächsaufnahmen des sog. Freiburger Corpus und die Aufnahmen der jüngeren gesprächsbezogenen Projekte des IDS. Die Datenerfassung neuer Vorhaben der Abteilung „Sprache und Gesellschaft“ soll sich ebenfalls auf dieses Archiv der gesprochenen Sprache hin orientieren. Auf die in diesem Zusammenhang geplante Diskursdatenbank gehe ich gleich noch kurz ein.

Die Arbeiten der Abteilung **Wissenschaftliche Dienste** sind schon seit längerem nicht nur für die Forschungsvorhaben in den drei anderen Abteilungen des Instituts wichtig. Soweit es die (natürlich immer) begrenzte Arbeitskapazität zuläßt, sollen die wissenschaftlichen Dienste des Instituts auch künftig von anderen Forschungseinrichtungen und Wissenschaftlern genutzt werden können. Dies gilt nicht nur für die verschiedenen Archive und Dokumentationen und die Bibliothek des IDS, die als Spezialbibliothek für Sprachgermanistik weiter ausgebaut und fortgeführt wird. Es gilt besonders auch für die Linguistische Datenverarbeitung (LDV).

Von den vielfältigen Aktivitäten und Plänen der Arbeitsstelle LDV will ich nur die erwähnen, die über den vorwiegend institutsinternen Service hinausgehen. Zu nennen sind vor allem die computergespeicherten Textcorpora und die Verfahren zur maschinellen Erschließung und Auswertung der Texte. Mit einem Gesamtumfang von gut 20 Millionen Wörtern bilden unsere Corpora schon jetzt die größte Sammlung deutscher Texte, die mit entsprechenden Computerprogrammen erschließbar ist.⁸ Diese Textmenge reicht jedoch für umfassendere Untersuchungen zur deutschen Gegenwartssprache immer noch nicht aus, insbesondere dann nicht, wenn in der Gegenwart sich vollziehende lexikalische und

⁸ Das am häufigsten verwendete wortbezogene Erschließungsprogramm ist beschrieben in: Brückner, Tobias: REFER Benutzerhandbuch. Institut für deutsche Sprache (Selbstverlag), Mannheim 1989.

grammatische Veränderungen mehr als nur punktuell beobachtet werden sollen. Fragen der Repräsentativität von Corpora für unterschiedliche linguistische Fragestellungen will ich nicht erörtern. Jedenfalls ergibt sich schon aus den laufenden und fest geplanten institutseigenen Projekten die Notwendigkeit zu einer laufenden Erweiterung der Corpora.

Die Arbeitsstelle LDV bietet sich wie bisher als zentrale Service-Einrichtung für die Sprachgermanistik an, soweit sie mit computergespeicherten Texten arbeitet. Das Institut ist weiterhin bereit, neben den Texten, die es selbst erfaßt, geeignete Corpora anderer Stellen zu übernehmen und für alle wissenschaftlichen Interessenten verfügbar zu halten.

Neben der bloßen Verfügbarkeit soll auch die Erschließung der Corpora weiter verbessert werden. Unter Verwendung der Corpora und der Ergebnisse der lexikographischen Arbeiten des Instituts wird nach und nach eine lexikalische Datenbank (LEDA) entwickelt, die u.a. weiteren lexikographischen und lexikologischen Vorhaben dienen soll. Langfristig soll diese Datenbank zu einem lexikalischen Speicher der Gegenwartssprache ausgebaut werden. Inwieweit dies gelingt, hängt von der Kooperationsbereitschaft anderer Stellen und Wissenschaftler ab, die lexikographisch arbeiten. Die lexikographische Kapazität des IDS reicht jedenfalls zu einer umfassenden Bestandsaufnahme der deutschen Gegenwartslexik in Form einer komplexen Datenbank nicht aus.

Den Zugriff auf die Corpora unter grammatischen Fragestellungen soll eine grammatische Datenbank ermöglichen, an der zur Zeit gearbeitet wird. Das hierzu eingesetzte syntaktische Analyseverfahren SATAN arbeitet jedoch nicht ganz zufriedenstellend. Deshalb wird erwogen, ein eigenes Verfahren zu entwickeln, was aber, wie Kenner wissen, eine sehr aufwendige Untersuchung ist.

Der Kontakt mit anderen einschlägig arbeitenden Gruppen ist wichtig für ein weiteres geplantes System zur Bearbeitung sprachlicher Daten. In den nächsten Jahren wird die Arbeitsstelle LDV zusammen mit Mitarbeitern der Abteilung „Sprache und Gesellschaft“ eine Diskursdatenbank entwickeln. Als System zur maschinellen Speicherung, Organisation und Erschließung von Gesprächsdaten soll sie ein komplexes Instrument für Forschungen zum gesprochenen Deutsch darstellen. Da Programme und Daten nicht nur institutsintern genutzt werden sollen, wird die Kooperation mit anderen Stellen gesucht. Dies auch, um einheitliche Standards zu vereinbaren.

Ich will hiermit den Überblick über unsere Planung für die kommenden Jahre beenden und abschließend nur kurz noch auf die Bedingungen der

Arbeit des IDS einschließlich der Zusammenarbeit mit der Hochschulgermanistik im In- und Ausland eingehen.

4. Bedingungen für die künftige Arbeit des IDS

Zu den Perspektiven der Forschungsarbeit des Instituts gehören ganz wesentlich die personellen und materiellen Bedingungen für die geplanten Vorhaben. Ich will nun nicht – weil die Gelegenheit so günstig ist – für eine kräftige Erweiterung des Instituts plädieren mit dem Argument 'Wenn wir mehr Planstellen und Sachmittel hätten, würde auch mehr und besser geforscht'. Das ist zwar nicht ganz falsch, uneingeschränkt richtig aber auch nicht. Das IDS hat längst nicht die Möglichkeiten mancher naturwissenschaftlich-technologischer Institute, öffentliche Gelder notfalls auch ohne nennenswerten Erkenntnisgewinn zu verbrauchen. Dennoch bedeutet auch bei einer geisteswissenschaftlichen Einrichtung wie dem IDS eine personelle und finanzielle Erweiterung nicht automatisch eine Vermehrung und qualitative Steigerung der Forschungsleistungen.

Da das Institut auch künftig eine bloße Akkumulation von Projekten vermeiden möchte, die ohne inhaltliche und organisatorische Verbindungen nebeneinander herlaufen, streben wir kein Wachstum um jeden Preis an. Nachdrücklich werden wir uns aber darum bemühen, das schon seit Jahren vom Wissenschaftsrat und den staatlichen Stellen als Gesamtbedarf anerkannte Plan-Soll von 50 Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter zu erreichen. Zur Zeit gibt es 42 Planstellen für Wissenschaftler. Die fehlenden Stellen werden u.a. für die geplanten Arbeiten im Bereich Lexik und bei der linguistischen Datenverarbeitung benötigt. Die zur Zeit erwogene Verstärkung von Arbeiten zur jüngeren Sprachgeschichte ist ebenfalls ohne Stellen für entsprechend qualifizierte Wissenschaftler schwerlich möglich.

Eine Erweiterung des Instituts über die genannte Soll-Größe hinaus wäre nur in Zusammenhang mit einer erheblichen Erweiterung des Aufgabenspektrums und sicherlich auch einer Änderung der Organisationsform sinnvoll. Hierzu gibt es zumindest im IDS derzeit keine Pläne oder Erwägungen.

Für Germanisten aus den hiesigen Universitäten, die mit den Folgen der zunehmenden Anzahl von Studierenden und den Mängeln der staatlichen Vorsorge für diese Situation zu kämpfen haben, ist der materielle Bedarf des IDS möglicherweise uninteressant, vielleicht auch irritierend. Um ein naheliegendes Vorurteil zu beseitigen, füge ich nur kurz ein: Die öffentliche Förderung des IDS geht nicht zu Lasten der Hochschulgermanistik.

Manche Außenstehende machen sich ohnehin übertriebene Vorstellungen von den Mitteln, die das Institut 'verschlingt'. Tatsächlich kostet das IDS, also die zentrale außeruniversitäre Einrichtung in der Bundesrepublik zur Erforschung der Landessprache, nicht mehr als ein mittleres Gymnasium. Das ist auch viel Geld, aber doch recht wenig im Vergleich zu den gewaltigen Geldmengen, die von technologischen Forschungseinrichtungen innerhalb und außerhalb der Hochschulen verbraucht werden.

Eine materielle Stabilisierung des Instituts bedeutet gleichzeitig eine verstärkte Anerkennung der Germanistik insgesamt, weil der Staat am Institut für deutsche Sprache besonders deutlich machen muß, wie wichtig ihm die Erforschung der Landessprache ist. Der Signalwert der Förderung des IDS ist schon deshalb groß, weil finanzielle Leistungen des Staates für das IDS deutlicher ausgewiesen sind als die Anteile, die im Rahmen der Gesamtfinanzierung von Universitäten auf die einzelnen germanistischen Lehrstühle und Seminare entfallen. Inkauf nehmen müssen wir, daß damit das IDS auch einer wesentlich stärkeren Leistungskontrolle unterliegt als die einzelnen germanistischen Hochschulinstitute.

Wenn finanzielle Konkurrenz auszuschließen ist, sollte die wissenschaftliche Konkurrenz, das heißt, die Auseinandersetzung über Theorien und Forschungsmethoden, die wechselseitige fachliche Kritik von Hochschulgermanisten und IDS-Linguisten auch für die Zukunft nicht ausgeschlossen werden. Wir werden sicherlich weiterhin Kritik von unseren Kollegen an den Universitäten einzustecken haben und produktiv zu verarbeiten suchen. Vermutlich werden wir uns von einzelnen Kritikern auch künftig wünschen, daß sie sich etwas besser über das Institut und seine Arbeit informieren, bevor sie ihr Urteil fällen.

Fachlich-sachliche Kritik läßt sich in einem weiten Sinn als Teil wissenschaftlicher Kooperation betrachten. Zu den Bedingungen der weiteren Arbeit des IDS gehört zweifellos auch die Arbeitsteilung mit der Hochschulgermanistik, die Zusammenarbeit in einem engeren Sinne. Dabei kann es nicht um Arbeitsteilung im Rahmen einer verbindlichen Forschungsplanung für die gesamte Sprachgermanistik gehen. Die im Grundgesetz garantierte Freiheit der Forschung und die wissenschaftssoziologischen Bedingungen der Hochschulforschung lassen eine solche totale Planung von vornherein als abwegig erscheinen. Sie wäre mit Sicherheit forschungsbehindernd. Die Basis einer sinnvollen Arbeitsteilung sehen wir in einem Konsens über die Art der am IDS zu bearbeitenden Aufgaben, der auch von interessierten Kollegen an den Hochschulen getragen wird.

Die inhaltlichen Einschränkungen unserer Forschungsplanung habe ich

schon zu Anfang erwähnt. Als Prinzip wollen wir auch beibehalten, daß sich das Institut auf größere, längerfristige Forschungsvorhaben konzentriert, die umfangreiche Datenerhebungen und -auswertungen, eine aufwendigere apparative Ausstattung und die ständige Zusammenarbeit von jeweils mehreren Wissenschaftlern in Forschungsgruppen erfordern. Das schließt begrenzte Einzeluntersuchungen zur Vorbereitung größerer Projekte nicht aus. Kennzeichnend sollen aber auch künftig materialintensive, produktorientierte Forschungsunternehmungen sein, die sich wegen der zum Teil anderen Arbeitsbedingungen an einem Hochschulinstitut nur schwer oder gar nicht durchführen ließen.

Selbstverständlich können und wollen wir im Rahmen der thematischen Grenzen nicht alle tradierten und wünschbaren größeren Forschungsvorhaben zur deutschen Sprache an das IDS ziehen. Nach zweieinhalb Jahrzehnten Erfahrungen mit unterschiedlich anspruchsvollen und aufwendigen Projekten wissen wir, daß sich auch in Zukunft jeweils immer nur einige wenige größere Vorhaben erfolgversprechend bearbeiten lassen.

Daß die Arbeiten des Instituts sich in weiterer Zukunft aus dem Kontext der Hochschulgermanistik lösen könnten, ist angesichts der derzeitigen Organisation des IDS kaum vorstellbar. Die meisten von Ihnen wissen vermutlich, daß das Institut seine Arbeitsplanung zwar selbst entwickelt, der jeweilige Plan jedoch der Zustimmung eines Aufsichtsorgans bedarf, des Kuratoriums. Die größte Gruppe in diesem Kuratorium wird von Hochschullehrern verschiedener Universitäten gebildet, die an einer Ablösung der IDS-Forschung von der Forschung an den Universitäten gar kein Interesse haben können. Verbindungen mit der Hochschulgermanistik werden im übrigen in verschiedenen Beratungsgremien immer wieder hergestellt. Die wissenschaftliche Kooperation wird sicherlich nicht ausschließlich fachintern bleiben. Ein naheliegendes Beispiel für multidisziplinäre Zusammenarbeit ist die schon erwähnte Beteiligung des IDS an dem regionalen Sonderforschungsbereich „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“. Über die Staats- und Sprachengrenzen hinaus reichen die Kontakte zu Forschungseinrichtungen in mehreren westeuropäischen Ländern, bei denen es um Austausch von Daten und Programmen und um die Kooperation bei der Entwicklung von Datenbanken und Informationssystemen für jeweils mehrere Sprachen geht. Schon mittelfristig wird es hierbei zu fest vereinbarten, sprachlich komplementären Arbeiten kommen.

Über die Abstimmung seiner Arbeiten mit der Hochschulforschung hinaus hofft das Institut weiterhin für den Informationsaustausch innerhalb der Sprachgermanistik nützlich sein zu können, nicht als großer zentraler Koordinator, sondern als wissenschaftliche Dienstleistungseinrich-

tung, die u.a. Forschungsdokumentationen erstellt, Archive und Corpora verfügbar hält, und als Forum, das wissenschaftliche Diskussionen wie bei dieser Tagung ermöglicht und zumindest informell auch Austausch und Absprachen über laufende und künftige Forschungen an den Hochschulen. Inwieweit das IDS diese Aufgaben erfüllen kann, hängt nicht allein von seinen eigenen materiellen und personellen Bedingungen ab, sondern wesentlich auch von der Bereitschaft von Fachkollegen an den Hochschulen im In- und Ausland, das Institut für deutsche Sprache in dieser Funktion zu fordern und zu fördern.

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1989

0. Allgemeines

1. Arbeiten der Abteilungen
2. Tagungen, Kolloquien, Kommissionssitzungen und Vorträge externer Wissenschaftler
3. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge; Vorträge außerhalb des Instituts
4. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS
5. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache
6. Besondere Nachrichten
7. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben
8. Veröffentlichungen im Jahre 1989

0. Allgemeines

Der Jahresbericht informiert über die Arbeiten des Instituts für deutsche Sprache (IDS) im Jahre 1989.

In diesem Jahr besteht das Institut für deutsche Sprache – eine im Jahre 1964 gegründete zentrale sprachwissenschaftliche Forschungseinrichtung in der Rechtsform einer Stiftung bürgerlichen Rechts (Sitz Mannheim) – 25 Jahre. Die in diesen Jahren geleistete Forschungsarbeit ist in der Jubiläumsbroschüre „25 Jahre Institut für deutsche Sprache“ dokumentiert. (Sie kann beim Referat Öffentlichkeitsarbeit des IDS angefordert werden und wird an Interessenten kostenlos abgegeben.)

Der vorliegende Bericht beschränkt sich auf die Darstellung der laufenden Arbeiten in den Abteilungen (Abschnitt 1), informiert über Tagungen, Kolloquien, Vorträge und die Kommissionsarbeit im Berichtsjahr (Abschnitt 2), über Kontakte zu anderen Institutionen, Lehr- und Vortragstätigkeiten von IDS-Mitarbeitern (Abschnitt 3) und über Forschungsaufenthalte in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS (Abschnitt 4). In den Abschnitten 5 – 7 finden sich ein aktuelles Verzeichnis der Mitarbeiter und der Gremienmitglieder sowie Angaben zum Haushalt. Abschnitt 8 führt schließlich die im Berichtsjahr erschienenen und in Druck gegangenen Publikationen aus dem IDS auf. (Die Gesamtliste der IDS-Publikationen sowie Satzung und „Richtlinien für die wissenschaftliche Arbeit“ finden sich in der genannten Broschüre.)

Im Mittelpunkt des Jubiläumsjahrs stand die Jahrestagung im März 1989, an der über 600 Wissenschaftler und Vertreter des öffentlichen Lebens teilnahmen (s. Abschnitt 2.1.). Mit dem im Rahmen der Jahrestagung verliehenen „Förderpreis für germanistische Sprachwissenschaft der Hugo-Moser-Stiftung“ wurden Erwin M. Schlimgen (Bonn) und Wichard G. Ziebell (Trier) ausgezeichnet.

Der Stifter des Förderpreises, Mitbegründer, langjährige Präsident und Ehrenpräsident des IDS, Prof. Dr. Dr. hc. mult. Hugo Moser, verstarb am 22. März 1989 im Alter von 80 Jahren. In der Gründung des IDS sah er selbst einen seiner wichtigsten Beiträge zur Entwicklung der deutschen Sprachwissenschaft.

Mit großem Interesse wurde das im Frühjahr 1989 ausgelieferte Lexikon „Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch“ aufgenommen, das den Abschluß des Projekts „Schwere Wörter im Deutschen“ darstellt. Zur Zeit ist ein theoretisch-methodischer Nachtragsband in Arbeit, der die lexikographischen Prinzipien des aktuellen Wörterbuches dokumentiert (s. Abschnitt 1.2.1.).

In der Reihe 'Sprache der Gegenwart' liegt nun der von der „Kommission für Rechtschreibfragen“ erarbeitete Vorschlag „Zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“ ebenfalls im Druck vor. Nach einer Phase sehr emotionaler Reaktionen auf diesen Vorschlag hat sich die Diskussion spürbar versachlicht (s. Abschnitt 2.4.).

Die im Auftrag des Auswärtigen Amtes erarbeitete Forschungsdokumentation „Deutsch als Muttersprache im nichtdeutschsprachigen Ausland“ wurde überarbeitet und Ende des Jahres vom Auswärtigen Amt in Druck gegeben. Für die Publikation (in einer gekürzten Fassung) wurde auch das „Maschinenlesbare Korpuswörterbuch der Ost-Westdeutschen Zeitsprache“ vorbereitet.

Von besonderer Bedeutung dürfte auch die Einbeziehung des IDS in den 1989 an den Universitäten Mannheim und Heidelberg eingerichteten Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft sein: „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“. Hier ist das IDS zunächst mit einem Projekt (1 Linguistenstelle und 1/2 Psychologenstelle) vertreten. Im Laufe des gesamten Förderungszeitraums sollen weitere IDS-Projekte eingebracht werden.

Der bereits im Herbst 1988 vom Institutsvorstand und der Stadt Mannheim vorgelegte Vorschlag für eine neue Unterbringung des IDS wurde weiter konkretisiert. Es zeichnet sich eine Lösung der Raumprobleme in Form des Aus- und Umbaus eines geeigneten Gebäudes in der Mann-

heimer Innenstadt ab. Das Raumproblem ist nicht nur bei der Unterbringung der Mitarbeiter, sondern auch im Bereich der Gästebetreuung akut, wo das IDS den Bedarf an Arbeitszimmern bzw. festen Bibliotheksarbeitsplätzen kaum noch befriedigen kann. Hier müssen wohl für die nächsten Jahre noch beengte und unzureichende Arbeitsmöglichkeiten in Kauf genommen werden, zumal die Anzahl der Stipendiaten, für die der Deutsche Akademische Austauschdienst, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Alexander-von-Humboldt-Stiftung das IDS als betreuende Institution vorschlägt, ständig steigt.

1. Arbeiten der Abteilungen

1.1. Abteilung Grammatik

Leitung: Gisela Zifonun

1.1.1. Grammatik des heutigen Deutsch

Mitarbeiter: Joachim Ballweg, Ulrich Engel, Helmut Frosch, Ursula Hoberg, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker, Klaus Vorderwülbecke, Gisela Zifonun

Die Arbeit an der Grammatik des heutigen Deutsch wurde fortgesetzt. Im Rahmen der drei Schwerpunktthemen 'Grammatik von Text und Diskurs' (Kapitel C), 'Funktionale Analyse von kommunikativen Minimalementen und ihren Teilen' (Kapitel D), sowie 'Kompositionaler Aufbau kommunikativer Minimalementen' (Kapitel E) wurden folgende Teilkapitel bearbeitet:

Interjektionen. Deixis. Text als Form situationsentbundenen Handelns (zu C).

Gegenstandsbezug. Die Argumente des Prädikats.

Sprecher-Hörer-Bezug.

Der Modus kommunikativer Minimalementen (zu D).

Adverbialia. Lineare Strukturen (Fortsetzung).

Baupläne für kommunikative Minimalementen.

Semantik der Komplemente (zu E).

Außerdem wurden die Bereiche 'Der Verbmodus' sowie 'Nominale Phrasen' untersucht; diese Bereiche stellen Teile jeweils von Kapitel F ('verbale Phrasen') bzw. G ('nicht-verbale Phrasen') dar.

Die erste Version der Grammatik des heutigen Deutsch soll 1991 abgeschlossen und dann veröffentlicht werden.

1.1.2. Grammatik-Bibliographie **Bearbeiterin: Brigitte Hilgendorf**

Auch nach Erscheinen der zweiten Auflage der „Bibliographie zur deutschen Grammatik“ (= Studien zur deutschen Grammatik Bd. 26, Tübingen: Narr, 1988) wird die bibliographische Erfassung grammatischer Literatur laufend fortgesetzt.

Außerdem war die Bearbeiterin noch mit Abschlußarbeiten an der Bibliographie 'Enzyklopädien und Lexika' befaßt.

1.1.3. Deutsch-rumänische kontrastive Grammatik **Leitung: Ulrich Engel und Mihai Isbăşescu, Bukarest**

Die (im wesentlichen redaktionellen) Abschlußarbeiten an der Grammatik werden von rumänischen Mitautorinnen unter der Leitung von Ulrich Engel durchgeführt. Das Manuskript wird Mitte 1990 abgeschlossen.

1.1.4. Deutsch-japanische kontrastive Grammatik

Von den geplanten vier Bänden mit kontrastierenden Darstellungen sind seit 1984 drei Bände erschienen (Bde. 1, 2, 4). Band 3 wird z.Zt. im wesentlichen von einem japanischen Kollegen bearbeitet.

1.1.5. Vergleichende Grammatik Deutsch-Spanisch

Die Grammatik, auf der Grundlage von Vorarbeiten mehrerer Mitarbeiter bearbeitet von Nelson Cartagena und Hans-Martin Gauger, ist 1989 in zwei Bänden erschienen (Reihe Vergleichende Grammatiken, s. Abschnitt 8.).

1.1.6. Deutsch-polnische kontrastive Grammatik **Leitung: Ulrich Engel**

1990 wird mit der Erarbeitung einer deutsch-polnischen Grammatik begonnen. Die Grammatik wird in Zusammenarbeit mit 13 polnischen Hochschulgermanisten und -linguisten erarbeitet; drei Polonisten haben ihre beratende Mitarbeit zugesagt. Die Grammatik, die auch einen kommunikativen Teil enthalten wird, ist in erster Linie auf den Fremdsprachenunterricht ausgerichtet. Das Manuskript wird voraussichtlich 1992 vorliegen.

1.2. Abteilung Lexik **Leitung: Gisela Harras**

1.2.1. Lexikon schwerer Wörter im Deutschen

Mitarbeiter: Gisela Harras, Ulrike Haß, Gerhard Strauß

Das Lexikon ist im Februar 1989 erschienen unter dem Titel:

Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist.

Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch.

Im Anschluß daran wurde im Berichtsjahr an einer Publikation gearbeitet, in der lexikologische und lexikographische Fragestellungen erörtert werden, die bei der Erarbeitung des Lexikons eine Rolle gespielt haben. Die Publikation wird die folgenden Kapitel enthalten:

- Prinzipien der Wortbedeutungstheorie und ihr Einfluß auf lexikographische Darstellungen
- Sortiertheit von Lexikoneinträgen
- Semantische Regeln für lexikalische Einheiten und ihre Konzeptualisierung im Wörterbuch
- Metaphorik im Wörterbuch
- Textgrundlagen und Belege

1.2.2. Lexikon der Lehn-Wortbildung

Mitarbeiter: Gabriele Hoppe, Michael Kinne, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Günter Dietrich Schmidt

Koordination: Elisabeth Link

Die Arbeiten an Lexikonartikeln zu initialen Einheiten (z.B. *anti-*, *pseudo-*) wurden weitgehend abgeschlossen; für die Eingabe in eine lexikalische Datenbank wurde die endgültige Artikelkonzeption entwickelt.

1.2.3. Korpuserweiterung

Die maschinenlesbaren Korpora des IDS wurden um Texte der Jahrgänge 1987 und 1988 des Mannheimer Morgen und der ZEIT sowie des STERN erweitert; außerdem wurden Texte für das Grammatikkorpus und das Lexikon brisanter Wörter aufgenommen.

1.2.4. Ost-West-Wortschatz

Bearbeiter: Manfred Hellmann

Das maschinenlesbare Korpuswörterbuch (MKWB) zur ost- und west-deutschen Zeitungssprache wurde nochmals überarbeitet und endgültig fertiggestellt.

1.2.5. Verbvalenz

Bearbeiter: Jacqueline Kubczak, Helmut Schumacher

Für die Neubearbeitung des „Kleinen Valenzlexikons“ wurde eine Konzeption der Artikelformate erarbeitet und mit der Bearbeitung der Lexikoneinträge begonnen.

1.2.6. Deutsches Fremdwörterbuch

Für die geplante Neubearbeitung der Alphabetstrecke A–Q wurde eine Expertise erstellt, in der die erforderlichen Arbeitsschritte erörtert werden.

1.3. Abteilung Sprache und Gesellschaft

Leitung: Werner Kallmeyer

1.3.1. Schlichtung – Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte

Mitarbeiter: Wolfgang Klein, Werner Nothdurft (beurlaubt), Ulrich Reitemeier, Peter Schröder

Leitung: Werner Nothdurft (beurlaubt)

Im Laufe des Jahres 1989 wurden als Abschlußpublikationen eine Gesamtdarstellung der Projektergebnisse und ein Textband mit Schlichtungsgesprächen erarbeitet.

Ziel des Projekts war es, das interaktive Geschehen beim Schlichten zu dokumentieren und die Kommunikationsstrukturen, die diesem Geschehen zugrundeliegen, aufzudecken. Insbesondere wurden Ablaufstruktur und Interaktionsdynamik von Schlichtungsgesprächen rekonstruiert, der Einsatz sprachlicher Muster und Figuren bestimmt sowie die Handlungsstrategien und Wirklichkeitsauffassungen der Beteiligten herausgearbeitet. Die Forschungsarbeit orientierte sich an handlungstheoretischen, ethnomethodologischen, textlinguistischen und rechtssoziologischen Ansätzen.

1.3.2. Kommunikation in der Stadt

Mitarbeiter: Karl-Heinz Bausch, Franz Josef Berens, Werner Kallmeyer, Inken Keim, Pantelis Nikitopoulos, Johannes Schwitalla

Leitung: Werner Kallmeyer

Das Vorhaben läuft seit 1982 und soll 1990 abgeschlossen werden. Ziel des Projekts ist die Beschreibung und Erklärung des Zusammenhangs von Stilen sprachlichen Verhaltens und der Struktur von Lebenszusam-

menhängen (sozialen Welten) in der Stadt. Die Untersuchung konzentriert sich auf unterschiedliche Lebensräume innerhalb der Stadt mit mehr oder minder ausgeprägten lokalen Gemeinschaften, in denen je nach Bevölkerungsstruktur und Zustand der Gemeinschaftsbildung in einer lokalen Welt Merkmale anderer sozialer Gliederungen (z.B. in Schichten) überlagert werden oder aber die Wirksamkeit solcher Merkmale in Prozessen der Aufspaltung sichtbar wird.

Die Untersuchung wird in Mannheim durchgeführt. Auf der Grundlage eingehender ethnographischer Beobachtungen in vier Mannheimer Stadtteilen mit unterschiedlichen sozialen und sprachlichen Gegebenheiten werden ausgewählte Gruppen von Bewohnern auf die sprachlichen Verfahren der Gruppenbildung und der Identitätsbestimmung hin untersucht. Dabei werden die wesentlichen Eigenschaften ihres sozialen Stils vergleichend beschrieben und ihre Zuordnungen zur lokalen Welt und zu anderen sozialen Bezugsrahmen analysiert.

Das sprachliche Verhalten der untersuchten Gruppen wird nach folgenden Gesichtspunkten beschrieben:

- (1) Welche Kommunikationsformen sind entscheidend für die Herstellung und Aufrechterhaltung von sozialem Zusammenhalt unter städtischen Lebensbedingungen?
- (2) Mit welchen Mitteln werden die Gruppenidentität und ihr Verhältnis zur lokalen Welt ausgedrückt?
- (3) Welche Merkmale hat der bevorzugte/dominante soziale Stil in der sozialen Welt, der sich die Mitglieder der Gruppe zuordnen?

Im Jahr 1989 wurden die Analysen der sprachlichen Materialien von Gruppen aus mehreren Stadtteilen Mannheims fortgeführt. Für die Veröffentlichung vorbereitet wurden ein Band mit exemplarischen Analysen, ein Band mit Stadtteilethnographien und ein Textband.

1.3.3. Initiative Reaktionen

Mitarbeiter: Reinhold Schmitt, Dorothea Wilk

Leitung: Werner Kallmeyer

Im Rahmen eines Sonderforschungsbereiches der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“ wird seit 1.3.89 ein Projekt zu rhetorischen Verfahren im Gespräch durchgeführt.

Anhand von Äußerungen an Schaltstellen des Gesprächs werden Formulierungsverfahren untersucht, die als Elemente von Überzeugungs- und Darstellungsstrategien eine zentrale Rolle spielen.

1.4. Wissenschaftliche Dienste

Leitung: Wolfgang Teubert

1.4.1. Information und Dokumentation (IuD)

Mitarbeiter: Aloys M. Hagspihl, Konrad Plastwich

Die IuD-Stelle erbringt Informationsdienste im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft, betreut das Zeitungsausschnittsarchiv, unterstützt Dokumentationen, die im Zusammenhang mit Forschungsvorhaben entstehen und führt Recherchen zu Anfragen interner und externer Wissenschaftler durch.

Im Berichtsjahr konzentrierte sich die Arbeit auf die Fertigstellung der Dokumentation Sprachwissenschaftliche Forschungsvorhaben 1987/1988. Die im September erschienene Publikation verzeichnet etwa 600 Projekte und ist durch mehrere Register erschlossen.

1.4.2. Dokumentation Mehrsprachigkeit

Mitarbeiter: Sylvia Dickgießer, Joachim Born (wiss. Hilfskraft)

Eine gutachterliche Stellungnahme für das Auswärtige Amt und die Neubearbeitung der bibliographischen Dokumentation „Deutschsprachige Gruppen am Rande und außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets“ standen 1989 im Mittelpunkt dieses Dokumentationsbereichs.

Der vom Auswärtigen Amt 1987 in Auftrag gegebene und 1988 fertiggestellte Bericht über den Forschungsstand zum Thema „Deutsch als Muttersprache im nichtdeutschsprachigen Ausland“ mußte im Hinblick auf die beabsichtigte Publikation grundlegend überarbeitet und erweitert werden. Der neue Bericht mit dem Titel „Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder“ wird Anfang 1990 im Eigenverlag des Instituts für deutsche Sprache erscheinen (s. Abschnitt 8.).

Die Bibliographie zur Mehrsprachigkeit konnte kontinuierlich erweitert werden. Die aktualisierten Daten bilden die Grundlage für eine Neuauflage, die mit einer gegenüber der 1. Auflage veränderten Struktur Anfang 1990 vorliegen wird.

1.4.3. Deutsches Spracharchiv

Mitarbeiterin: Margret Sperlbaum

Die Aufgaben des Deutschen Spracharchivs sind die Archivierung, Bereitstellung, Verschriftung, Analyse, Dokumentation und Vorbereitung von Aufnahmen gesprochener Sprache (Mundart, Umgangssprache, Standardsprache). Die Arbeitsstelle verfügt über das größte Schallarchiv gesprochener deutscher Sprache, wobei in der Regel Tonbänder als Schallträger dienen. Insgesamt sind über 10.000 Aufnahmen mit einer Abspieldauer von ca. 2500 Stunden vorhanden. Die Korpora haben einen Umfang von rund 15 Millionen Wörtern laufender Text.

Die Arbeiten zu einem als Datenbank gespeicherten Gesamtkatalog des Deutschen Spracharchivs (Verzeichnis aller hier archivierten deutschsprachigen Tonbandaufnahmen, vertextet wie unvertextet) sind weitergeführt worden. Aufwendiger als vorgesehen war es, die Angaben der aufnahmebegleitenden Fragebögen zu vereinheitlichen und zahlreiche Lücken zu schließen. Diese Formulare enthalten alle für den Gesamtkatalog erforderlichen Informationen (insgesamt über 40 Datenkategorien). Dateneingabe, Überarbeitung und Korrektur sollen bis Mitte 1990 abgeschlossen sein.

Zu den Serviceleistungen zählt wie bisher die Betreuung und Beratung von Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland. Für mehrere Wissenschaftler und Forschungsinstitute wurden wieder Tonbandkopien sowie Kopien von Transkriptionen und Protokollbögen bereitgestellt.

Der DFG-Projektantrag „Jiddische Dialektaufnahmen“ wurde bewilligt; mit der Arbeit wird im Februar 1990 begonnen.

Eine Konzeption für ein „Integriertes Dokumentationssystem für Sprachaufnahmen“ (IDOSSA) wurde in der LDV erarbeitet. Ziel ist es, die am Spracharchiv und in der Abteilung Sprache und Gesellschaft vorhandenen Sprachaufnahmen digitalisiert auf CD-ROM-Speicher zu übertragen und so einerseits die Aufnahmen zu konservieren, andererseits einen direkten Zugriff auf sie am Arbeitsplatz zu ermöglichen.

1.4.4. Bibliothek

Mitarbeiterinnen: Lucia Berst, Ines Klose, Eva Teubert

Leitung: Eva Teubert

Die Bibliothek wurde im Berichtsjahr einerseits entsprechend den unmittelbaren Bedürfnissen der IDS-Arbeitsvorhaben erweitert, andererseits auch – soweit möglich – durch Anschaffungen im weiteren Spektrum

der Linguistik (z.B. Sprachphilosophie, Sprachpsychologie). Dies ist im Hinblick auf die zentrale Funktion des IDS und seiner Bibliothek erforderlich.

Ein neuer Schwerpunkt bei der Beschaffung sprachwissenschaftlicher Literatur liegt darin, vermehrt sog. „graue Literatur“, hauptsächlich Dissertationen, zur Verfügung zu stellen.

Seit Herbst 1989 werden die monographischen Bestände und Neueingänge der Bibliothek in einer Datenbank (SESAM) erfaßt. Recherchen sind möglich nach den üblichen relevanten Kriterien (Zeichen und Zeichenketten).

Neben Gastwissenschaftlern, die zu längeren Aufenthalten im Institut waren, wurden auch zahlreiche Wissenschaftler, die dem Institut kürzere Besuche abstatteten, von der Bibliothek bibliographisch beraten und betreut. Gästegruppen erhielten Führungen durch die Bibliothek. In Beantwortung vielfältiger Anfragen ehemaliger Gäste und externer Wissenschaftler wurden teilweise recht aufwendige Literaturrecherchen durchgeführt.

Die Bibliothek besorgt den Bücheraustausch mit anderen Institutionen, berät Mitarbeiter und Gastwissenschaftler in bibliographischen Fragen und erstellt 6 – 8 mal pro Jahr Verzeichnisse neu eingegangener Veröffentlichungen. Sie ist darüberhinaus zuständig für die Fernleihe und den Verkehr mit Universitätsbibliotheken.

1.4.5. Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Wissenschaftliche Mitarbeiter: Tobias Brückner, Sylvia Dickgießer, Robert Neumann, Rudolf Schmidt (beurlaubt)

Leitung: Wolfgang Teubert

Die Arbeitsstelle LDV hat, ihrer Aufgabe entsprechend, die maschinelle Erschließung der Mannheimer Wort- und Text-Korpora der deutschen Gegenwartssprache weiter vorangetrieben:

(1) Die maschinenlesbaren Korpora wurden um ca. 5 Millionen Wörter erweitert.

(2) Der Leistungsstand des Beleg-Recherche-Systems REFER wurde konsolidiert und festgeschrieben. So ist jetzt ein Handbuch fertiggestellt, das auch ungeübten und gelegentlichen Benutzern erlaubt, eigene Recherchen am Bildschirm durchzuführen.

(3) Über die Beleg-Recherchen hinaus werden die Korpora derzeit auch für grammatische Recherchen zugänglich gemacht, indem sie

mit Hilfe des Parsers SATAN grammatisch analysiert werden (z.B. nach Deklination, Flexion, Wortarten, Satzsegmenten, Nominalphrasenstrukturen und zum Teil auch nach Valenzstrukturen). Der benutzte Parser ist eine Entwicklung des ehemaligen Sonderforschungsbereichs 100 „Elektronische Sprachforschung“; er wurde auf der BS 2000-Rechenanlage des IDS installiert. Die grammatischen Analysen werden theorieunabhängig in einer relationalen Datenbank gespeichert und stehen auch für kombinierte und komplexe Recherchen zur Verfügung.

(4) Inzwischen existiert ein Prototyp für eine lexikographische Datenbank mit den Komponenten Textdatei, Wortdatei und Arbeits-/Ergebnisdateien, LEDA genannt. Eine Weiterentwicklung ist im Zusammenhang mit den Lexikonprojekten „Schwere Wörter“ sowie „Lehnwortbildungen“ vorgesehen. Die bisherigen Erfahrungen werden im Projekt Valenz-Datenbank genutzt, die im Rahmen einer flexiblen Struktur Valenz-Wörterbücher unterschiedlichen Typs abspeichern kann.

(5) Die Arbeitsstelle LDV hat begonnen, über diese Korpora hinaus auch die Sammlungen gesprochener Sprache, über die das Institut verfügt, mit dem Computer aufzubereiten. Die Planungsarbeiten sind weitgehend abgeschlossen, Programmierungen wurden bereits begonnen. Diese Aktivitäten zielen in zwei Richtungen:

Zum einen wird eine flexible Datenbank entwickelt, in die hinein Gespräche transkribiert und wissenschaftlich bearbeitet werden können. Zum anderen soll gesprochene Sprache in digitalisierter Form abgespeichert, über Schlüssel aufgefunden und über Lautsprecher bzw. auf Tonband und Tonkassette ausgegeben werden können.

(6) Um die Kosten für die Datenverarbeitung halten und dennoch das Leistungsangebot erweitern zu können, hat die LDV begonnen, neue technische Entwicklungen zu integrieren und einen EDV-Entwicklungsplan erarbeitet, der diesen Entwicklungen Rechnung trägt. Die Umstrukturierungen haben zum Ziel, den Großrechner (Siemens 7560), der unter dem Betriebssystem BS 2000 jetzt den Kern der DV darstellt, schrittweise durch mittlere Datentechnik mit UNIX-Betriebssystemen zu ersetzen. Die erforderliche DV-Kapazität soll durch Vernetzung der neuen kleineren Anlagen gehalten werden.

In diesem Rahmen wurden die beiden MX2-UNIX-Systeme von ihrer Funktion als Terminal-Emulatoren für das BS 2000-System gelöst und mit eigenen Aufgaben versehen in ein EtherNet eingebunden. Ein MX300-20-UNIX-Mehrplatzsystem wurde neu angeschafft und ebenfalls in dieses EtherNet eingebunden. Ein weiteres UNIX-System wurde bestellt.

Dadurch wurde es möglich, Bürokommunikation in das Leistungsspektrum der LDV aufzunehmen (z.B. das HIT-Textsystem). Ein anderes dieser UNIX-Systeme dient der komplexen graphikorientierten Datenerfassung und als Datenbank-Server für die im Entstehen begriffene Diskurs-Datenverarbeitung (vgl. (5)).

1.5. Referat für Öffentlichkeitsarbeit

Mitarbeiter: Bernd Ulrich Biere

Seit 1987 ist beim Vorstand ein eigenes Referat für Öffentlichkeitsarbeit eingerichtet. Neben den laufenden Arbeiten (Redaktion des SPRACH-REPORTs, Betreuung von Gastwissenschaftlern und Besuchergruppen, Betreuung des „Freundeskreises“, Pflege der Pressekontakte) stand im Jahre 1989 die organisatorische Vorbereitung der Jahrestagung einschließlich der dazu gehörenden Pressearbeit (Pressemitteilungen, Pressekonferenzen, Interviews) im Vordergrund.

Es wurde ein Schülermalwettbewerb zum Thema „Wie Menschen miteinander sprechen“ durchgeführt, dessen Ergebnisse in einer kleinen Ausstellung im Foyer des Rosengartens während der Jahrestagung zu sehen waren. Neben dem üblichen Jahresbericht wurde eine umfangreiche Jubiläumsbroschüre „25 Jahre Institut für deutsche Sprache“ fertiggestellt, die kostenlos beim IDS bezogen werden kann.

An der Betreuung von Gastwissenschaftlern beteiligte sich – neben den wissenschaftlichen Mitarbeitern, die zu Fach- und Beratungsgesprächen zur Verfügung standen – in besonderem Maße die Bibliothek.

In Zusammenarbeit mit dem Mannheimer Berufsinformationszentrum wurde eine Informationsveranstaltung für Abiturienten zur Sprachwissenschaft sowie eine Informationsveranstaltung für Berufsberater durchgeführt, in Zusammenarbeit mit der RHEINPFALZ ein Fortbildungsseminar für Journalisten und Redakteure.

2. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler

2.1. Jahrestagung 1989 „Die deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven“

Erwartungsgemäß stieß das Thema der Jahrestagung 1989 auf großes Interesse in der Öffentlichkeit und in den Medien. Hinzu kam, daß das IDS in diesem Jahr auf eine 25-jährige Forschungstätigkeit zurückblicken konnte. Ein Anlaß mehr, die deutsche Gegenwartssprache in all ihren Facetten zum Thema der Tagung zu machen. Denn seit seiner Gründung im

Jahre 1964 lautet der Forschungsauftrag des IDS, „die deutsche Sprache, vor allem in ihrem gegenwärtigen Gebrauch, wissenschaftlich zu erforschen“.

Das Thema der Jahrestagung, an der rund 600 Wissenschaftler aus 26 Ländern teilnahmen, war weitgespannt: Die Sprache in der Politik und in den Medien, das Verhältnis von Fachsprachen und Gemeinsprache, Sprache in der Literatur, das Verhältnis von Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten, Rhetorik, die Frage nach den sprachlichen Fähigkeiten, nach Fremd- und Lehnwörtern, nach Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache, die Rechtschreibreform und schließlich Perspektiven für die Forschungsarbeit des IDS waren Gegenstand von Vorträgen und lebhaften Diskussionen.

Im „Rahmenprogramm“ konnte man eine Ausstellung mit Schülerarbeiten zum Thema „Wie Menschen miteinander sprechen“ sehen und eine Lesung mit dem rumänien-deutschen Schriftsteller Oskar Pastior hören, die das Kulturred der Stadt Mannheim zum 25-jährigen Bestehen des IDS veranstaltete. Zum dritten Mal wurde der Förderpreis für germanistische Sprachwissenschaft der Hugo-Moser-Stiftung verliehen, und natürlich fehlte es nicht an Grußadressen aus Bund und Land, vom Deutschen Germanistenverband, vom Goethe-Institut und vom Zentralinstitut für Sprachwissenschaft an der Akademie der Wissenschaften der DDR.

Während die Vorträge des ersten Tages und die Podiumsdiskussion zur Sprache im Fernsehen, an der auch ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel teilnahm, vor allem der Sprach- bzw. Äußerungskritik verpflichtet waren, ergab sich besonders aus den Analysen des Verhältnisses von Mundarten und Standardsprache sowie aus den Vorträgen zum Sprachstand von Gymnasialabsolventen, zu Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache und zur Fremdwortproblematik das Bild einer lebendigen, weil innersprachlich differenzierten, nicht „monolithischen“ deutschen Sprache. Nicht „Sprachverfall“, sondern Entwicklungstendenzen und funktionale Differenzierungen wurden sichtbar. Und auch die Bemühungen um eine Neuordnung der deutschen Rechtschreibung stehen eher in einer Tradition von Sprachkultur, als daß sie einen Kulturbruch darstellen.

Sicherlich konnte trotz des breitangelegten Themenspektrums nur eine Reihe von Mosaiksteinen zusammengetragen werden, die jedoch an den für ein Gesamtbild der deutschen Gegenwartssprache charakteristischen Stellen plazierte waren.

2.2. Sitzung des Wissenschaftlichen Rats

Im Anschluß an die Jahrestagung 1989 fand am 24. Februar 1989 unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Siegfried Grosse eine Sitzung des Wissenschaftlichen Rats statt. Korrespondierende Mitglieder aus Europa berichteten über die Lage der sprachgermanistischen Forschung und Lehre in Belgien, Großbritannien, Schweden, Finnland, Bulgarien, Frankreich, Polen, Jugoslawien, Norwegen und in der CSSR.

Obwohl die Situation sich in den einzelnen Ländern recht unterschiedlich darstellte, war doch eine ähnliche Tendenz erkennbar, wie sie sich seit Jahren in der Bundesrepublik abzeichnet: Wenn nicht die Leistung von Muttersprache wie Fremdsprache als Faktor im Wirtschaftsleben deutlich herausgestellt werden kann, ist kaum mit einem Ausbau der Geisteswissenschaften zu rechnen, selbst wenn die Studentenzahlen nicht rückläufig sind.

2.3. Kolloquium der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Am 30. Juni und 1. Juli 1989 veranstaltete die Kommission für Fragen der Sprachentwicklung ihr Sommerkolloquium zum Thema „Sprachgeschichte nach 1945“. In den Referaten zu theoretischen und methodischen Grundsatzfragen zeigte sich ebenso wie in den Beiträgen zu spezielleren Fragen der Sprachentwicklung nach 1945, daß hier ein umfangreiches und bisher erst in Ansätzen erschlossenes Arbeitsfeld einer germanistischen Linguistik vorliegt, die in Bezug auf die Gegenwartssprache nicht nur Einzelphänomene jeweils ad hoc zu analysieren, sondern in eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklung der Gegenwartssprache in den letzten vier Jahrzehnten zu integrieren versucht. Wenn es sich hierbei um Sprachgeschichtsschreibung handeln soll, so ist auch für einen dem zünftigen Sprachhistoriker relativ klein erscheinenden Zeitraum die Frage nach einer Periodisierung zu stellen (H. Steger). Es wurde deutlich, daß sich – in der Regel unter Bezug auf bestimmte historische Situationen und sozialgeschichtliche Entwicklungen – bestimmte Perioden mehr oder weniger trennscharf abheben. In anderen deutschsprachigen Ländern, wie z.B. in Österreich, stellen sich dementsprechend die Phänomene teils qualitativ anders dar, teils treten sie zeitlich verschoben auf (P. Wiesinger).

Für die Sprachentwicklung nach 1945 ist – wie für andere Perioden auch – einerseits nach bestimmten, die Entwicklung präjudizierenden (oder auch nur kodifizierenden) Normen, andererseits nach dem Einfluß bestimmter Sprachdomänen auf die Gemeinsprache zu fragen. Am Beispiel des Computerbereichs wurden – etwa in der sog. Mailbox-Kommunikation

– völlig neue, die traditionelle Syntax aufbrechende stereotype, floskelhafte Kommunikationsformen sichtbar (S. Wichter). In welchem Ausmaß sich diese auf die Gemeinsprache auswirken, läßt sich allerdings heute noch nicht verläßlich prognostizieren. Auswirkungen normativer Stilstiken (W. Sanders) sind außerhalb ihrer Tradition in entsprechenden Ratgebern nur in geringem Umfang feststellbar. Demgegenüber sind die in der Duden-Sprachberatung (W. Scholze-Stubenrecht) dokumentierten Sprachveränderungen – etwa im Bereich der männlichen und weiblichen Berufsbezeichnungen – ein relativ verläßlicher Indikator für sich verändernde Sprachgebräuche.

Die Sprachgeschichtsschreibung hat im Hinblick auf einen von den Sprachgeschichtsschreibern selbst „miterlebten“ Zeitraum in der Regel auch einen sprachkritischen Aspekt. Dies gilt besonders für den Bereich des öffentlichen Sprachgebrauchs, also z.B. für die Sprache in der Politik (P. von Polenz).

Am 2. Kolloquiumstag gab D. Cherubim einen Überblick über den Forschungsstand zur Geschichte der deutschen Sprache nach 1945. In Anschluß daran erörterte die Kommission noch einmal grundsätzliche theoretische und methodische Fragen und beriet über die Weiterbehandlung des Themas im kommenden Jahr.

Nach den grundsätzlichen Überlegungen im diesjährigen Kolloquium sollte das Fortsetzungskolloquium eher empirisch ausgerichtet sein. Deshalb wird sich das Kolloquium am 22. und 23. Juni 1990 mit dem Thema „Entwicklung der Mediensprache nach 1945“ beschäftigen, einem Bereich des öffentlichen Sprachgebrauchs, in dem sich exemplarische Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache nach 1945 aufzeigen lassen dürften.

2.4. Kommission für Rechtschreibfragen

Im Berichtsjahr 1989 fanden zwei Sitzungen statt, und zwar am 24. Februar mit Prof. Dr. Dieter Nerius, dem Leiter der „Forschungsgruppe Orthographie“ der DDR, als Gast sowie am 6./7. Oktober.

Ein zentrales Thema war die allgemeine Diskussion des „Vorschlags zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“, die im zeitlichen Umfeld der Übergabe am 17. Oktober 1988 an die Auftraggeber, d.h. an die Kultusministerkonferenz und das Bundesministerium des Innern, begann. Festgestellt wurde, daß nach der ersten Phase der oft aufgeregten und emotionalen öffentlichen Diskussion (hierzu legte Hermann Zabel auf der Februarsitzung ein Manuskript „Zum Stand der öffentlichen Diskussion“ vor) sich die Strömung der informiert-sachlichen und differenziert-

abwägenden Auseinandersetzung mit dem Vorschlag auch unter aktiver Beteiligung einiger Kommissionsmitglieder auf recht unterschiedlichen Ebenen stark verbreitete; so auf der Beamtenebene der Auftraggeber etwa in der von diesen im Dezember 1988 eingesetzten internen Arbeitsgruppe „Rechtschreibreform“, auf wissenschaftlicher Ebene z.B. auf einer längeren Tagung in Bad Homburg, auf wissenschaftlich-politischer Ebene z.B. durch eine Stellungnahme der schweizerischen Arbeitsgruppe „Rechtschreibreform“, auf der Ebene der Medien durch zahlreiche Artikel und Sendungen in der Presse bzw. im Hörfunk und Fernsehen u.a.m.

In Weiterführung der bisherigen Arbeit stimmte die Kommission nach wenigen redaktionellen Änderungen den Regelwerken zur Getrennt- und Zusammenschreibung und zur Schreibung mit Bindestrich (Betreuer dieser Bereiche: Burkhard Schaefer; Dieter Herberg, DDR) zu, die auf der 6. wissenschaftlichen Arbeitstagung im Oktober 1988 in Rostock verabschiedet bzw. bearbeitet worden waren. In einem Referat wurden von Wolfgang Mentrup auf der Oktobersitzung die Einzelschlüsse der Kommission im Bereich der Laut-Buchstaben-Beziehung nach der unterschiedlichen Stärke ihrer Begründung gewichtet – auch im Hinblick auf die Diskussion auf der nächsten wissenschaftlichen Arbeitstagung.

Diese – es war die siebte – fand vom 16. bis 20. Oktober in Wien statt. Beraten und endgültig verabschiedet wurde der Neuregelungsvorschlag zur Schreibung mit Bindestrich. Die Laut-Buchstaben-Beziehung und die Fremdwortschreibung wurden unter zwei Gesichtspunkten ausführlich erörtert. Bezogen auf den Aufbau einigte man sich darauf, beide Bereiche in ein Regelwerk zu integrieren. Eine kleinere Arbeitsgruppe wurde beauftragt, ein solches innerhalb des festgelegten allgemeinen Rahmens bis März 1990 zu erarbeiten. Bezogen auf inhaltliche Änderungen fanden Vorschläge, die ausschließlich oder vornehmlich von der Systematik her begründet waren, keine Mehrheit; dies betrifft vor allem die zu den Wortgruppen um *Kaiser*, *Boot* und *Aal*; *fair/Trainer* sowie die Personen- und Berufsbezeichnungen auf *-eur*. Mehrheitlich beschlossen wurde die Neuregelung der *s*-Schreibung im Heyseschen Sinne (ausgenommen die Auslautverhärtung und Fälle wie *bis*, *aus* nach kurzem Vokal, *ss* wie in *Fluss/Flüsse*, nach langem Vokal und Diphthong wie schon heute *ß* wie in *Maß/außen*), die Erhöhung der Regelmäßigkeit der Umlautregelung und der Verdoppelung der Buchstaben für einen Konsonanten nach betontem kurzem Vokal (durch Angleichung einiger Fälle wie *überschwänglich* bzw. *Ass/Asse*), die generelle Beibehaltung der Buchstaben für Konsonanten in den Wörtern des Typs *Schiffahrt/Sauerstoffflasche/Rohheit* und die Bereinigung einiger Einzelfälle (wie beispielsweise *nummerieren* wegen *Nummer*, *Stuckateur* wegen

Stuck). Bei einer relativ kleinen Zahl zentraler Fremdwortgruppen mit einer bereits angebahnten Entwicklung zu eingedeutschten Schreibungen (wie u.a. *ph/f*, *é (e)/ee*, *c/z*, *c/k*) einigte man sich darauf, dem Schreibenden die Möglichkeit einzuräumen, auch die deutsche Schreibung zu gebrauchen, wobei Wörter in fachsprachlichem Gebrauch sowie des sog. Bildungswortschatzes von vornherein ausgenommen waren.

Der auf Mai 1990 festgelegten 2. Sitzung der amtlichen „Wiener Gespräche“ (die 1. Sitzung war im Dezember 1986) liegen die international wissenschaftlich abgestimmten Neuregelungsvorschläge vor zur Zeichensetzung, Worttrennung am Zeilenende, Getrennt- und Zusammenschreibung und Schreibung mit Bindestrich. Zudem könnten die ebenfalls abgestimmten Vorschläge zu den inhaltlichen Änderungen bei der Laut-Buchstaben-Beziehung einschließlich der Fremdwortschreibung mit erörtert werden.

2.5. Vorträge externer Wissenschaftler

- Prof. Dr. Joachim Jacobs, Wuppertal: Was ist Valenz? (14.3.1989)
- Prof. Dr. Anatoly Liberman, Minnesota/USA (z.Zt. Kiel): Warum gibt es so viele phonologische Schulen? (21.3.1989)
- Prof. Dr. Gerhard Helbig, Leipzig/DDR: Kontroversen in der neueren Valenz- und Kasustheorie (14.4.1989)
- Prof. Dr. Stanley Starosta, Hawaii/USA: The Case for Lexicase (25.4.1989)
- Prof. Dr. Peter Suchsland, Jena/DDR: Zur Struktur von Verbprojektionen im Deutschen (28.4.1989).
- Prof. Dr. Karl Spangenberg, Jena/DDR: Zum Verhältnis von Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache im Süden der DDR (30.5.1989)
- Benno Wagner-Pitz, M.A., Siegen: *Sympathisant*. Aufstieg und Fall eines politischen Schlagwortes (9.6.1989)
- Dr. Helmut Schönfeld, Berlin/DDR: Erhebung und Analyse von Umgangssprache (5.7.1989)
- Prof. Dr. Manfred Uesseler, Magdeburg/DDR: Soziolinguistik in der DDR (11.7.1989)
- Dr. Elena Kalmykowa, Moskau/UdSSR (z.Zt. IDS): Perestroika im sowjetischen Hochschulwesen (28.11.1989)
- Prof. Dr. Wolfgang Ullrich Wurzel, Berlin/DDR: Formen des Sprachwandels (1.12.1989)
- Dr. Renate Steinitz, Berlin/DDR: Zur Syntax der Verbalphrase (12.12.1989)

3. Kontakte zu anderen Institutionen; Lehraufträge, Vorträge außerhalb des Instituts

3.1. Kontakte zu anderen Institutionen

- Alexander-von-Humboldt-Stiftung
- Arbeitskreis „Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik“, Kopenhagen
- Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute
- Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache beim DAAD, Bonn
- Arbeitskreis „Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik“
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
- Centre de Recherches Sémiologiques, Université II Lyon
- Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn
- Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS)
- Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn
- Deutscher Sprachatlas, Marburg
- DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
- Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
- EURALEX, European Association for Lexicography, Exeter
- Fachverband Moderne Fremdsprachen
- Fakultät für germanische Sprachen der Universität Bukarest
- Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit (UFSAL), Brüssel
- Fritz Thyssen-Stiftung
- GLDV Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Datenverarbeitung e.V., Frankfurt
- Gesamtdeutsches Institut, Bundesanstalt für Gesamtdeutsche Fragen, Bonn
- Gesellschaft für angewandte Linguistik e.V., Trier
- Gesellschaft für Deutsche Sprache (GfDS), Wiesbaden
- Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
- Goethe-Institut, München
- Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
- Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn
- Inter Nationes, Bonn
- LADL – Laboratoire d'Automatique Documentaire et Linguistique, Paris
- Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen
- Robert-Bosch-Stiftung, Stuttgart
- Stiftung Volkswagenwerk, Hannover

- Universität Mannheim und Heidelberg sowie zahlreiche weitere germanistische und sprachwissenschaftliche Institute an Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland

3.2. Lehraufträge von IDS-Mitarbeitern

- Priv.Do. Dr. Joachim Ballweg: SS 1989, Logische Sprachanalyse und das Problem vager Prädikate, Hauptseminar, Universität Stuttgart
 WS 1989/90, Semantik der Satzadverbialia, Hauptseminar, Universität Stuttgart
- Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: SS 1989, Texte bearbeiten. Linguistische Grundlagen und praktische Übungen, Hauptseminar, Universität Saarbrücken
 WS 1989/90, Pressekommunikation. Produktion – Produkt – Rezeption, Hauptseminar, RWTH Aachen
- Prof. Dr. Ulrich Engel: SS 1989, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Vorlesung, Universität Wrocław/Polen
 Partikeln im Deutschen, Vorlesung, Universität Wrocław/Polen
 Kommunikative Ansätze im Fremdsprachenunterricht, Vorlesung, Universität Wrocław/Polen
 WS 1989/90, Linguistik für Deutsch als Fremdsprache, Universität Bonn
- Helmut Frosch: WS 1989/90, Formale Grundlagen der Linguistik, Proseminar, Universität Heidelberg
- Prof. Dr. Gisela Harras: SS 1989, Syntax II, Hauptseminar, Universität Mannheim
 Kolloquium, Universität Saarbrücken
 WS 1989/90, Einführung in die Linguistik, Proseminar, Universität Mannheim
- Dr. Ulrike Haß: WS 1989/90, Metaphorik in der Sprachreflexion des 19. Jahrhunderts, Hauptseminar, Universität Heidelberg (zus. mit R. Wimmer)
- Dr. Manfred W. Hellmann: WS 1989/90, Die deutsche Sprache in den beiden deutschen Staaten, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Prof. Dr. Ludger Hoffmann: SS 1989, Phonologie, Hauptseminar, Universität Münster
 WS 1989/90, Funktionale Grammatik des Deutschen, Hauptseminar, Universität Saarbrücken

- Gerhard Jakob: SS 1989 u. WS 1989/90, Übungen zur beschreibenden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Übung, Universität Poznań/Polen
Einführung in die Text- und Pragmalinguistik, Seminar, Universität Poznań/Polen
- Priv.Do. Dr. Werner Kallmeyer: SS 1989, Sprache und soziale Identität, Hauptseminar, Universität Essen
Einführung in die Soziolinguistik, Proseminar, Universität Mannheim
WS 1989/90, Interaktionsanalytische Soziolinguistik, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Robert Neumann: WS 1989/90, Einführung in die Datenverarbeitung, Vorlesung mit Übung, Berufsakademie Mannheim
- Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos: SS 1989 u. WS 1989/90, Interethnische Kommunikation und Deutschunterricht für ausländische Kinder, Seminar, PH Heidelberg
- Dipl.Math. Dr. Rudolf Schmidt: SS 1989, Datenbanktheorie für Fortgeschrittene, Hauptseminar, Universität Heidelberg
Algorithmen und Datenstrukturen, Vorlesung, Berufsakademie Mannheim
WS 1989/90, Systeme und Signale I, Vorlesung, Berufsakademie Mannheim
- Prof. Dr. Johannes Schwitalla: SS 1989, Sprachreflexive Texte in der frühen Neuzeit, Hauptseminar, Universität Freiburg
WS 1989/90, Kontextualisierung, Hauptseminar, Universität Freiburg
- Prof. Dr. Gerhard Stickel: SS 1989, Zur Geschichte der Sprachreinigung und Sprachkritik in Deutschland, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1989/90, Verbal- und Nominalsyntax im heutigen Deutsch, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Priv.Do. Dr. Bruno Strecker: Computerunterstütztes Lernen im DaF-Unterricht, Hauptseminar, Universität Augsburg (zus. mit H.J. Heringer)
- Prof. Dr. Rainer Wimmer: SS 1989, Zur Geschichte der Sprachkritik in Deutschland, Hauptseminar, Universität Heidelberg
WS 1989/90, Metaphorik in der Sprachreflexion des 19. Jahrhunderts, Hauptseminar, Universität Heidelberg (zus. mit U. Haß)

3.3. Kurse und Kurzseminare von IDS-Mitarbeitern

- Dr. Karl-Heinz Bausch, Deutsch für Ausländer, Stufe III und IV, Abendakademie Mannheim
22.8.1989, Dialekt in den Massenmedien, Seminar, Internationaler Ferienkurs, Universität Bochum
- Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: 4.–29.9.1989, Übersetzungstheorien – alte und neue Modelle, Seminar, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim
24.10.1989, Sprache und Texte, Weiterbildungs-Seminar für Redakteure, Pressezentrum der „Rheinpfalz“, Ludwigshafen (zus. mit G. Stickel)
- Prof. Dr. Ulrich Engel: 4.–6.12.1989, Studententage zur deutschen Grammatik, Universität und Goethe-Institut, Neapel/Italien
- Dr. Ulrike Haß: 26.10.1989, Sprachliche Aspekte des Themas Abfall/Recycling/Entsorgung, Hessisches Institut für Lehrerfortbildung
- Dr. Manfred W. Hellmann: 20.1., 24.2., 27.4., 11.5., 14.9.1989, Sprache – Nation – Verständigung: Die deutsche Sprache in den beiden deutschen Staaten, Lehrerfortbildungsseminar, Gesamtdeutsches Institut, Berlin
- Priv.Do. Dr. Werner Kallmeyer: 3.1.–10.1.1989, Deutsch – finnische Kulturunterschiede in der Fachkommunikation, Seminar, Lübeck
- Robert Neumann: 7. und 9.3.1989, Automatische Sprachkartographie, Dep. of Linguistics, Columbia University, New York/USA
- Dipl. Soz. Ulrich Reitemeier: April – August/Okttober – Dezember, Soziologie für Logopäden und Ergotherapeuten, Deuserschule (Bildungsstätte nichtärztlicher Heilberufe), Ludwigshafen.
- Helmut Schumacher: 5.–8.9.1989, Verbvalenz, Seminar, Fortbildungskurs, Sprach- und Literaturwissenschaften, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim
- Prof. Dr. Gerhard Stickel: 24.10.1989, Sprache und Texte, Weiterbildungsseminar für Redakteure, Pressezentrum der „Rheinpfalz“, Ludwigshafen (zus. mit B.U. Biere)
- Klaus Vorderwülbecke: 12.9.1989, Landeskunde im Unterricht, Seminar Fortbildungskurs Sprach- und Literaturwissenschaften, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

3.4. Vorträge von IDS-Mitarbeitern

- Dr. Karl-Heinz Bausch: 22.8.1989, Dialekt in Massenmedien und Literatur, Universität Bochum

- 3.10.1989, Das Herstellen sozialer Identität zwischen Gruppen in einem Stadtteil, Symposium „Verbale Kommunikation in der Stadt“, Universität Bern
- Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: 19.5.1989 und 21.6.1989, Von Text zu Text. Stadien journalistischer Textproduktion, Universität Tübingen und RWTH Aachen.
- Prof. Dr. Ulrich Engel: 17.1.1989, Dem Teufel aufs Maul geschaut, Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Kassel
20.1.1989/19.5.1989/20.7.1989, Kommunikative Ansätze im Fremdsprachenunterricht, Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache, Mainz/Pädagogische Hochschule, Zielona Gora (Polen)/DAAD-Lektorentreffen, Bonn
- Prof. Dr. Gisela Harras: 7.7.1989, Zur Sortierung lexikalischer Einträge, Universität Heidelberg
16.10.1989, Sprachfähigkeit und Evolution, Universität Jena/DDR
5.11.1989, Abfärben von Begriffen, Universität Düsseldorf
- Dr. Ulrike Haß: 10.11.1989, „Besetzen“ von Begriffen in der Umweltdiskussion: Sprecherstrategien und -gegenstrategien, Arbeitstagung „Sprache und Politik“, Universität Düsseldorf
- Dr. Manfred W. Hellmann: 18.6.1989, Wie haltbar ist das 'einigende Band'? DDR-Forscher Tagung, Bonn-Röttgen
27.6.1989, Sprachgemeinschaft und Kommunikationsgemeinschaft, Universität Essen
29.8.1989, Sprache und Politik – Zur Entwicklung der deutschen Sprache in den beiden deutschen Staaten, Internationales Deutschlehrer-Seminar „Politische Kultur in Deutschland“, Ostkolleg Köln
- Prof. Dr. Ludger Hoffmann: 19.4.1989, Thema und thematische Organisation, Kommunikationstagung 1989, Wulkow/DDR
- Priv.Do. Dr. Werner Kallmeyer: 27.2.1989, Sprachliche Symbolisierung sozialer Identität und soziale Segmentierung, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Universität Osnabrück (zus. mit I. Keim)
10.4.1989, Verfahren der ethnographischen Soziolinguistik. Am Beispiel einer Untersuchung städtischer Sozialwelten, Universität Helsinki
18.4.1989, Sprachvariation und soziale Kategorisierung, Kommunikationstagung 1989, Wulkow/DDR
1.6.1989, Sprachvariation und soziale Kategorisierung, Universität Bonn
23.8.1989, Zur Gesprächsanalyse von Wirtschaftskommunikation.

Anmerkungen zum „selbstsicheren“ Umgang mit dem Rederecht
bei Deutschen, Universität Vaasa/Finnland
31.10.1989, Das Mannheimer Projekt „Diskurs-Datenverarbeitung“, TU Berlin

Dr. Inken Keim-Zingelmann: 27.2.1989, Sprachliche Symbolisierung sozialer Identität und soziale Segmentierung, Jahrestagung der deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Universität Osnabrück (zus. mit W. Kallmeyer)

3.5.1989, Ethnographie und Analyse der sprachlichen Symbolisierung sozialer Identität, Universität Poznań/Polen

3.10.1989, Sprachvariation und soziale Kategorisierung, Symposium „Verbale Kommunikation in der Stadt“, Universität Bern

Dr. Wolfgang Klein: 22.3.1989, Die Interaktionsaushandlung. Zu einem methodologischen Problem der Gesprächsanalyse, 31. Tagung Experimentell Arbeitender Psychologen (Arbeitskreis „Sprache und Kognition“), Bamberg

Dr. Wolfgang Mentrup: 13.1.1989/17.1.1989/16.2.1989/23.2.1989/28.2.1989/1.3.1989/13.3.1989/14.3.1989/14.4.1989/19.4.1989/28.4.

1989/12.6.1989/27.8.1989/7.11.1989, Rechtschreibreform – Kulturbruch oder Sprachpflege? Volkshochschule Mannheim/ Kath. Studentenverbindung Hercynia, Freiburg/ Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Berlin/ Jahrestagung des IDS/ Volkshochschule Heidelberg/ Volkshochschule Neustadt/ Volkshochschule Stuttgart/ Volkshochschule Biberach a.d.Riss/ Volkshochschule Heilbronn/ Volkshochschule und Deutsches Seminar I der Universität Freiburg/ Jahreshauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Sprache, Lüneburg/ Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Heidelberg und Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg/ Hessischer Rundfunk, Frankfurt/ Volkshochschule Burghausen

19.10.1989, Zur unterschiedlichen Stärke der Begründung der IDS-Vorschläge zur Neuregelung der Laut-Buchstaben-Beziehung, 7. internationale wissenschaftliche Arbeitstagung, Wien

Robert Neumann: 30.11. und 31.11.1989, Integrative Systeme zur Archivierung und Aufbereitung gesprochener, transkribierter und geschriebener Sprache und zur Forschungsdokumentation. Dep. of Linguistics, Columbia University, New York

- Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos: 17.10.1989, Zum Wesen der Zeit, Johannis-Freimaurerloge „Zur Sonne im rechten Winkel“, Mannheim
4.11.1989, Verständigungsprobleme und subkulturelles Milieu, Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer/Landesverband Bayern, München
- Reinhold Schmitt: 27.2.1989, „So so, ganz fremde Leute stehen da“. Situationseröffnungen: Sprachliche Variation und soziale Bedeutung, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Universität Osnabrück
1.7.1989, Kooperative Praktiken im Fitneßstudio, Workshop „Neuere konversationsanalytische und objektiv-hermeneutische Forschungsarbeiten“, Universität Konstanz
- Wilfried Schütte: 1.3.1989, Interaktionsstile und Situationsmanagement in Orchesterproben, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Universität Osnabrück
- Prof. Dr. Johannes Schwitalla: 19.1.1989, Sprach- und Redevielfalt in der Literatur und im Alltag, Landeszentrale für politische Bildung, Freiburg
18.4.1989, Sprachvariation und der Wechsel des Sprecher-Ichs, Kommunikationstagung 1989, Wulkow/DDR
- Prof. Dr. Gerhard Stickel: 23.2.1989, Perspektiven der Forschungsarbeit des Instituts für deutsche Sprache, Jahrestagung 1989 des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim
27.9.1989, Bemühungen um die „Sprachliche Gleichstellung“ in der deutschen Rechtssprache, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim
- Dr. Wolfgang Teubert: 21.11.1989, Die Bedeutung von Liebe, TH Darmstadt
- Klaus Vorderwülbecke: 19.5.1989, Laut und Schrift – Übersicht über die phonetische Terminologie, Jahrestagung des Arbeitskreises 'Deutsch als Fremdsprache', Karlsruhe
1.8.1989, Aktive Landeskunde, Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbandes, Wien
- Prof. Dr. Rainer Wimmer: 23.5.1989/27.9.1989, Zur linguistisch begründeten Sprachkritik, Württembergische Bibliotheksgesellschaft, Stuttgart/Universität Turku, Finnland
25.9.1989/3.10.1989/1.11.1989, Linguistische Eigennamentheorie, Åbo Akademie, Turku, Finnland/ Universität Jyväskylä, Finnland/ Universität Belgrad, Jugoslawien
29.9.1989/3.10.1989/2.11.1989, Projekte des IDS, Universität Oulu, Finnland/ Universität Novi Sad, Jugoslawien/ Universität

Skopje, Jugoslawien

15.9.1989, Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

15.10.1989, Maximen der kommunikativen Ethik und ihre Begründung, Evangelische Akademie, Loccum

4. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS

Im Berichtsjahr wurde das IDS wiederum von zahlreichen Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland besucht. Sie verbrachten zum großen Teil längere Forschungsaufenthalte am IDS, um insbesondere durch die Nutzung von Bibliothek und maschinenlesbaren Korpora sowie durch den ständigen wissenschaftlichen Austausch mit den Mitarbeitern des IDS ihre Forschungen zur deutschen Sprache zu vertiefen:

Juri Bajračny, Moskau, UdSSR – Doz. Dr. Peter Bassola, Budapest, Ungarn – Dr. Vladimír Benko, Bratislava, ČSSR – Dr. Maria Teresa Bianco, Napoli, Italien – Jean-Marc Bobillon, Nice, Frankreich – Dr. Martine Dalmas, Aix-en-Provence, Frankreich – StD Dr. Karl-Helge Deutrich, Mannheim – Prof. Dr. Johann Drumbl, Triest, Italien – Dr. Peter Ďurčo, Bratislava, ČSSR – Prof. Dr. Martin Durell, London, England – Ass.Prof. Sarah Fagan, Maryland, USA – Prof. Dr. Wolfdietrich Hartung, Berlin, DDR – Kenichi Hashimoto, M.A., Tokyo, Japan – Doz. Dr. Regina Hessky, Budapest, Ungarn – Bertalan Iker, Budapest, Ungarn – Marja Järventausta, M.A., Jyväskylä, Finnland – Cand.Mag. Torsten Jöhnke, Kopenhagen, Dänemark – Dr. Elena Kalmykowa, Moskau, UdSSR – Ass. Maria Anna Nagyné Kavalecz, Nyiregyháza, Ungarn – Sigmund Kvam, Halden, Norwegen – Charlotte Kerner-Kämpf, Lübeck – Prof. Dr. Irina Khaleeva, Moskau, UdSSR – Dr. Gabriella Klein, Napoli, Italien – Prof. Dr. Oddleif Leirbuk, Tromsø, Norwegen – Ole Letnes, Bergen, Norwegen – Doz. Min Liang, Peking, VR China – Jan Markowicz, M.A., Łódź, Polen – Waclaw Miodek, M.A., Katowice, Polen – Dr. Anneliese Möller, Rostock, DDR – Dr. Anna Molnár, Debrecen, Ungarn – Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Dr. Wolfgang Müller, Mannheim – Mária Palotai, Debrecen, Ungarn – Doz.Dr. Vera Petráčková, Praha, ČSSR – Dr. Gilbert E. Rattink, Nijmegen, Niederlande – Dr. Charles Russ, York, Großbritannien – Prof. Dr. Carlo Serra-Borneto, Roma, Italien – Hanna Schwierz-Jefremienko, Poznań, Polen – Lektor Dr. Speranța Stănescu, Bukarest, Rumänien – Lic.Phil. Liisa Tiitula, Helsinki, Finnland – Michael Townson, B.A., M.A., Birmingham, England – Prof. Dr. Vural Ülkü, Adana, Türkei – Prof. Dr. Manfred Ues-

seler, Magdeburg, DDR – Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen
– Prof. Dr. Dieter Viehweger, Berlin, DDR – Lektor Dr. Elena Viorel,
Cluj-Napoca, Rumänien – Doz. Shidan Wang, M.A., Peking, VR China –
Dr. Nic. Witton, Ryde, Australien – Prof. Dr. Süleyman Yildiz, Ankara,
Türkei – Márta Zagyvai, Debrecen, Ungarn

5. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache

(Stand: 1.12.1989)

5.1. Kuratorium

Vorsitzender: Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum

Stellvertreter: Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich

Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel – Prof. Dr. Helmut Henne, Braun-
schweig – Prof. Dr. Ludger Hoffmann, IDS – Dr. Inken Keim-Zingelmann,
IDS – Dr. Elisabeth Link, IDS – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel –
Robert Neumann, IDS – Prof. Dr. Ingo Reiffenstein, Salzburg – Prof.
Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg –
Prof. Dr. Herbert E. Wiegand, Heidelberg – Bürgermeister Lothar Mark
als Vertreter der Stadt Mannheim – Oberregierungsrat Dr. Klenk und
Ltd. Ministerialrat Egbert H. Müller als Vertreter des Ministeriums für
Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg – Regierungsdirektor Dr.
Manfred Pusch als Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und
Technologie – Uta Mayer-Schalburg, VLR, als Vertreterin des Auswärtigen
Amts – Dir. Konrad Beyer als Vertreter des Vereins der Freunde des
Instituts für deutsche Sprache

5.2. Vorstand

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer

5.3. Institutsrat

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer; Ab-
teilungsleiter: Prof. Dr. Gisela Harras (Lexik) – Priv.Do. Dr. Werner
Kallmeyer (Sprache und Gesellschaft) – Dr. Wolfgang Teubert (Wis-
senschaftliche Dienste) – Dr. Gisela Zifonun (Grammatik). Mitarbeiter-
vertreter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Tobias Brückner – Dr. Manfred W.
Hellmann – Dr. Wolfgang Klein – Priv.Do. Dr. Bruno Strecker

5.4. Mitarbeiter/innen des Instituts

Referat für Öffentlichkeitsarbeit: Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere

Abteilung Grammatik

Abteilungsleiterin: Dr. Gisela Zifonun; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Priv.Do. Dr. Joachim Ballweg – Prof. Dr. Ulrich Engel – Helmut Frosch – Brigitte Hilgendorf, M.A. – Ursula Hoberg – Prof. Dr. Ludger Hoffmann – Priv.Do. Dr. Bruno Strecker – Klaus Vorderwülbecke; Sekretärinnen: Marlies Dachselt – Erna Kähler – Ruth Maurer

Abteilung Lexik

Abteilungsleiterin: Prof. Dr. Gisela Harras; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Ulrike Haß – Dr. Manfred W. Hellmann – Gabriele Hoppe – Dr. Michael Kinne – Monika Kolvenbach – Jacqueline Kubczak – Dr. Elisabeth Link – Dr. Wolfgang Mentrup – Isolde Nortmeyer – Dr. Günter Dietrich Schmidt – Helmut Schumacher – Dr. Gerhard Strauß; Dokumentar: Ulrich Wetz; Sekretärin: Karin Laton

Abteilung Sprache und Gesellschaft

Abteilungsleiter: Priv.Do. Dr. Werner Kallmeyer; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Franz Josef Berens – Dr. Inken Keim-Zingelmann – Dr. Wolfgang Klein, M.A. – Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos – Dipl. Psych. Dr. Werner Nothdurft, M.A. (beurlaubt) – Dip. Soz. Ulrich Reitemeier – Dr. Peter Schröder – Prof. Dr. Johannes Schwitalla; Sekretärinnen: Hanni Kohlhaselt – Ria Schiel

Abteilung Wissenschaftliche Dienste

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Tobias Brückner – Sylvia Dickgießer – Aloys M. Hagspihl – Gerhard Jakob (beurlaubt) – Robert Neumann – Dr. Margret Sperlbaum – Dipl. Math. Dr. Rudolf Schmidt (beurlaubt); Dokumentar: Konrad Plastwich; Mitarbeiter in der Datenverwaltung: Ingrid Conle – Claus Hoffmann – Rainer Krauß – Peter Mückenmüller – Wolfgang Scheurer – Uwe Sommer; Datenerfassung: Gerda Beck – Ursula Blum – Ursula Erbe; Bibliothekarinnen: Lucia Berst – Ines Klose – Dipl.Bibl. Eva Teubert; Sekretärin: Ingrid Karlsson

Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter: Harald Forschner; Verwaltungsangestellte: Willi Balschbach – Annemarie Eisinger – Leonore Kadzik – Hildegard Magis – Marianne Wardein – Hannelore Wittmann; Sekretariat: Doris Gerstel – Cornelia Pfützer-König; Telefonistin: Isolde Wetz; Hausmeister: Uwe Zipf; Reinigungsdienst: Lisa Bläß

5.5. Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil – Prof. Dr. Hans Neumann, Göttingen
– Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel

Ordentliche Mitglieder

Prof. Dr. Hans Altmann, München – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen –
Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum – Prof. Dr. Hermann Bausinger,
Tübingen – Prof. Dr. Werner Besch, Bonn – Prof. Dr. Anne Betten,
Regensburg – Prof. Dr. Klaus Brinker, Hamburg – Prof. Dr. Karl-Dieter
Bünting, Essen – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Dieter Cherubim,
Göttingen – Prof. Dr. Dr.h.c. Eugenio Coseriu, Tübingen – Prof.
Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim
– Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Hans-Werner Eroms,
Passau – Prof. Dr. Hellmut Geißner, Landau – Prof. Dr. Jan Goossens,
Münster – Prof. Dr. Elisabeth Gülich, Bielefeld – Prof. Dr. Walter Haas,
Freiburg/Schweiz – Prof. Dr. Franz Josef Hausmann, Erlangen – Prof.
Dr. Klaus Heger, Heidelberg – Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg
– Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Prof. Dr. Werner Hoffmann,
Mannheim – Prof. Dr. Klaus-Jürgen Hutterer, Graz – Prof. Dr. Ludwig
Jäger, Aachen – Gerhard Kaufmann, München – Prof. Dr. Herbert Kolb,
München – Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen – Prof. Dr. Theodor Lewandowski,
Köln – Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen
– Prof. Dr. Günter Neumann, Würzburg – Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart
– Dr.h.c. Otto Nüssler, Wiesbaden – Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg – Prof.
Dr. Uwe Pörksen, Freiburg – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier – Prof. Dr.
Rainer Rath, Saarbrücken – Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof.
Dr. Marga Reis, Tübingen – Prof. Dr. Gert Rickheit, Bielefeld – Prof. Dr.
Lutz Röhrich, Freiburg – Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum – Prof. Dr.
Albrecht Schöne, Göttingen – Prof. Dr. Rudolf Schützeichel, Münster – Prof.
Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon – Prof. Dr. Dieter Stellmacher, Göttingen
– Prof. Dr. Georg Stötzel, Düsseldorf – Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen
– Prof. Dr. Heinz Vater, Köln – Prof. Dr. Harald Weinrich, München
– Prof. Dr. Walter Weiss, Salzburg – Prof. Dr. Hans Wellmann, Augsburg
– Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg – Prof. Dr. Sigurd Wichter, Münster
– Prof. Dr. Peter Wiesinger, Wien – Prof. Dr. Werner Winter, Kiel – Prof.
Dr. Norbert Richard Wolf, Würzburg – Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf

Emeritiert: Prof. Dr. Klaus Baumgärtner, Stuttgart – Prof. Dr. Hennig
Brinkmann, Münster – Prof. Dr. Helmut Gipper, Wolbeck – Prof. Dr.

Gerhard Heilfurt, Marburg – Prof. Dr. Blanka Horacek, Wien – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Dr. Karl Korn, Bad Homburg – Prof. Dr. Reinhold Olesch, Köln – Prof. Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg – Prof. Dr. Hansjakob Seiler, Köln – Prof. Dr. Mario Wandruszka, Anif – Prof. Dr. Paul Zinsli, Bern

Korrespondierende Mitglieder in Europa

Prof. Dr. Werner Abraham, Groningen, Niederlande – Prof. Dr. Wladimir Admoni, Leningrad, UdSSR – Prof. Dr. Pierre Bange, Lyon, Frankreich – Prof. Dr. Andrzej Z. Bzdega, Poznań, Polen – Prof. Dr. Jan Czocharlski, Polen – Prof. Dr. Jean David, Metz, Frankreich – Prof. Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Prof. Dr. Martin Durrell, London, Großbritannien – Doz.Lic.Phil. Mogens Dyhr, Kopenhagen – Prof. Dr. Cathrine Fabricius-Hansen, Oslo, Norwegen – Prof. Dr. Franciszek Grucza, Warszawa, Polen – Prof. Dr. Fernand Hoffmann, Luxemburg – Prof. Dr. William Jones, London, Großbritannien – Prof. Dr. Wolfgang Klein, Nijmegen, Niederlande – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf, Schweiz – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Oulu, Finnland – Prof. Dr. Hans-Peter Kromann, Kopenhagen, Dänemark – Prof. Dr. Jacques Lerot, Louvain-la-Neuve, Belgien – Prof. Dr. Odo Leys, Leuven, Belgien – Prof. Dr. Kai B. Lindgren, Helsinki, Finnland – Prof. Dr. Zdeněk Masařík, Brno, ČSSR – Prof. Dr. S. Mironoff, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. Norbert Morciniec, Wrocław, Polen – Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Prof. Dr. Kurt Nyholm, Åbo, Finnland – Prof. Dr. Pavel Petkov, Sofia, Bulgarien – Prof. Dr. Marthe Philipp, Straßburg, Frankreich – Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden – Prof. Dr. Leslie Seiffert, Oxford, Großbritannien – Prof. Dr. Carlo Serra-Borneto, Rom, Italien – Prof. Dr. Emil Skála, Prag, ČSSR – Prof. Dr. Anthony William Stanforth, Edinburgh, Großbritannien – Prof. Dr. Birgit Stolt, Stockholm, Schweden – Prof. Dr. Aleksander Szulc, Kraków, Polen – Prof. Dr. Kalevi Tarvainen, Jyväskylä, Finnland – Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen – Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich – Prof. Dr. R.A. Wisbey, London, Großbritannien – Prof. Dr. Jean-Marie Zemb, Paris, Frankreich – Prof. Dr. Stanislav Žepić, Zagreb, Jugoslawien – Prof. Dr. Zoran Žiletić, Novi Beograd, Jugoslawien

Emeritiert: Prof. Dr. Eduard Beneš, Prag, CSSR – Prof. Dr. Torsten Dahlberg, Göteborg, Schweden – Prof. Dr. Erik Erämettä, Turku, Finnland – Prof. Dr. Jean Fourquet, Fresnes, Frankreich – Prof. Dr. K. Hyldgaard-Jensen, Göteborg, Schweden – Prof. Dr. Mihai Isbășescu, Bukarest, Rumänien – Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, Großbritannien – Prof. Dr. Gustav Korlén, Nacka, Schweden – Prof. Dr. Ivar Ljungerud, Lund, Schweden – Prof. Dr. Karl Mollay, Budapest,

Ungarn – Prof. Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Jugoslawien – Prof. Dr. Laurits Saltveit, Haugesund, Norwegen – Prof. Dr. Dr.h.c. Gilbert de Smet, Gent, Belgien – Prof. Dr. C. Soeteman, Oegstgeest, Niederlande

Korrespondierende Mitglieder in Übersee

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana, Ill., USA – Prof. Dr. Emmon Bach, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien – Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Madison, Wisconsin, USA – Prof. Dr. Marvin Folsom, Provo, Utah, USA – Prof. Dr. Tozo Hayakawa, Japan – Prof. Eijiro Iwasaki, Kamakura, Japan – Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Byron J. Koekkoek, Buffalo, N.Y., USA – Prof. Dr. Herbert Kufner, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien – Prof. Dr. W.P. Lehmann, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA

Emeritiert: Prof. Dr. Einar Haugen, Cambridge, Mass., USA – Prof. Dr. Georg Metcalf, Sacramento, California, USA – Prof. Dr. William G. Moulton, Princeton, N.Y., USA – Prof. Dr. Herbert Penzl, Berkeley, Calif., USA – Prof. Dr. Erwin Theodor Rosenthal, São Paulo, Brasilien – Prof. Dr. Otto Springer, Philadelphia, Pennsylvania, USA

5.6. Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen

Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil, Schweiz (Vorsitzender) – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Gisela Harras, IDS – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Dr. Wolfgang Mentrup, IDS – Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Dr. Burkhard Schaefer, Siegen – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Bernhard Weisgerber, Bonn – Prof. Dr. Hermann Zabel, Dortmund

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig (Vorsitzender) – Priv. Doz. Dr. Bernd Ulrich Biere, IDS (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Dr. H. Fotheringham, Wiesbaden – Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Prof. Dr. Willy Sanders, Bern – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Dr. Werner Scholze-Stubenrecht, Mannheim – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Helmut Walther, Wiesbaden – Dr. Gisela Zifonun, IDS

5.7. Beiräte

Beirat „Lexikon der Lehnwortbildung“

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Manfred Höfler, Düsseldorf
– Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier

Beirat „Lexikon der schweren Wörter“

Prof. Dr. Rudolf Beier, Siegen – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin
– Prof. Dr. Franz Josef Hausmann, Erlangen – Prof. Dr. Herbert Ernst
Wiegand, Heidelberg

Beirat „Schlichtung“

Prof. Dr. Konrad Ehlich, Dortmund – Prof. Dr. Klaus F. Röhl, Bochum
– Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg

Beirat „Kommunikation in der Stadt“

Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel – Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum
– Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel
– Prof. Dr. Brigitte Schlieben-Lange, Frankfurt/M. – Prof. Dr. Fritz
Schütze, Kassel

Beirat „Grammatik des heutigen Deutsch“

Prof. Dr. Hans Altmann, München – Prof. Dr. Hans-Werner Eroms,
Passau – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken

6. Besondere Nachrichten

Verstorben sind der Mitbegründer und Ehrenpräsident des IDS, Prof. Dr.
Dr. hc. mult. Hugo Moser, sowie die Mitglieder des Wissenschaftlichen
Rats Prof. Dr. Mirra Guchmann, Moskau; Dozent Dr. János Juhász,
Budapest; Prof. Dr. Cola Minis, Amsterdam.

7. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben

7.1. Personalstärke (Stand: 1.12.1989)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeitmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte	47
Verwaltungs-/technische Angestellte	32
Arbeiter	<u>1</u>
	80

7.2. Anschrift

Institut für deutsche Sprache

Friedrich-Karl-Straße 12

Postfach 101621

6800 Mannheim 1

Telefon (0621) 44010

7.3. Haushalte des Instituts im Berichtsjahr

Einnahmen:

Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Baden-Württemberg DM 3.803.450,-

Bundesministerium für Forschung

und Technologie DM 3.803.450,-

eigene Einnahmen DM 98.000,-

DM 7.704.900,-

Ausgaben:

Personalausgaben DM 6.154.200,-

Sachausgaben DM 1.550.700,-

Investitionen DM -

DM 7.704.900,-

Projekt DFN

Zuschußgeber: Verein zur Förderung eines deutschen

Forschungsnetzes e.V., Berlin

Sachmittel DM 3.450,-

DM 3.450,-

Projekt „Lehnwortbildung“

Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn

Personalmittel DM 37.000,-

DM 37.000,-

Projekt „Initiative Reaktionen“ (SFB 245)

Deutsche Forschungsgemeinschaft, Bonn

Personalmittel

DM 101.600,-

DM 101.600,-

Summe der Projektmittel

DM 142.050,-

Ordentlicher Haushalt

DM 7.704.900,-

DM 7.846.950,-

8. Veröffentlichungen im Jahre 1989

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von
Joachim Ballweg, Inken Keim-Zingelmann, Hugo Steger, Rainer
Wimmer

Schriftleitung: Sylvia Dickgießer

Cornelsen Verlag Schwann-Girardet, Düsseldorf

Band 76: Elke A. Siegl, Duden Ost – Duden West. Zur Sprache in
Deutschland seit 1945. Ein Vergleich der Leipziger und
der Mannheimer Dudenauflagen seit 1947. 1989

Band 77: Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deut-
sche Sprache (Hrsg.), Vorschlag zur Neuregelung der deut-
schen Rechtschreibung. Der kommentierte Vorschlag der Kom-
mission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche
Sprache, Mannheim, und die Stellungnahme der Gesellschaft
für deutsche Sprache, Wiesbaden, 1989

Band 78: Gerhard Schank, Redeerwähnung im Interview.
Strukturelle und konversationelle Analysen an vier
Interviewtypen. 1989

SCHRIFTEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Johannes Erben, Ingo Reiffenstein, Gerhard Stickel
Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

**Band 2: Gerhard Strauß/Ulrike Haß/Gisela Harras,
Brisante Wörter von „Agitation“ bis „Zeitgeist“.
Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. 1989**

VERGLEICHENDE GRAMMATIKEN

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Bibliographisches Institut, Mannheim

**Band 2,1 und 2,2: Nelson Cartagena/Hans-Martin Gauger, Vergleichende
Grammatik Spanisch-Deutsch. 1989**

DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

**Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, herausgege-
ben von Siegfried Grosse (Geschäftsführung), Odo Leys, Gerhard Stickel,
Johannes Schwitalla**

Redaktion: Franz Josef Berens

Erich Schmidt Verlag, Berlin

Jahrgang 1989: 4 Hefte

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG

**Institut für deutsche Sprache (Hrsg.), Institut für deutsche Sprache.
25 Jahre. 1989**

**Helmut Schumacher (unter Mitarbeit von Aloys M. Hagspühl), Valenzbi-
bliographie (Stand Juni 1988). 2. erw. Auflage. 1988 (ausgeliefert 1989)**

**Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft. Sprachwissen-
schaftliche Forschungsvorhaben 1987/1988. 1989**

Bearbeiter: Konrad Plastwich

Tobias Brückner, REFER. Benutzerhandbuch. 1989

**LDV-INFO. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Daten-
verarbeitung. Heft 7. 1989**

SPRACHREPORT. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Redaktion: Bernd Ulrich Biere, Ulrike Haß, Bruno Strecker, Wolfgang Teubert

Jahrgang 1989: 4 Hefte

Im Auftrag des Auswärtigen Amtes:

Joachim Born/Sylvia Dickgießer, Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder (im Druck)

GERHARD STRAUSS/ULRIKE HASS/GISELA HARRAS

Brisante Wörter

von Agitation bis Zeitgeist

Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch

Groß-Oktav. VIII, 778 Seiten. 1989. Kartoniert DM 58,—

ISBN 3 11 012078 X

(Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Band 2)

In diesem Lexikon werden in verständlicher, diskursiver Weise Wörter beschrieben, deren Verwendung die sprachliche Verständigung erschweren oder sogar stören können, also Wörter, die unter verschiedenen Gesichtspunkten erklärungsbedürftig sind, z. B., weil mit ihnen unterschiedliche Wertsetzungen und Einschätzungen verbunden sein können, weil mit ihnen typischerweise beschönigende oder übertragene, bildliche Verwendungen verknüpft sind, weil sie gezielt als Schlag- und vage Modewörter verwendbar sind, weil sie (auch) Bestandteile fachsprachlicher Vokabularien sind oder weil an ihre Verwendung bestimmte Prestigeansprüche geknüpft sein können.

Für solche konflikträchtigen oder brisanten Wörter bzw. ihre charakteristischen Merkmale ist in den gängigen Wörterbüchern bisher noch keine angemessene Darstellungs- und Beschreibungsform gefunden worden, eine Lücke, die mit den exemplarischen Wortartikeln dieses Lexikons ansatzweise geschlossen werden soll.

Das Lexikon eignet sich wegen seiner exemplarischen und zugleich systematisch-erschöpfenden Darstellung außer als aktuelles Nachschlagewerk besonders als Wörter-Lesebuch, in dem man nicht nur gezielt nach Informationen suchen, sondern auch mit Gewinn schmökern kann.

Preisänderung vorbehalten

Walter de Gruyter

Berlin · New York

FRIEDRICH KLUGE

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

22. Auflage

unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor

völlig neu bearbeitet von

Elmar Seebold

Groß-Oktav. LXVI, 822 Seiten. 1989. Ganzleinen DM 68,—
ISBN 3 11 006800 1

Woher die Wörter unserer Sprache kommen, was sie „eigentlich“ bedeuten, mit welchen anderen Wörtern sie zusammenhängen, welche sachlichen Erfahrungen und kulturgeschichtlichen Hintergründe ihr Gebrauch spiegelt — dieses und vieles andere findet man im KLUGE.

Dieses Wörterbuch wird nun in gänzlich neuer Form vorgelegt. Es ist den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen angepaßt, folgt modernen Forderungen an den Aufbau eines Wörterbuchs und enthält ca. 14.000 Stichwörter.

Neu ist auch die systematische Berücksichtigung der Fremdwörter, so daß jetzt z. B. *Abitur*, *Gag*, *Striptease* behandelt werden. Dem Wörterbuch ist eine Einführung in die zugrunde gelegte Terminologie beigelegt. Diese Einführung wird durch ein eigenes Register erschlossen.

Preisänderung vorbehalten

Walter de Gruyter

Berlin · New York

Mit der Erforschung und Dokumentation des heutigen Deutsch befaßt sich das Institut für deutsche Sprache (IDS) seit seiner Gründung im Jahr 1964. Diesem wissenschaftlichen Dauerauftrag entsprechend war die internationale Tagung zum 25-jährigen Jubiläum des Instituts der deutschen Gegenwartssprache und ihrer Entwicklung gewidmet. Das Jahrbuch vereint die Tagungsbeiträge, in denen eine kritische Lagebeschreibung und illustrative Kurzdiachronie des Deutschen geboten wird. Wissenschaftler aus den deutschsprachigen Ländern behandeln die Gegenwartssprache unter den ausgewählten Aspekten:

- Politischer Sprachgebrauch und seine Kritik
- Gemeinsprache und Fachsprache
- Sprache im Fernsehen
- Sprache der neueren Literatur
- Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten
- Sprachfähigkeit von Gymnasiasten und Studenten
- Entwicklung der Rhetorik
- Qualitätsverlust in der Gegenwartssprache?
- Fremd- und Lehnwörter
- Zur Neuregelung der Rechtschreibung

Ergänzt wird das Jahrbuch durch Berichte über die bisherigen Arbeiten des Instituts und über seine Forschungsplanung.